Treppenwitz

der

Weltgeschichte

von

W. L. Hertslet.

Vierte, neu bearbeitete Auflage.

Berlin.
Haude & Spener'sche Buchhandlung
(F. Weidling)
1895.

Treppenwitz der Weltgeschichte.

„Bist Du beschränkt, daß neues Wort Dich stört?
Willst Du nur hören, was Du schon gehört?"
Goethe; Faust Thl. II, Akt 1.

Treppenwitz

der

Weltgeschichte

von

W. L. Hertslet.

Vierte,
neu bearbeitete Auflage.

Berlin
Haude und Spener'sche Buchhandlung
(F. Weidling)
1895.

Vorwort.

So freundlich auch die früheren Auflagen dieses Werkchens von der Kritik und vom Publikum aufgenommen worden sind, so hatte man doch hier und da behauptet, es wäre mit lieb gewordenen Illusionen zu strenge ins Gericht gegangen, mit anderen Worten, ich wäre nach der bekannten englischen Redensart verfahren „wie der Bull im Porzellanladen". Das Buch hatte aber nicht nur hübsche und rührende Anekdoten und Aussprüche als unhistorisch aufgezählt, sondern auch viele greuliche Schandthaten. Außerdem hatte ich in der ersten Auflage wohl von keiner einzigen Anekdote die historische Wahrheit auf meine *eigene* Rechnung bestritten, sondern nur eine Sammlung von Zweifeln *Anderer* zusammengestellt, fast ohne Ausnahme *mit* Quellenangabe. Danach wäre ich gewiß nicht der Bull im Porzellanladen, sondern höchstens ein Händler, der ausschließlich zerbrochenes Porzellan feil hält: vergoldete Vasen ohne Henkel und menschliche Figuren ohne Köpfe. Aber selbst dieser Vorwurf wäre noch zu hart. Es scheint mir auch mehr, ich hätte nur die Blumen aus dem Korn gezogen, wo sie nicht hin gehören und meinen Laden damit geschmückt, und Herren und Damen sind gekommen und haben gekauft, viele *vielleicht weniger weil die Blumen keine Wurzeln mehr hatten, als weil die Blüten so farben-*

prächtig waren, nicht wegen der Widerlegung, sondern wegen des Widerlegten.

Als der Erlöser am Kreuz hing und das müde Haupt im Sterben neigte, zitterten alle Bäume ob des Entsetzlichen, das geschah, nur die Espe nicht; darauf hat der Herr sie verflucht und ihre Blätter zittern noch heute beständig, auch wenn sich kein Lüftchen regt; — und ein Vögelchen, von Mitleid ergriffen, näherte sich dem Kreuze und versuchte, mit Flügelschlägen sich schwebend erhaltend, die Nägel aus den Händen herauszuziehen; noch heute sieht man am Rotkehlchen die Blutspuren davon. — Wen erfreuen nicht diese beiden Legenden und wen stört es, in der Empfindung ihrer rührenden Einfalt und Schönheit, daß man sie nicht wörtlich nehmen darf? Wer fühlt es nicht, daß sie, indem sie Tier und Pflanze Mitleid empfindend schildern, auf die unzugängliche Härte des menschlichen Herzens hindeuten wollen. Wird aber eine solche symbolische Sage — und dergleichen sind die meisten Anekdoten, deren Unrichtigkeit als Geschichte ich verzeichnet habe —, als Geschichte erzählt, so steigen natürlicherweise sofort allerhand Bedenken in uns auf und trüben den reinen Genuß, — ein Übelstand, der ganz wegfällt, wenn man sie giebt als das, was sie ist.

Fast wörtlich kann man auf den Treppenwitz der Weltgeschichte die schönen Verse anwenden, welche Friedrich von Sallet in seinem Laien-Evangelium über die Sage gedichtet hat:

„Die fromme Sage gleicht dem goldnen Ei,
Das blinkt geheimnisvoll aus weichem Neste.
Neugier'ge Kinder lockt der Glanz herbei,
Wird ihnen Tag für Tag zu neuem Feste.

Sie ahnen nicht in frohem Kindesmut,
Daß in dem Ei lebend'ge Kräfte gähren,
Bis es bebrütet von des Geistes Glut,
Den goldnen Wundervogel muß gebären.

Wie sie sich wieder nah'n, da ist's entzwei,
Sie schelten, kindisch, des Zerstörers Tücke,
Und halten unter Weinen und Geschrei
In schwachen Händen die zerbroch'nen Stücke.

Thörichte Kinder! Aus dem Gipfel dort
Hört ihr den Sang des Vogels nicht erklingen?
Das Wesen ist erwacht, der Schein ist fort,
Vor dem Gedanken muß die Schale springen.

Es spricht die Sage tief und ahnungsvoll;
Nur wenn ihr sie uns aufzwingt als Geschichte,
Dann macht ihr sie zum Märchen, zwecklos toll,
Und den lebend'gen Geist in ihr zu nichte."

Die Treppenwitze der Weltgeschichte werden nach wie vor erzählt, sie werden von Leuten, die nicht viel Zeit zu lesen haben, nach wie vor geglaubt werden, nicht weil sie wahr sind, sondern weil sie gut sind; aber dem tiefer Blickenden wird es interessant sein zu beachten, nach welchem Gesetze sie sich bilden und wie sie in dem einförmigen Saatfeld der Geschichte in schillernden Farben erblühn. Wenn ich nur das Eine erreicht habe, daß man nicht mehr sagt, „diese Anekdote ist wahrscheinlich historisch, denn sie ist sehr charakteristisch", bin ich wohl zufrieden.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Ein jeder wird gewiß schon an sich selbst die Erfahrung gemacht haben, wenn er ein Abenteuer zu erzählen hat, bei dem die Zuhörer nicht dabei gewesen, wo er also freies Feld hat und auch seine Phantasie ein Wörtchen mitreden lassen darf, daß er dann — und wäre er auch der ehrlichste, aufrichtigste Mensch von der Welt — die Spitze ein klein wenig verbessert und schärfer und klarer hinstellt, störende Einzelheiten wegläßt und über das Ganze gewiß denjenigen Zauber verbreitet, den die Erinnerung so gern und ohne weitere Kosten über alles ihr Angehörige ausstrahlt, während die Gegenwart desselben fast nimmer teilhaftig wird. — Aber was will das sagen gegen den *esprit d'escalier* der Geschichte, die sich mit solchen Verschönerungen nicht begnügt, sondern ihre Pointen meist geradezu erfindet. Unser Vorschlag ist, daß jeder, der sich seit seinen Jugendjahren nicht speziell mit Geschichte beschäftigt hat, sich einmal frage, welche Begebenheiten ihm wohl am besten noch erinnerlich, welche Stichwörter ihm als Charakteristik ganzer Zeitalter oder einzelner Parteien und Personen noch lebhaft im Gedächtnis geblieben sind. Giebt er sich die Mühe und stellt er sie alle nebeneinander, so wollen wir ihm hiermit a priori versichern, also ohne die Zusammenstellung gesehen zu haben, daß die meisten dieser Stichwörter, dieser interessanten historischen „Fakta" rc. unhistorisch sind, daß sie sich in den Schriften der Zeitgenossen größtenteils nicht nachweisen lassen und daß erst der Treppenwitz späterer Geschlechter den böhmischen Stein

eingesetzt hat, der jetzt so augenfangend funkelt. Aus den folgenden Notizen wird man ersehen, wie gerade das Pikante, das Rührende, das Ergreifende, das Begeisternde, ja das Hinreißende in der Geschichte meistens — gelogen ist. Eben das, was sich am leichtesten dem Gedächtnis einprägt, ist fast immer Schwindel, gut erfundene Reklame, die zur Motivierung eines brauchbaren Stichworts dienen muß und dient — *une fable convenue.*

Du bist zu einer Audienz bestellt, sei es bei einem Fürsten, sei es bei einem sonst einflußreichen Herrn, welche vielleicht über dein Lebensglück entscheiden soll; durch eine verbindliche, gefällige, sinnreiche Antwort könntest du leicht das Zünglein in der Wage zu deinen Gunsten ausschlagen lassen; aber die Unbefangenheit fehlt — teils durch das Bewußtsein der Wichtigkeit des Augenblicks, teils wegen der Gegenwart der hohen Person; — die Manschetten werden zu kurz, der Frack unter den Achseln zu eng. Zu einer sinnreichen Bemerkung gehört immer eine doppelte Gedankenverbindung, eine Gedankenmasche, mit der man den andern bestrickt; ihre niedrigste, sich nur miteindrängelnde, eigentlich hinkende und daher verrufene Art ist das Wortspiel.

„Seines Geistes Armut zeigt,
Wer zum Wortspiel niedersteigt.“

Gleim.

Diese doppelte Verbindung ist nun aber durch die Befangenheit vollständig ausgehakt; mit Mühe nur kommt die einfache zu Stande und häufig versagt auch diese, so daß der Bittsteller sich selbst das Armutszeugnis ausstellt, zu erklären, er könne unmöglich die Gefühle ausdrücken, die ihn beseelen, — eine Versicherung, die hochgestellte Personen meistens schon so oft gehört haben, daß sie ihnen über alle Maßen flach und läppisch vorkommen muß. — Die Audienz ist zu Ende; der Bittsteller geht die Treppe hinunter; der nervösstimmende Augenblick der Entscheidung ist vorüber, die bangemachende hohe Person nicht mehr gegenwärtig, die

Manschetten haben ihre normale Länge wieder erlangt, der Frack schnürt nicht mehr, die Gehirnfasern telegraphieren einander wieder in normaler Weise, „der Blöde wird freier und freier“ — und da „wie zugeflüstert“ springt ihm die treffende Antwort ins Bewußtsein — Senf nach der Mahlzeit.

Der Geschichte nun fällt, gradeso wie dem von der Audienz die Treppe herunterkommenden Bittsteller, ein pikantes, grade passendes Wort, eine dramatisch-ergreifende Gruppierung der Personen und Ereignisse in Raum und Zeit, fast immer erst hinterdrein ein. Auch sie ist „*after-witted*“. Nur wird es ihr leichter als dem Bittsteller, das Versäumte nachträglich in das Protokoll eintragen zu lassen — was sie denn auch thut. *Se non è vero, è ben trovato.*

Zuerst führte mich auf dieses Thema die Bemerkung Büchmanns in seinen „Geflügelten Worten“, daß ein untrügliches Kennzeichen eines allgemein gewordenen Citats die Veränderung seiner ursprünglichen Form sei, während zu gleicher Zeit die so veränderte Form hartnäckig als die allein richtige verteidigt werde. Einen weiteren Anstoß gab Fourniers „*l'Esprit dans l'Histoire*“, worin er, obwohl nicht absichtlich, zeigt, daß die meisten hübschen Anekdoten und geistreichen Redewendungen in der französischen Geschichte erfunden sind. Bei der großen Vorliebe der Franzosen für das Zugespitzte, bequem Anführbare glaubte ich anfangs, es wäre nur bei ihnen eine solche Menge von „Treppenwitzen der Weltgeschichte“ nachzuweisen, wie es Fournier im Stande ist; ich überzeugte mich aber bald, daß die Nationen darin, wie in den meisten andern Sachen, einander nicht viel vorzuwerfen haben.

Woher aber stammen diese vielen Unrichtigkeiten, dieser Aufputz, mit welchem man das trockene Register von Zahlen, Namen und Ereignissen hier und da auszuputzen für gut befunden hat? Zuerst wohl aus dem persönlichen Interesse der Geschichtsschreiber, sowie aus ihrer Vorliebe für das Volk

oder die Partei, der sie zufällig angehörten. Mancher Memoirenschreiber drängt sich so oft als möglich und oft unbeholfenerweise in den Vordergrund, — alle Memoirenschreiber aber sind in entzückender Weise liebenswürdig, von unbeugsamem Ehrgefühl beseelt und — was wirklich merkwürdig ist — durchschauen alle diejenigen ihrer Mitmenschen, mit denen sie in Berührung kommen, — meistens Mittelware —, bis ins innerste Herz. Es ist ein Jammer, daß nicht alle Menschen Memoirenschreiber sind. — Dann aber schiebt man auch seinem Volke oder seiner Partei die Sachen gerne ein wenig zurecht, verzerrt sie dagegen den außen- oder gegenüberstehenden; in dieser Richtung sündigen wohl am meisten die Schulbücher und die Verfasser der Religionsgeschichte; sind doch die heiligen Legenden mit ihren fortwährenden Einmischungen höherer Wesen zu Gunsten der zufälligen Religion des Erzählers eben — Legenden.

Dieses alles aber erklärt nur einen Teil der Treppenwitze; die Hauptsache ist wohl diese: die Geschichte ist dem großen Publikum langweilig! Das Historische ist nicht rhetorisch und umgekehrt; eine ganz wahrheitsgetreue Erzählung dessen, was sich während eines bestimmten Zeitraums ereignet hat, würde uns fast immer anwidern, wie der Schaukasten eines Vorstadt-Photographen, der seine Bilder nicht zu retouchieren versteht. Ein zweiter Lessing könnte einen zweiten „Laokoon“ schreiben über den Unterschied der Geschichte und der Kunst. Die Geschichte, wie sie sein sollte, wäre für die Kunst unbrauchbar. Sie wäre nicht poetisch, weder episch noch dramatisch, weder malerisch, noch dürfte sie dem Marmor irgendwie entgegenkommen. Ungern würde sie sich selbst jeder systematischen Darstellung fügen und mit ihrer bleiernen Alltäglichkeit dem Historiker das Aufrechterhalten seiner Würde ermüdend schwer machen, indem sie ihn zwingen würde, sich hauptsächlich mit, wenigstens anscheinend, läppischen, trivialen Dingen zu befassen. Ein schöner Stil wäre ihm fast unerreichbar. Sehr naiver-, aber richtigerweise im Sinne der meisten bemerkt daher

Prosper Mérimée: „*Je n'aime de l'histoire que les anecdotes*". (Vorwort zu *Chronique du Règne de Charles IX.*) *)

Die Geschichte ist unpoetisch. Man nehme die bekanntesten historischen Dramen Schillers und sehe, wie er sich den vorhandenen Stoff hat zustutzen müssen und wie gerade immer die Pointe von ihm am meisten umgestaltet, wo nicht ganz erfunden ist. Der historische Fiesko ist zufällig ertrunken, nicht durch eine absichtliche Handlung seiner Feinde. Der wirkliche Don Carlos war weder, wie ihn uns Schiller, dem St. Réal folgend, vorführt, ein Ausbund von Liebenswürdigkeit, ein sentimentaler Held der Rede, noch wie Llorente in seiner Geschichte der Inquisition ihn beschreibt, ein widerwärtiges Ungeheuer (cfr. Ranke, historisch-biographische Studien, Leipzig 1877; Büdinger, Don Carlos' Haft und Tod insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie, Wien und Leipzig 1891). Doch ist Schiller im Ganzen bei seiner Charakteristik des Titelhelden von der Geschichte nicht so weit abgewichen, als man gewöhnlich glaubt. Der Marquis von Posa, ermordet 3. Sept. 1569, war jedoch nicht ein Freund und Altersgenosse des Prinzen; ein Sohn eines Marquis von Posa, Bruder Dominic de Rojas, Dominikanermönch, wurde sogar am 8. Oktober 1559 in Valladolid in Gegenwart des Prinzen in einem der teuflischen Autos verbrannt, in welchen die „Religion der Liebe", atavistisch in den semitischen Molochdienst zurückschlagend, damals schwelgte. Von der romantischen Verklärung und dem verführerischen Schimmer, mit denen Schiller die Prinzessin Eboli umkleidet hat, bleibt für die geschichtliche Betrachtung nichts übrig. Selbst den Namen Eboli erhielt die wirkliche Prinzessin erst nach ihrer Verheiratung; sie entstammte vielmehr dem Hause Mendoza. — Wallenstein ist noch eines der treuesten Stücke, und doch, wie hat

---

*) „*Il n'y a d'histoire digne d'attention que celle des peuples libres; l'histoire des peuples soumis au despotisme n'est qu'un recueil d'anecdotes*". (*Chamfort.*)

Schiller an dem Stoffe feilen und putzen müssen, um ihn darstellbar zu machen. Im Schlosse zu Friedland (in Böhmen), jetzt der Familie Clam-Gallas gehörend, findet man ein Portrait des Feldherrn, zu welchem derselbe dem Maler selbst gesessen; nach beglaubigten Dokumenten ist es das ähnlichste, welches auf uns gekommen, während das im Schlosse Dux bei Teplitz, dem heutigen Sitze der Waldsteins, mehr oder weniger ein Phantasiegebilde des Künstlers sein soll. Schiller dürfte nur das im Rathause zu Eger befindliche gekannt haben, welches von van Dyk herrühren soll. Das Folgende ist einem Artikel der Zeitschrift „Europa“ (Jahrgang 1870) von H. Scheube entnommen:

„Wir pflegen uns den berühmten Heerführer des dreißigjährigen Krieges als einen finster blickenden Mann mit kurz geschorenem, rotem Haupthaar und starkem, gleichfarbigem Zwickelbart vorzustellen; als solchen zeigt ihn das im Rathause zu Eger hängende Bildnis, desgleichen das in der Galerie des Metternichschen Schlosses Königswerth befindliche. Das Friedländer Bild weicht hiervon vollständig ab. Wir erblicken auf demselben eine mittelgroße Gestalt mit einem auffallend spitzen kleinen Kopfe, welchen bis über die Schultern hinabfallendes braunes Haar umwallt, ganz so, wie wir es auf den Portraits seines großen Gegners, Gustav Adolfs von Schweden sehen. Auch der spärliche Schnurr- und der Zwickelbart sind braun. Das schmale Gesicht hat einen matten, verschleierten, beinahe krankhaften Ausdruck! Von dem ihm nachgerühmten Adlerblicke läßt sich nichts gewahren. Verschlagenheit, Hinterlist und Heimtücke lesen wir wohl in diesen gekniffenen, gespannten Zügen, vom Genius des Helden steht nichts darin, und ein solcher — das haben seitdem die geschichtlichen Forschungen genugsam dargethan — ist Wallenstein ja auch nicht gewesen, höchstens ein um kein Mittel verlegener, geschickter Parteigänger und Intriguant. Die Tracht ist das allgemeine Offizierskostüm jener Tage, wie wir es noch bei Cromwell finden: gelbes Lederkoller, weiche Rollstiefel, Stulphandschuhe und bequasteter, sich breit über das Wams umlegender, weißer Leinwandkragen. „Albrecht Eusebius Graf von Waldstein“, so lautet die Inschrift auf dem am oberen Rande des Rahmens eingefügten Schilde. Alle anderen Portraits Wallensteins, die ich gesehen, machten einen ungleich bedeutenderen Eindruck; an dem des Friedländer Schlosses würde der Beschauer vielleicht gleichgültig vorübergehen, wüßte er nicht, wessen Conterfei er gegenüberstände. Zur Linken des Bildes hängt ein Kniestück: Marie Elisabeth, die nachmalige Gemahlin eines Grafen Rudolph von Kaunitz, Wallensteins Tochter aus seiner zweiten Ehe mit Isabella Gräfin von Harrach. Es ist Schillers Thekla, die schöne schwärmerische Thekla, welche „der Eichwald brauset, die Wolken ziehn“ in die Nacht hinausklagt, in angstvoller Sehnsucht nach ihrem geliebten Max. Hätte Schiller nur einen Blick auf dies langgedehnte, fadblonde Gesicht mit den eiseskalten, nichtssagenden Zügen gethan, — wer weiß, ob er uns die unsterbliche Gestalt seiner Thekla hinterlassen haben würde. Da ist auch nicht ein Hauch von poetisch-romantischem Schmelze, der diese frostige Marie Elisabeth mit ihrer ewig langen Wespentaille und dem horriblen Gebäude weißblonder Locken umkleidet. Keck und hochmütig schaut sie in die Welt hinein, wie eine moderne, hochadlige Pensionscomtesse.“

Über „Max“ ist' nach einem 1874 in der Oberlausitzer Ge= Gesellschaft der Wissenschaften von Dr. Paur gehaltenen Vortrage zu bemerken, daß Octavio Piccolomini zwei Neffen und einen entfernten Verwandten hat zu sich kommen lassen, um an ihnen Vaterstelle zu vertreten; einer der Neffen hieß Max (cfr. Düntzer, Erläuterungen zu Wallenstein, 2. Aufl. 1877 S. 184 Anm.); sein Name steht auch unter dem sogenannten „Pilsener Schluß“; doch hat Schiller die Hauptzüge seines bei jungen Damen so beliebten Helden einem Max Wallenstein entlehnt, der Wallensteins jüngerer Vetter war. — Wie dramatisch wirksam sind nicht die letzten Worte des Stückes (Gordons, indem er das kaiserliche Schreiben überreicht): „Dem Fürsten Piccolomini.“ In Wirklichkeit ging es aber nicht so schnell; Octavio wurde erst 1639, also vier Jahre später, zum Herzog von Almalfi ernannt und erst am 8. Oktober 1650 in den erblichen Reichsfürstenstand erhoben. — Bei „Maria Stuart“ liegt wohl der Haupteffekt in der Szene der Zusammenkunft der beiden Königinnen; es ist gewiß, daß sie sich nie gesehen haben; auch daß Maria in der letzten Zeit ihrer Gefangenschaft so vielen Männern, die in ihre Nähe kommen, gefährlich wird, ist eine poetische Licenz; denn die historische Maria war bei ihrem Tode über 45 Jahre alt; als junge Königin hatte sie aber bekanntlich durchaus nicht bedacht, was sie ihrer Stellung schuldig war. — Die „Jungfrau von Orleans“ stirbt poetisch ohne Schmerz und die Fahnen der Truppen senken sich auf sie nieder; nach der Geschichte ist sie bekanntlich von den Engländern als Hexe verbrannt worden (1431). Sie hat anch nicht in ihrer Jugend Schafe und andere Tiere gehütet. In einem 1889 in Paris erschienenen Werke von Lesigne: *la fin d'une légende* wird überhaupt der Ruhm der Jungfrau auf ein Kleinstes herabgesetzt. Es wäre nicht richtig, daß sie Orleans entsetzt; der König hätte vielmehr nur ihre „hysterische Begeisterung“ als nützliches Werkzeug gebraucht. — Auch daß Agnes Sorel, des Königs Karl VII.

Mut einflößende Beraterin gewesen, ist unhistorisch; sie wurde erst 1434 seine Geliebte*). — Die Erzählung von Tell endlich ist gänzlich unhistorisch. — (Vergleiche weiter unten.)

Der von Byron so schön besungene Gefangene von Chillon:

My hair is grey, but not with years,
Nor grew it white
In a single night,
As men's have done from sudden fears,

hieß Franz Bonivard. Byron benutzt einen regnerischen Nachmittag, den berühmten Kerker zu besuchen, wo Bonivard vier Jahre lang von 1532—1536 vom Herzog von Savoyen gefangen gehalten worden, nachdem er schon vorher zwei Jahre in milderer Haft gewesen war. Am 29. März 1536 wurde Schloß Chillon von den vereinigten Genfern und Bernern erstürmt und Bonivard befreit. Die mitgefangenen Brüder Bonivards hat Byron dazu erfunden, um die Sache dramatisch gestalten zu können. Daß sich Bonivard nach seiner Freilassung bis zu seinem Tode noch viermal verheiratet hat, und außerdem noch wegen liederlichen Lebenswandels einmal vor den Genfer Rat citiert und zum Kirchenbesuch (!) zweimal die Woche verurteilt wurde, erwähnt Byron natürlich nicht.

Durch diese kleine Abschweifung, der man leicht Parallelen aus Shakespeare, Goethe (über Tasso, s. Italiener) und andern Dramatikern, sowie auch aus historischen Romanschriftstellern, besonders aus Walter Scott, an die Seite stellen könnte, habe ich die bekannte Thatsache illustrieren wollen, daß der Dichter genötigt ist, den Stoff zu veredeln, den die Chroniken ihm überliefern. Es ist dies sein Recht und töricht, ihm

*) Die erste Andeutung des falschen Berichtes findet man bei Jean de Bueil, Admiral und Vertrauter des Königs, in seinem Roman *le Jouvencel*, jedoch ohne daß Agnes genannt wird; in die Geschichte führte ihn du Haillan ein mit Nennung des Namens, doch nur als ein *on dit*; populär wurde sie durch Brantôme in seinen *Vies des dames galantes*; Béranger endlich setzte sie in Verse; vergl. Semmig, die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen; Leipzig 1885.

deshalb Vorwürfe zu machen; denn die Bühne ist kein Katheder. Wohl aber sind das Drama und der historische Roman zwei der Hauptquellen für die „Treppenwitze der Weltgeschichte", weil gewiß mehr Menschen ins Theater, als zum Professor der Geschichte ins Kolleg gehen und weil Dichtungen und Romane mehr als Geschichtswerke gelesen werden; aber man hält die Kunst und die Geschichte nicht auseinander; dieser gefallen auch wohl die Flitter, welche jene ihr angesteckt, und sie sträubt sich nicht, wenn man sie ihr nicht nimmt. *„La vie des héros a enrichi l'histoire, et l'histoire a embelli les actions des héros." Labruyère, des ouvrages de l'esprit.*

Die Geschichte ist auch nicht malerisch; sie möchte wohl gern ein ergreifendes Bild herstellen, versteht es aber nicht. Der Maler muß grade so feilen und putzen, weglassen und hinzuthun wie der Dichter, und mit Vorliebe haben sich die Maler immer gerade die Treppenwitze der Weltgeschichte zu Vorwürfen genommen. Die meisten „historischen" Gemälde stellen Unhistorisches dar, so daß durch sie viele Irrtümer verbreitet worden sind. Am schlimmsten wird die Sache, wenn der Maler ein historisches Ereignis nach einem Gedicht malt. Man zeigte Uhland einst eine Illustration zu einem seiner historischen Gedichte; allein er bemerkte:

„Ich liebe solche Bilder nicht. Die Maler sollten derlei Gegenstände nicht zum Vorwurfe ihrer Kunst machen. Entweder sollten sie wirkliche Geschichten darstellen oder nur Gedichte rein poetischen Inhalts illustrieren. Historische Stoffe, welche einmal den Weg durch Sage und dichterische Form hindurch gemacht, führen den Künstler auf einen Zwitterboden, der sehr bedenklich ist, denn indem auch der Maler dem fort und fort verwandelten Stoffe noch einmal in seiner Weise ein eigenes Gepräge giebt, geht zu leicht die historische Wahrheit, Ursprünglichkeit und Kraft verloren." (Aus einem Feuilleton der „Neuen freien Presse". Wien, vom 4. Juli 1882: Im Hause Uhlands von Joseph Rank.)

Ebensowenig als die Geschichte malerisch ist, ist sie systematisch; wenigstens ist sie es nicht augenscheinlich; ihr Regisseur steht noch unter dem eines herumziehenden Provinzialtheaters. Die Scenen greifen nicht gehörig in einander, die

Mitwirkenden fallen häufig aus der Rolle. Auf große Ursachen folgen langsam große Wirkungen, wie bei Lamarck und Darwin ganz allmählich eine Species aus der andern entsteht; aber wohl nie hebt sich der Zusammenhang solcher großen Ursachen und großen Wirkungen von einem in angemessener Stimmung gehaltenen Hintergrunde theatralisch deutlich ab. Das müssen vielmehr erst Dramatiker und Epiker besorgen:

„Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied."
Schiller, die Künstler, Zeile 225—28.

Als ein Beispiel der Plumpheit der Geschichte und wie sie „den Anschluß versäumt" erinnern wir an den 9. Thermidor des Jahres II der französischen Republik; gerade zu der Stunde als Robespierre im Konvent zusammenbricht, bewegt sich ein Zug von sechzig oder achtzig zum Tode Verurteilten zum Richtplatz.

Als dieser Zug in die *rue St. Honoré* einbiegt, trifft er auf eine Ansammlung von Personen, denen das Ereignis im Konvent schon bekannt geworden; man macht Miene die Gefangenen zu befreien; da kommt der betrunkene, soeben abgesetzte, aber noch nicht verhaftete General der Nationalgarde Hanriot mit einem Reiterschwarm und erhält der Guillotine ihr Opfer! Der Henker Sanson ließ anfragen, ob man die Hinrichtung der veränderten Umstände wegen nicht aufschieben solle; aber der Staatsanwalt Fouquier-Tinville befahl, „der ‚Gerechtigkeit' freien Lauf zu lassen"; — Der Dichter André Chénier soll unter den Gemordeten gewesen sein (?). Am 10. Thermidor wurde Hanriot mit Robespierre und anderen zusammen guillotiniert; Fouquier am 5. Mai 1795.

Ein anderes; als der französische General Championnet im Januar 1799 in Neapel einrückte, wurde die „Parthenopäische

Republik" proklamiert. Aber, nachdem in der Schlacht bei Novi Joubert den Heldentod gestorben und die vereinigten Russen und Österreicher Sieger geblieben (15. August 1799), mußten die Franzosen von Neapel abziehn und die aus Sizilien zurückgekehrten Bourbons wüteten in ihrer eigenen Hauptstadt schlimmer, als einst die Jakobiner in Frankreich. „Über viertausend der angesehensten Männer und Frauen starben auf dem Blutgerüst oder in gräßlichen Kerkern". Erst vom 27. Dezember 1805 datiert das Dekret Napoleons aus Schönbrunn: „*la dynastie de Naples a cessé de regner*"; — auch das war eine Plumpheit der Weltgeschichte.

Die unmittelbare Ursache (*la cause occasionnelle*), die letzte Feder, welche den Rücken des Kameels zerbricht, wird in der Wirklichkeit oft höchst unbedeutend, ja läppisch sein. Diejenigen Historiker irren zwar, welche hiervon getäuscht, ähnlich dem Bauern in den Acharnern des Aristophanes (Vers 500 ff.), bei allen großen Begebenheiten nach einer Weiberzänkerei, kleinen persönlichen Empfindlichkeiten oder dergleichen gesucht haben, welche die große Wirkung haben herbeiführen sollen, aber ebenso irren diejenigen, welche alles, was sich an Bedeutendem ereignet, auf einzelne große Ursachen zurückleiten und, um mit Frau v. Staël zu reden, „die Menschheit anonym machen wollen", so daß, wenn man diese einzelnen großen Ursachen, also etwa die Existenz weiser Fürsten, Staatsmänner, Denker oder auch ihrer Antipoden wegnähme, die Geschichte eine ganz andere geworden wäre, worin man denn *à la* Carlyle bis zum *hero-worship*, oder „Kultus des Genius" gelangt. Allein in Wirklichkeit sind die Ursachen in der Geschichte unscheinbar, wie die ersten Quellen eines Stromes, und die größten Geister verdanken ihrer Zeit doch immer mehr als diese ihnen. In fast schwermütiger Weise äußert Draper diese Ansicht:

„Es giebt zwei Arten historischer Darstellung, die künstlerische und die wissenschaftliche. Jene setzt voraus, daß die Menschen die Ereignisse hervorrufen; sie sucht sich daher eine hervorragende Persönlichkeit aus, schildert sie in phan-

tastischer Weise und macht sie zum Helden der ganzen Erzählung. Diese, darauf bestehend, daß die menschlichen Angelegenheiten eine ununterbrochene Kette darbieten, in welcher jedes Geschehnis die Folge eines vorhergehenden und der Hervorrufer eines nachfolgenden ist, erklärt, daß die Menschen nicht die Ereignisse beherrschen, sondern umgekehrt die Ereignisse die Menschen. Jene bringt Darstellungen zuwege, die, so sehr sie uns auch interessieren oder entzücken mögen, doch nur einen Grad höher stehen, als der Roman; diese ist ernst, vielleicht selbst abstoßend; denn sie erfüllt uns in strenger Weise mit der Überzeugung der unwiderstehlichen Herrschaft des Gesetzes und der Nichtigkeit menschlichen Strebens." (Draper, *History of the conflict between religion and science. 2nd edition*, London 1875; Vorwort, S. XI.)

Der Biograph aber thut gern, als wäre sein Held ein Prophet und „von Gottes Gnaden".

„Vor dir gehet ein Schweigen
Um dich anzumelden im Saal
Und das Feld ist dein eigen,
Eh' du noch aufgetreten einmal".
(Rückert; Oestliche Rosen S. 99.)

Mit Trompetenstoß läßt er ihn auf der Weltbühne erscheinen und noch ehe er tot ist, legt er ihn auf das Paradebett. Wie in früheren Zeiten bei der Geburt bedeutender Menschen Lichterscheinungen und anderer dergleichen Unfug an der Mode waren, so hat man später dem scheidenden Helden noch häufig ein letztes, bedeutendes, seinem Leben gleichsam als Motto dienendes Wort in den Mund gelegt und für einen theatralisch packenden Abgang gesorgt. Gegen diese Ausrufe Sterbender, es sei denn, sie wären ganz besonders trivial und nichtssagend, muß man vor allem vorsichtig sein; fast keiner kann vor der Kritik bestehen. *La mort n'est point bavarde;* (Fournier). Ebensowenig schließen die einzelnen Abschnitte der Geschichte mit irgend einer bedeutenden Handlung oder grenzen sich sonst wie von einander ab. Die Geschichte weiß davon grade soviel, als der Himmel von den Meridianen. Es giebt nichts „Epochemachendes". Die Epochen werden immer erst hinterdrein erfunden. Man konnte nicht seiner Zeit im Mittelalter zu Bette gehen, um sich in der neueren Geschichte die Augen wieder wach zu reiben. Die Grenzen sind unbestimmbar, wie zwischen dem Hell und Dunkel des Abendhimmels.

Andre Märchen entstehen durch die Eitelkeit der Völker

mit Beziehung auf Entdeckungen und Erfindungen. Nachdem der Kaiser von China, Tsin sché huâng tý († 211 v. Chr.) ein Edikt erlassen hatte, nach welchem sämtliche Bücher in seinem Reiche verbrannt werden sollten, folgte 197 ein anderer Kaiser, welcher 191 das Edikt wieder aufhob. Circa 1800 Jahre später, im 17. Jahrhundert nach Chr., gewährte der Kaiser Kang-hi den europäischen Missionären an seinem Hofe freundliche Aufnahme.

„Er schätzte an ihnen die höhere Bildung, welche er, darin sich als kein National-Chinese verratend, wohl anerkannte. Aber einen chinesischen Gelehrten, Mei-Wuh-gan, einen Anhänger der verjagten Ming-Dynastie und trotzdem wegen seines Wissens beim fremden Kaiser wohl gelitten, wurmte das Übergewicht dieser Europäer. Er behauptete, von den durch sie eingeführten Theorien sei die bei weitem größte Mehrzahl den Chinesen schon Jahrhunderte früher bekannt gewesen und dieses nur aus Unkunde mit der heimischen Litteratur übersehen worden; ja, aus China stamme alle Wissenschaft, übersetzt sei sie zu den Bewohnern anderer Länder gedrungen und habe dort weiter gelebt, während sie in China selbst seit der großen Bücherverbrennung aufgehört habe sich zu entwickeln, wie sie begonnen habe. Jetzt suchte man wieder eifrig und allgemein nach alten Schriften und fand sie auch. (Vgl. Biernatzki: Die Arithmetik der Chinesen in Crelles Journal für reine und angewandte Mathematik 1856, VII. 59—94; citiert von Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, Leipzig 1880. S. 567.)*)

„Was einst der Codex der Gesetze von Manu genannt wurde und sich mit Zuversicht auf 1200 oder doch mindestens 500 vor Chr. berief, wird heutzutage mit Zögern auf vielleicht das 4. Jahrhundert nach Chr. verwiesen, und weder ein Codex, noch ein Codex von Gesetzen, am allerwenigsten der Codex der Gesetze von Manu genannt."

Wieder andere falsche, verkehrte und verschrobene Berichte entstehen, weil der Erzähler gewissermaßen als selbstverständlich annimmt, daß die Fragen, die ihn und seine Zeit bewegen, auch in den Zeitperioden oder in den Lebensläufen, die er schildern will, an der Tagesordnung waren und jedermann zu ihnen Stellung nehmen mußte. Ja es werden grade solche

*) Babbage z. B., der Erfinder der Rechenmaschine, fand in einem Exemplar chinesischer Logarithmentafeln, die der Pater Gaubil 1750 der königlichen Gesellschaft zu London geschenkt hatte, genau die Druckfehler, welche in den 1628 zu Gouda gedruckten Tafeln von Vlacq enthalten sind (Poggendorf, Geschichte der Physik, S. 103).

Schriften, sonstiges als gleichartig vorausgesetzt, den augenblicklichen Erfolg für sich haben, dafür freilich auch schnell veralten. — Angaben, die aus solcher Veranlassung entstehen, muß man nicht immer als bewußte Fälschungen ansehen. Allerdings giebt es da auch eine Grenze. Im spanischen Alexanderroman des Juan Lorenzo de Segura läßt der Bischof von Jerusalem beim Herannahen des Macedoniers eine Messe celebrieren; daß das ein Unsinn war, wird Lorenzo wohl gewußt haben; aber in weniger groben Fällen ist oft der gute Glaube des Berichterstatters gar nicht anzuzweifeln. Er konnte es sich eben gar nicht anders denken, als daß seinen Helden die ihm selbst interessanten Fragen auch aufs höchste interessiert hätten, obgleich sie denselben vielleicht sehr kalt gelassen haben würden, ja ihm möglicherweise ganz unverständlich oder die Beschäftigung mit ihnen sogar widerlich gewesen wäre und er, zur Entscheidung gedrängt, sich nicht anders als diamagnetisch zu denselben eingestellt haben würde; allein wie ein Touristenführer es für angemessen hält, alles zu zeigen, wonach er gefragt wird, glaubt sich der in den Begriffen seiner Zeit befangene Historiker verpflichtet zu erzählen, wie der Held seiner Darstellung zu denselben sich gestellt haben würde, oder — wie er sich wohl schließlich selbst einredet —, sich wirklich gestellt hat, indem er die Frage danach als selbstverständlich voraussetzt. Die kleinste Beziehung, vielleicht ein zufälliger Gleichklang der Worte genügt dann zur Anknüpfung. Er sieht eben, was er sehen wollte und was in ihm liegt. Abgesehen vom Saturnsringe und den spukhaften Kometen sind alle Weltkörper nahezu kugelförmig und doch bezeichnen wir mit „sternförmig" — auch wissenschaftlich, z. B. in der Botanik — eine ganz andere Gestalt, welche nur durch den strahligen Bau der Linse unseres Auges hervorgerufen wird. Die photographische Platte kennt diese Stern-Gestalt nicht.

Noch eine weitere Quelle von „Treppenwitzen der Welt-

geschichte" ist die **Unfähigkeit der meisten Menschen, auf niedriger Kulturstufe zu abstrahieren.** Wie die lateinische Sprache leiden sie daran, daß sie „entstehen" und „gemacht werden" (fieri) nicht unterscheiden können, also für alles Entstandene einen Verfertiger oder wenigstens einen leitenden Meister suchen. Diese menschliche Schwäche hatte schon Vico in seiner Scienza nuova, 1725, erkannt. Michelet, *Histoire romaine*, Paris 1831, Vorwort S. VII, sagt darüber:

„*Ce qu'il y a de plus original*" (d. h. in Vicos Werk), „*c'est d'avoir prouvé que ces fictions historiques étaient une nécessité de notre nature. L'humanité, d'abord matérielle et grossière, ne pouvait, dans les langues encore toutes concrètes, exprimer la pensée abstraite qu'en la réalisant, en lui donnant un corps, une personnalité humaine, un nom propre. Le même besoin de simplification, si naturelle à la faiblesse, fit aussi désigner une collection d'individues par un nom d'homme.*"

Ebenso haben die Menschen das Bedürfnis, nachzuweisen daß derjenige, welcher in einem Kampfe den Sieg davongetragen, auch derjenige wäre, dem man den Sieg hätte wünschen müssen; sie stellen sich somit bei der Lehre von dem *survival of the fittest*, dem Überleben des Passendsten immer auf den moralischen Standpunkt; ihrem Herzen macht dies alle Ehre, ihrem Kopf sehr wenig. Die Zahl der kleinen — und großen — Verdrehungen und Fälschungen, welche aus dieser Quelle in die Geschichte eingedrungen sind, ist Legion. Die wohlwollenden und edlen Menschen haben aber **nicht** die Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich — bonus vir semper tiro —, oder wie Heine es ausdrückt (Lyrisches Intermezzo, 1822—23 Nr. 46):

„Der Ritter sinkt blutend zur Erde,
Es stolpert der Riese nach Haus'; —
Wenn ich begraben werde,
Dann ist das Märchen aus."

In der Politik handelt es sich niemals wirklich um Rechtsfragen; diese werden nur vorgeschoben als Stichwort für die Massen; in Schulbüchern aber steht es gewöhnlich umgekehrt. Auch muß nach ihnen, selbst wenn Völker mit einander

gerungen, immer das tugendhaftere den Sieg davon getragen haben; das ist durchaus falsch; die langweiligen Völker siegen mit ihren greulichen Quäleinrichtungen, die Spartaner —, die Römer, dieses urlangweilige Volk — — ꝛc. ꝛc. —, kurz diejenigen, bei denen das einzige, was des Lebens wert ist, die freie und schöne Entfaltung der Persönlichkeit in großem Maßstabe unterdrückt und verhindert wird. Freilich bei den meisten ist nichts zu entfalten. Der „Fabrikware der Natur" ist das kein Bedürfnis; ihr liegt mehr an der Vervielfältigung der Persönlichkeit und deren Folgen sind die Armut und der Krieg.

Es bleiben noch zwei Quellen der Treppenwitze der Weltgeschichte übrig; — die volkstümliche Erklärung zu Bezeichnungen, Namen, Worten, Sprüchen, Sitten, Einrichtungen, Symbolen, Bildern und Statuen, deren ursprüngliche Bedeutung etwas oder ganz dunkel geworden war, oder zu Naturspielen und die Personifikation oder die wörtliche Auffassung des Allegorischen. Alle diese Quellen berühren einander häufig und gehen auch wohl eine in die andere über.

Das Gefolge der heiligen Ursula von 11000 Jungfrauen verdankt seine Existenz wahrscheinlich einem Mißverständnis, indem man die Bezeichnung XI. *M. V.* (martyres Virg.) irrtümlich las XI. milia Virg.

Der Mäuseturm auf einer Insel im Rhein bei Bingen hat ursprünglich Mauthturm geheißen, weil darauf ein Mauth- d. i. Zollhaus, oder nach anderen ein Muusturm (d. h. Zeughaus), gestanden hat. Zu dem entstellten Namen „Mäuseturm" hat man dann später die bekannte Geschichte vom geizigen Bischof Hatto von Mainz erfunden, der, weil er eine Menge von hungernden, ihn um seine aufgespeicherten Kornvorräte bittenden Menschen in eine Scheune führen und verbrennen läßt, später von den aus der Asche hervorkommenden Mäusen überall hin verfolgt und auf dem Mäuseturm von ihnen auf-

gefressen wird. Die Sage wird sowohl von Hatto I. (891—913) als von Hatto II. (968—970) erzählt. Es ist dies aber einfach eine sogenannte Wander-Anekdote. Liebrecht, zur Volkskunde, Heilbronn 1879, führt 13 verschiedene Orte auf, in denen das Ereignis, oder doch ein ganz ähnliches, stattgefunden haben soll.

„Die Sage von Hattos Tod" — heißt es daselbst, S. 1 — „welcher ins Jahr 970 fallen soll, wird zum ersten Mal am Anfang des 14. Jahrhunderts in Siffrids Chronik erwähnt. Der Binger Mäuseturm ist nicht älter als das 13. Jahrhundert. In dem, was die Geschichte von Hatto weiß, ist kein Zug, an den der Mythus hätte anknüpfen können."

Liebrechts Erklärung, alle diese Sagen stammten von dem heidnischen Brauche bei Landplagen, z. B. Mäusefraß, das Stammeshaupt durch Aufhängen an einen Baum zu opfern, ist vielfach angefochten worden (auch von Döllinger, Pabstfabeln). — Übrigens ist die Maus ein Symbol des Todes, dem niemand entfliehen kann. Erwähnt mag auch noch die Auslegung werden, der Bischof hätte am delirium tremens gelitten und deshalb überall Mäuse gesehen.

Was die Personifikation zu Worten betrifft, deren Bedeutung man vergessen, so will ich anführen, daß zu den Zeiten des dunkelsten Mittelalters „Kyrie eleïson" einigen als Heiliger der Kirche galt; freilich könnte dies schon eine Parodie sein; wenigstens hat das spätere Mittelalter ein in dem herkömmlichen salbungsreichen Stil gehaltenes Leben des heiligen Niemand, der zwei Herren dienen konnte, zwei Frauen haben durfte u. s. w. — Wunderliche Mißverständnisse finden wir bei den Griechen betreffs der Benennungen der beiden Sternbilder des großen und des kleinen Bären. Ersterer hieß auch Ἑλίκη, von ἕλιξ, gewunden, wegen der liegenden *S*-, oder Schlangenlinie, welche seine sieben Hauptsterne bilden; letzterer Κυνόσουρα, oder Hundeschwanz, weil der Schwanz des Gestirns des kleinen Bären wirklich die Gestalt eines Hundeschwanzes hat. Später vergaß man diese Bedeutungen und machte aus Helike und Kynosura ein paar

Nymphen, die Ammen des Zeus (Ideler. Über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen S. 7 f.). Desgleichen haben die Engländer die eigentliche Bedeutung des Wortes vergessen und wenn sie eine vielbewunderte Schönheit bezeichnen als *the cynosure of neighbouring eyes*, (Milton; *l'Allegro*, Zeile 75) so denken sie nur an den Polarstern.

Wer Luzern besucht hat, erinnert sich gewiß des Pilatus-Berges. Er hieß ursprünglich „Mons pileatus", der behutete Berg, weil die Wolken sich oft um seinen Gipfel in Gestalt eines Turbans oder Hutes ansammeln. Im Mittelalter aber vergaß man diesen Ursprung und jetzt zeigt der Führer ganz ernstlich den Reisenden auf dem Gipfel des Berges einen See, in dem sich Pontius Pilatus aus Verzweiflung ertränkt habe oder in welchem nach anderer Lesart sein Leichnam schließlich geworfen worden sei. — Einem ähnlichen Mißverständnis zwischen „stehlen" und „gestalten" verdankt die Legende vom heiligen Crispinus ihren Ursprung (Vergl. w. u. den Abschnitt „die Kirche").

Fährt man von Wien mit der Eisenbahn nach Mödling, so erblickt man links auf der Höhe des Wiener Berges eine gothische Denksäule, 1452 errichtet, die nach den Standbildern des h. Crispinus und Crispinianus „Spinuskreuz" genannt wurde und seit langem Spinnerin am Kreuz heißt. Zu dieser Benennung sind dann eine Menge Erklärungen und Erzählungen erfunden, die Nork, Mythologie der Volkssage und Volksmärchen, Stuttgart 1848, S. 1005—1008, mitteilt.

Über den Einfluß, welchen die volkstümliche Deutung unklar gewordener Wortformen auf die Bildung von neuen Worten gehabt, vergleiche man Andresen: „Über deutsche Volksetymologie. Heilbronn bei Gebr. Henniger." 3. Auflage 1878. Speziell erwähnt er der Städte resp. Ortschaften Wartburg, Wolmirstedt, Wolmirsleben, Haßfurt, Schandau, Oschatz, Trausnitz, Achalm &c. Die — mitunter recht läppischen — Erzählungen, welche die Benennung derselben

erklären sollen, sind sämtlich unhistorisch. Desgleichen ist es unrichtig, daß Altona so genannt worden, weil es „all zu nah" an Hamburg erbaut worden.

Über die Entstehung des Namen der Stadt Oschatz z. B. erzählt die Sage: Kaiser Otto der Große, auf einer Reise mit seiner Gemahlin Editha, Tochter Eduards von England begriffen, als man die Stadt erbaute, habe beschlossen, das erste Wort, welches über die Lippen seiner Gemahlin kommen werde, solle des Ortes Name werden.

„Da neigte sich lächelnd die Kaiserin
Zum trauten Gemahl liebkosend hin,
Und verlegen, solch großes Werk zu vollbringen,
Sie, die nur geübt in häuslichen Dingen
Entgegnet: „„O Schatz, ach wie"" —
„„Wohl,"" rief nun der Kaiser mit fröhlichem Sinn,
Und deutete lächelnd aufs Städtlein hin,
„„Oschatz sei dein Name für künftige Zeiten.""
(Segnitz, Sagen des Sächsischen Volkes II. S. 39.)

Die Stadt, sowie ihr Name sind jedoch sorbischen Ursprungs, dieser kann somit aus deutschen Worten gar nicht erklärt werden. Ist dieser Erklärungsversuch wenigstens ein anmutiger, so ist es andererseits seltsam, wie leicht sich oft dies unvertilgbare Verlangen nach Worterklärungen abspeisen läßt; der Hunger ist auch hier der beste Koch. Konitz (in Westpreußen) war 1137 von den Wenden erbaut worden. Der Name bedeutet Rossau. Die einwandernden Deutschen aber erzählten sich später, die Erbauer der Stadt hätten an deren Ort eine Kuh mit einem Kalbe in einem Nest gefunden. Die Stadt führt auch einen Kuhkopf im Wappen.

Das „Mirakel von Loosduinen", eine Meile von Haag, daß eine Gräfin Margareta von Henneberg, 1270 oder 1276 durch Gottes Gnade gleich hintereinander glücklich von 365 Kindlein entbunden, die vom Bischof Guido getauft wurden, — die Knäblein sämtlich Hänschen, die Mägdlein aber Lieschen, — deren Seelchen sämtlich bei Gott sind, deren Körperchen aber „sub hoc saxo requiescunt", und deren Taufbecken man in Loosduinen noch vorzeigt

„ist aus einem faulen Witz hervorgegangen. Die hohe Dame wurde nämlich innerhalb der gastlichen Mauern des Klosters am vorletzten Tage des Jahres von Zwillingen entbunden und ein Witzbold notiert das so, daß die gnädige Frau soviel Kinder bekommen, wie Tage im Jahre.“ (von der Linde; Gutenberg; Stuttgart 1878, S. 350.)

Dergleichen Geschichten nun, wie die betreffs der Stadt Oschatz, von denen man mit Hülfe eines etymologischen Wörterbuchs leichterweise Hunderte zusammenstellen könnte, bleiben oft als hübsche und sinnreiche Märchen stehen, wenn ihr Inhalt märchenartig ist; sobald dieser jedoch ein an sich möglicher oder wohl gar wahrscheinlicher wird, schleichen sie sich bald in ganz ernste und mit bestem Willen gearbeitete Chroniken und Geschichtsbücher ein, wo sie sich dann, eben weil ihnen häufig etwas Greifbares zu Grunde liegt, mit der größten Zähigkeit erhalten.

Sehr merkwürdig sind diejenigen Erzählungen, welche auf Sitten, Gewohnheiten und allerhand Arten von Aberglauben (englisch: *folk-lore*) Licht zu werfen versuchen, welche sich aus überwundenen oder ganz verschwundenen Kulturepochen in eine spätere hinübergerettet haben und unverständlich geworden sind, die sogenannten Überlebsel (*survivals*); schon bei den Griechen und Römern treten uns dergleichen Auslegungen entgegen. Plutarch in seinen Aufsätzen; „Fragen über griechische Gebräuche“ und „Fragen über römische Gebräuche“ quält sich mit der Deutung einer ganzen Anzahl derselben ab. Wir werden deren im Texte des Buches mehreren begegnen. Ein sehr helles Licht auf diese Fragen wirft Bachofen in seinem Werke: „Das Mutterrecht“; Stuttgart 1861. Nach ihm ist der uns einigermaßen bekannten Kulturepoche, in welcher der Mann das Haupt der menschlichen Gesellschaft ist, eine andere vorangegangen, in welcher das Weib diese Stelle einnahm, wohin jetzt Nord-Amerika wieder zurückneigt; vergl. im Register: Decemvirn. — Daher die Sage von Amazonen u. dergl. — Daher vielleicht auch die betonende Vorschrift der Bibel (Genesis 3, 16), „er soll Dein Herr sein“ und die

Übertreibung der Schuld des Weibes im Vergleich zu der des Mannes, gewissermaßen als Begründung für die eingetretene Zurücksetzung oder Entthronung.

Einen lesenswerten Aufsatz: „Sagen aus Kunstwerken entstanden“ findet man bei Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte; Berlin, 1870 S. 161—243; derselbe ist im folgenden mehrere Male benutzt worden. Hier gleich wollen wir noch erwähnen, daß Uhlands hübsches Gedicht „der Schenk von Limburg“ nach seiner eigenen Mitteilung keinen bestimmten Sagengrund hat, sondern durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf veranlaßt ist, zu der die Phantasie Justinus Kerners die Deutung geliefert hatte (S. 221).*)

Diese uns zeitlich nahe liegende Thatsache führt uns auf die Bemerkungen von Lepsius über Herodot:

„Wer die Berichte des Herodot über die ägyptische Geschichte liest und mit dem vergleicht, was uns jetzt durch Manethos und die Denkmäler darüber bekannt ist, der kann keinen Augenblick verkennen, daß hier durchgängig eine Auffassung zu Grunde liegt, die sich keineswegs durch die persönliche Eigentümlichkeit des griechischen Reisenden allein erklärt, noch die bequeme und leichtfertige Rede mancher Ausleger rechtfertigt, als habe sich Herodot aus Leichtgläubigkeit und wegen ungeschickter Fragen von den verschmitzten Priestern Märchen aufbinden lassen. Diese Art von Schalkhaftigkeit war dem Altertum überhaupt fremd, und besonders den Ägyptern. Wir haben hier vielmehr feste an Ort und Stelle schon vor Herodot ausgebildete Ansichten und Auffassungen vor uns, welche auf echter, nur eroterischer Mitteilung sachverständiger Priester beruhten, aber unter halbgebildeten Laien, namentlich unter den angesessenen Griechen und den mit ihnen verkehrenden Interpreten, zu dem geworden waren, was wir bei Herodot wiedergegeben finden. Wie überall bei volkstümlicher Mythenbildung, dergleichen wir hier seit Einbürgerung der Griechen entstehen sehen, knüpften sich die beliebtesten Erzählungen an vorhandene Denkmäler. Diese vor allem unterstützten die Einbildungskraft und das Gedächtnis der Hörer und Erzähler. So ist auch Herodots Geschichte der Ägypter fast nur eine Reihenfolge von Erzählungen über die Urheber bestimmter, die Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehender und zwar fast ausschließlich memphitischer Monumente.“ (Lepsius: Chronologie der Ägypter. I. S. 48.)

Interessant ist es, daß Herodot an einer Stelle (II. 131) schon selbst Kritik in diesem Sinne übt. Es waren ihm Statuen ohne Hände gezeigt worden, welche, wie ihm versichert worden

---

*) Die Kirche ist 1868 abgebrannt; eine ähnliche Erzählung findet sich übrigens schon in *le cento novelle antiche* cap. 23, im 13. u. 14. Jahrhundert entstanden, welche Uhland selbst, Schriften Band I. S. 998 anführt.

war, Weiber darstellen sollten, denen man irgend einer Unthat wegen die Hände abgehackt hatte.

„Doch, was sie da sagen, sind meines Erachtens lauter Possen; hier habe ich es ja selbst gesehn, daß sie durch die Zeit ihre Hände verloren haben, die man noch zu meiner Zeit bei ihren Füßen liegen sieht.“

Über Milon aus Kroton (ca. 520 v. Chr.), den Olympiasieger, berichtet Pausanias (Buch VI, Kap. 14) unter andern Anekdoten folgendes:

„Er stemmte ferner, wie erzählt wird, den Teil des rechten Armes von der Schulter bis zum Ellenbogen in die Seite ein, streckte dann den andern Teil vom Ellenbogen an, so aus, daß die Finger senkrecht standen, indem er den Daumen aufwärts bog und die übrigen Finger der Reihe nach zusammenhielt: und nun würde ihm keiner, auch mit aller Gewalt, den kleinsten Finger wieder verrückt haben.“

Dieses Heldenstück verdankt jedoch seine Entstehung wahrscheinlich dem Anblick einer plumpen Statue des Olympioniken; der Bericht über sein Lebensende, er hätte einen durch eingeschlagene Keile auseinandergetriebenen Baumstamm ganz auseinanderreißen wollen, die Keile wären dabei herausgeglitten und seine Hände von dem zusammenschnellenden Stamme festgehalten und er dann von wilden Tieren zerrissen worden (etwa ebenso auch bei Strabon, Buch 6 u. Aulus Gellius, Noctes Atticae XV, Kap. 16), hat vielleicht einen ganz ähnlichen Ursprung.

Am Hause Wallstraße 25 in Berlin befindet sich ein sogenanntes Wahrzeichen, welches auch bei neueren Umbauten (1880/81 u. 1893) wieder eingefügt worden, den Simson darstellend, wie er nach dem Buch der Richter (16, 3) den Flügel des Thores der Stadt Gasa fortträgt. Das Volk erzählt sich aber, die Figur bedeute einen Mann, dessen kleiner Sohn ein Lotterielos an eine Thür geklebt hatte und dann, nachdem der Hauptgewinn darauf gefallen und der Vater es nicht wieder losmachen konnte, mit samt der Thüre zum Lotterie-Comptoir gegangen, um seinen Gewinn daselbst zu erheben.

Wie das Allegorische oft plumper Weise wörtlich genommen wird, kann man an den häufig in Bibeln vorkommenden

Bildern sehen, den Erlöser im Seelenkampfe zu Gethsemane vorstellend (mein Vater, ist es möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille! Ev. Matthäus 26, 42); gewöhnlich schwebt dann mit Verhöhnung aller Gesetze der Schwerkraft ein riesiger Humpen vor dem Betenden in der Luft!!

Bei den italischen Lokrern gab es eine Statue des Lautenspielers Eunomos; derselbe war mit seiner Laute dargestellt, auf der eine Cikade saß; die letztere war offenbar nur ein Symbol der Musik. Das genügte den Lokrern aber nicht und sie fügten die absurde, aber doch liebliche Erzählung hinzu, daß dem Eunomos während eines Vortrages, mit welchem er den Sieg errang, eine Saite gesprungen sei, worauf sich eine Cikade auf die Laute gesetzt und jedesmal, wenn der fehlende Ton vorkommen mußte, ihn gesungen hätte (Strabon, Buch 6).

Die von A. W. von Schlegel besungene Sage von dem durch einen Delphin erretteten Arion, welche uns Herodot I. 24 und später Plutarch im Gastmahl der sieben Weisen, Kap. 18, ferner Pausanias 3. 25, Aelian XII. 45 berichten, verdankt ihre Entstehung wohl einer Statue, einen auf einem Delphin reitenden Mann darstellend, welche Arion dem Tempel in Tainaron gewidmet hatte. Bei Herodot trägt ihn ein Delphin, bei Plutarch sammelt sich ein Schwarm um ihn und sie lösen sich ab in dem Dienst ihn zu tragen. Plutarch läßt diesen Ritt durch mehr als zehn Meilen gehn; Herodot nennt keinen Raum. Plutarch läßt ferner ihn abends herabstürzen und während der Fahrt Mond und Sterne hervortreten.

„Der Delphin war wegen seiner Schnelligkeit das Symbol einer glücklichen Seereise, weshalb ihn mehrere Seestädte, z. B. eben das zur See mächtige Tarent, woher Arion kam, zu ihrem Symbol hatten.“ (Baur, Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Altertums; Stuttgart, Teil I 1828, S. 31.)

Die übrigen romantischen Züge der Erzählung zeigen uns eine Aneinanderreihung der Eigenschaften, welche die Griechen irrigerweise dem Delphin angedichtet hatten und an die man noch im 18. Jahrhundert geglaubt hat.

Zur Zeit des Sinkens des Römischen Weltreichs verschwanden leider zu viele der nach Rom aus allen Ländern zusammengeschleppten Kunstschätze; aber

„weder der Haß der Christen, noch der Raub Constantins des Großen, noch die Plünderung durch Westgothen, Vandalen und die Söldner Ricimers haben die unermeßlichen Schätze römischer Kunstwerke zu leeren vermocht. Die Römer selbst haben es gethan ..., denn Theoderich oder sein Minister fand zu der Klage Grund, daß der Schmuck Roms in so entarteter Zeit nicht mehr dem Schutze des Schönheitsgefühles, sondern den Straßenwächtern anvertraut werden müsse. Diese Vigiles der Kunstwerke waren angehalten, die Straßen bei Nacht zu durchstreifen, um die Räuber an Bildsäulen, welche man nicht mehr wie zu Verres Zeit, nach dem Werte der Kunst, sondern nach dem des Metalls schätzte, zurückzuschrecken oder zu erfassen und man fand einen Trost darin, daß die ehernen Statuen durch ihren Klang das Brecheisen des Diebes selber zu verraten im Stande seien: „„Denn die Bildsäulen sind nicht gänzlich stumm, weil sie doch durch ihren Glockenklang die Wächter warnen, sobald sie von den Schlägen der Diebe getroffen worden (Cassiodorus. Variarum lib. VII. 13; statuae nec in toto mutae sunt; quando a furibus percussae custodes videntur tinnitibus admonere).““

Aus dieser Bemerkung des Cassiodorus ist nach Gregorovius die wunderbare Sage entstanden, wonach die auf dem Kapitol aufgestellten Statuen der Provinzen mit Glocken läuteten, sobald ein Aufruhr in den entsprechenden Provinzen ausgebrochen war. (Gregorovius; Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter I. S. 279.)

Über denselben Gegenstand (Legenden aus Kunstwerken entstanden) bemerkt Max Müller „Über die Sprache“ (deutsch): I. S. 508:

„Es war bei den älteren Künstlern ein gewöhnlicher Gebrauch, Märtyrer, welche mit dem Schwerte hingerichtet worden waren, ihren Kopf in ihren Händen haltend darzustellen. Das Volk, welches die Bildsäulen sah, konnte sie nur in einem Sinne begreifen und es glaubte fest daran, daß gewisse Märtyrer ihren Kopf durch ein Wunder nach der Enthauptung in ihren Händen getragen hätten.“

Am bekanntesten darunter ist der heilige Dionysius, aber auch von einer Menge anderer wird es erzählt. Der Kampf mit dem Götzendienst oder was die Missionäre so nannten, wurde als Kampf mit giftigen Reptilien dargestellt; daraus ist dann die Legende entstanden, daß der heilige Patrick ganz Irland von Kröten und Schlangen befreit habe.

Auf der großen Main-Brücke zwischen Frankfurt und Sachsenhausen steht eine Bildsäule Kaiser Karls des Großen, zeitverstoßend mit einem Reichsapfel in der Hand; denn dieser wurde erst viel später das Symbol der Weltherrschaft. Die Sachsenhäusener aber erzählen, das Denkmal wäre dem Kaiser errichtet worden, weil er den Apfelwein erfunden!

Am Riesenthor der Stephanskirche in Wien ist in der Höhe ein Jüngling angebracht, der seinen verletzten Fuß auf das andere Knie zu stützen scheint. Daraus ist die Sage entstanden, der Baumeister Pilgram habe seinen Schüler Puchspaum, dem als Lehrling noch die Leitung des zweiten Turmbaues aufgetragen worden, aus Neid vom Gerüste gestürzt.

Zu Wildeshausen in Oldenburg findet man oben im Gewölbe über dem Altar der Kirche eine Figur des heiligen Petrus, wie er, der Legende gemäß, mit dem Kopf nach unten gekreuzigt ist; aber das Volk, als gute Protestanten mit der Petruslegende unbekannt, erzählt sich, die Figur stelle den Baumeister der Kirche dar, wie er beim Bau derselben heruntergestürzt wäre.

Im Park zu Weimar ferner befindet sich an einer lieblichen Stelle eine Säule, um die sich eine Schlange windet, oben mit einem Paar Broden, alles aus Stein gehauen mit der Inschrift: Genio hujus loci! Das Volk, welches damit nichts anzufangen weiß, meldet, es hätte dort einst eine große Schlange gehaust, welche endlich mit vergifteten Broden unschädlich gemacht worden wäre.

Das Volk wittert überhaupt bald Gift. In der uralten Begräbnißkirche zu Salzungen, deren Entstehung in das 12. Jahrhundert zurückreicht, befindet sich ein merkwürdiges Bildnis. Es stellt in Lebensgröße ein Jungfräulein von 15 Jahren, eine Pfarrerstochter in vollem Brautschmuck dar, deren Brautkranz zerrissen und verstreut vor ihr auf dem Boden liegt. Sie war als Braut eines Geistlichen, kurz vor dem bestimmten Trauungstage gestorben. Im Bilde hält sie

in der Hand ein flammendes Herz empor, als Zeichen treuer Liebe für den Auserwählten. Das Volk aber hat aus dem brennenden Herzen eine Apfelsine gemacht und erzählt, daß die unglückliche Braut mit einer solchen von einem Liebhaber, den sie verschmäht hatte, vergiftet worden sei.

Hoch oben am Berge Ararat findet sich ein hervorragender Felsen, welcher eine gewisse Ähnlichkeit mit einem versteinerten Schiff haben soll, woher nach einigen der Bericht stammt, Noahs Arche wäre auf ihm gelandet. (Vergl. Franz Heger; „von Wien nach Taschkent" in der Wiener Zeitung vom 10. Jan. 1895.)

Daß es solcher Geschichten so viele giebt, erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß sich grade auf solche Statuen, Bilder u. s. w. die Fragen eines Kindes beziehen werden, dessen Aufmerksamkeit und Gedächtnis erwacht sind, bei dem aber von Urteil und Kritik noch keine Rede sein kann, was dann oft genug auch bei demjenigen der Fall ist, den es fragt. Die Antwort wird demgemäß ausfallen, aber im Gedächtnis des Kindes als unumstößliche, vielleicht selbst als „ehrwürdige" Wahrheit haften bleiben; daher die peinliche Empfindung vieler, wenn an solchen Erzählungen gerüttelt wird, die doch aber nicht veranlassen kann, etwas, das unrichtig ist, nicht als solches zu bezeichnen; die „Geschichte" soll verzeichnen, was „geschehen" ist und nicht, was nicht geschehen ist.

Vermittelst der wörtlichen Auffassung des allegorisch Gemeinten sind auch die verschiedensten Anekdoten, Legenden und Sagen entstanden. Der Name Christoph z. B., welcher ursprünglich bildlich genommen wurde (Christophorus, der den Christus trägt), ward dann Anlaß zu der Legende, daß ein ad hoc geschaffener heiliger Christoph den Heiland über einen Fluß getragen hätte und dabei beinahe von der Last erdrückt worden wäre, mit noch andern Einzelheiten, welche teils bekannt sind, teils hier zu weit führen würden. (Legenda aurea; cap. 100); im Jahre 250 soll der heilige Christoph den Märtyrertod erlitten haben.

Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, soll „Gott im Herzen getragen haben"; man erzählte später, nach seinem Tode hätte man auf seinem Herzen das Wort *ΘΕΟΣ* in griechischen Buchstaben eingegraben gefunden. (Vgl. Max Müller; Vorlesungen über die Sprache. II. S. 528 ff.)

Der heilige Thomas von Aquino († 1274) fragte den Bonaventura († 1271), woher er die Kraft und die Salbung empfangen habe, die er in allen seinen Werken entfaltete. Bonaventura wies auf ein an der Wand seiner Zelle hängendes Kruzifix. „Dieses Bild," sagte er, „diktiert mir alle meine Worte." Auch diesen, doch so leicht verständlichen Ausdruck nahm das Volk wörtlich und bestand, trotz aller Entgegnungen darauf, daß Bonaventura ein sprechendes Kruzifix besäße. (Max Müller, a. a. O. II. S. 568.)

So ergeht es dem Allegorischen. „Was in den Gedanken des Lehrmeisters geistig und wahr ist, wird in dem Munde des Zöglings materiell und falsch" (Max Müller, a. a. O. II. S. 568). Alle Götter verdanken gewissermaßen dem häufigen Irrtum ihren Ursprung, daß man das allegorisch Gesagte als im eigentlichen Sinne des Wortes hingestellt ansieht; wenn nicht grade Tiere zu sprechen brauchen, ist der Übergang vom Allegorischen ins Historische nicht so schwer. Wie unhaltbar jedoch die Grundlagen solcher später als historisch angegebenen Erzählungen sind, welche zugleich als Allegorien dienen, hat Niebuhr, sowie schon vor ihm Voltaire sehr richtig erkannt. Nach diesem sind Festlichkeiten, welche zu Ehren gewisser Begebenheiten gefeiert werden, die einst statt gehabt haben sollen, kein Beweis dafür, daß die Begebenheit wirklich stattgefunden hat, sondern nur dafür, daß geglaubt worden ist, sie hätte einst stattgefunden. Voltaire verwarf schon die Urgeschichte aller Völker als notwendigerweise erfunden. „*Les amateurs du merveilleux disaient: il faut bien que ces faits soient*

vrais, puisque tant de monuments en sont la preuve. Et nous disons: il faut bien qu'ils soient faux, puisque le vulgaire les a crus. Une fable a quelque cours dans une génération; elle s'établit dans la seconde; elle devient respectable dans la troisième; la quatrième lui élève des temples." Voltaire. *Fragments sur l'Histoire, article I* in *Oeuvres,* vol. XXVIII p. 4 f. — Die Errichtung eines Denkmals des nie existiert habenden Tell ist 1892 angeregt worden.

Mit vielem Geschick, manchmal allerdings auch ziemlich plump, macht sich oft der Treppenwitz der Weltgeschichte zu einer Ceremonie, einem Gebrauch, welche er vorfindet, das Ereignis selbst zurecht, welches sie verursacht haben soll und manchmal allerdings hätte verursachen können. So lange es sich nur um Heilige und Nymphen, 'mit Glocken läutende Statuen oder merkwürdig talentvolle Insekten und Meertiere handelt, werden solche kleinen Dummheiten, Vergeßlichkeiten und Schwärmereien des Menschengeistes dem Historiker weiter keinen Schaden zufügen. Man nehme aber einmal an, die Auslegung des dunkel gewordenen Wortes, oder Zeichens, oder der mißverstandenen Stelle wäre eine möglichere, sowie die richtige Bedeutung desselben nicht mehr sicher nachzuweisen und eine Quelle zahlreicher Irrtümer liegt vor uns. Die ungeschickten Treppenwitze der Geschichte verschwinden leicht wieder nach dem Prinzip der natürlichen Auswahl oder bleiben wenigstens unbeachtet stehen; wenn sie aber mit Geschmack und Geschick erfunden sind, wenn sie wirklich, falls wahr, charakteristisch wären, — wenn es schade wäre, falls sie nicht wahr wären, dann erhalten sie sich, — zähe wie ein Provinzial-Dialekt — und werden Jahrhunderte lang geglaubt.

Aus der Erklärung beliebter Volksfeste sind z. B. auch zwei Erzählungen des alten Testaments hervorgegangen, erstens die von Jephthahs Tochter, die dem Vater nach dessen Siege tanzend entgegenkommt und deshalb sterben muß, weil

er vorher gelobt das erste, was ihm aus seinem Hause entgegenkäme, zu opfern (Buch der Richter, Kap. 11).

„Und ward eine Gewohnheit in Israel, daß die Töchter Israels jährlich hingehn, zu klagen die Tochter Jephthahs, des Gileaditers, des Jahrs vier Tage".

Nach Martin Schultze, Handbuch der ebräischen Mythologie, 2. Aufl., 1882, S. 96 (das jedoch mit großer Vorsicht zu benutzen ist), war dieses Fest ein Erntefest, die Tochter also der Getreidehalm. Weiter wissen wir auch nichts über die „Schattengestalt" Jephthas; (Bleek, Einleitung ins alte Testament, 4. Aufl., Berlin 1878). — Das andere Fest ist das Purim, vielleicht auch ursprünglich ein Jahreszeitenfest, an welches man später die Feier der Erlösung aus persischer Oberherrschaft knüpfte; zu seiner Erklärung ist nachträglich die ziemlich widerliche und zum Teil alberne Geschichte von der Königin Esther ersonnen worden.

Es wäre jedoch ein Irrtum anzunehmen, daß die Sage aufhörte zu entstehen, wenn die Möglichkeit einer protokollartigen Geschichtschreibung sie nicht mehr nötig macht. Heinrich von Sybel tadelt:

„die Verkehrtheit der noch immer weit verbreiteten Vorstellung, die Sage sei nur eine unvollkommene Geschichte; sie entstehe, wo man noch nicht ordentliche Geschichte zu schreiben gelernt habe, und verschwinde, sobald diese Fertigkeit erreicht sei. Sie ist vielmehr ganz eigentümlichen Wesens und hat feste, positive Voraussetzungen, unter deren Einfluß sie auf allen Bildungsstufen, im 12. wie im 19. Jahrhundert zu tage tritt. Ihre Gebilde erscheinen unfehlbar, sobald die Phantasie der Massen eine starke Anregung erhält; die leitenden Vorstellungen verkörpern sich dann in plastischen Dichtungen, man erzählt, dies und jenes sei geschehn, weil man überzeugt ist, es müsse so geschehn sein". (H. v. Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges, 2. Aufl., Leipzig 1881, S. 95.)

Wie wenig überhaupt auf alle bloß mündliche Tradition zu geben ist, kann man daraus sehen, wie gering oder wie verwirrt das gewesen ist, was in neuerer Zeit uncivilisierte Völker von den Ereignissen behalten haben, die wir zufällig kontrollieren können:

„Im Jahre 1770 wußten die Neuseeländer nichts mehr von Tasmans Landung; doch hatte diese 1643, also weniger als 130 Jahre früher stattgefunden und muß für sie ein Ereignis der größtmöglichsten Wichtigkeit gewesen sein. . . . . Die Eskimos beschrieben dem Mackenzie die Engländer als geflügelte Riesen, die mit einem Blick ihres Auges töten und einen ganzen Biber mit einem Male verschlucken konnten." (Sir John Lubbock, *Prehistoric times; 3d edition*, London 1872, S. 424 f.)

Freilich hat auch das Zeugnis der bei einem Ereignis gegenwärtig Gewesenen immer seine Bedenken; ebenso das anderer Zeitgenossen.

„Es ist mehr schematisch als sachgemäß, mit den ‚Augen- und Ohrenzeugen‘ die Reihe der Bewährungen geschlossen zu glauben. Nicht ohne weiteres — wie analoge Forschungen in der neueren Geschichte, wo eine ungleich schärfere Kontrolle möglich ist, gezeigt haben — sind die ersten, den Ereignissen selbst nächststehenden Darsteller die zuverlässigsten; unmittelbar mit den Ereignissen bilden sich Auffassungen von denselben, die, immerhin mit dem Vorzuge und dem Reiz der lebendigen Zeitstimmung und der ersten Eindrücke alle die Trübungen verbinden, welche Parteinahme, politische Absichtlichkeit oder Befangenheit, persönliche Beziehungen aller Art willkürlich oder unwillkürlich hineintragen; und je erregter die Zeiten, je größer die Ereignisse, je bestrittener die Entscheidungen sind, um die es sich handelt, desto weniger werden die Mitlebenden, die Mithandelnden von dem, was geschehen ist, wenn der Ausdruck erlaubt, achromatische Sehbilder zu geben im stande sein; erst allmählich wird die Beruhigung der Gemüter, die Klärung der Meinung, die größere Weite der Auffassungen eintreten, deren es zur sachgemäßen Darlegung des Geschehenen bedarf.“ (Droysen, Geschichte des Hellenismus II., S. 376).

Noch weiter geht Bachofen: die Sage von Tanaquil; eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien; Heidelberg 1870; Vorwort S. *L*.

„Da es in der Natur des Menschen liegt, daß all' sein Thun auf Erden in schneller Vergänglichkeit vorübereilt, so kann niemals das Ereignis selbst in seinem realen Verlauf Gegenstand unserer Beobachtung bilden. Vielmehr muß, um das Flüchtige zu fixieren, die Tradition in das Mittel treten.“

Wenn Bachofen jedoch ferner behauptet, daß für die Geschichte der Vergangenheit nie eine reale, aber stets eine geistige Wahrheit erlangt werden könne, so können wir ihm nicht überall folgen, sondern nur mit der Einschränkung, zu welcher die überhaupt in diesem Werke enthaltene Einrede sich zuspitzt. Denn wie bei einer gerichtlichen Untersuchung kommt es der Geschichte auch vor allem auf Feststellung des Thatbestandes an und es muß ihr hauptsächlich darauf ankommen. Alles andere kommt später. Daher ist auch die Enthistorisierung des vermutlich nur Allegorischen ein berechtigter Teil ihrer Thätigkeit, Vorsicht hierbei jedoch stets zu empfehlen.

Cortes z. B. könnte die Sonne sein (vergl. Tylor: *Primitive Culture*, London 1871. Vol. I. p. 288); bei

seiner Landung in Mexiko halten die Azteken ihn für ihren Sonnenpriester, der von Osten zurückkehrt, sein Reich des Glanzes und der Herrlichkeit zu erneuern; er verläßt das Weib seiner Jugend, wie die Sonne die Morgenröte; seine Laufbahn ist eine glorreiche Eroberung, von stürmischen Zeiten unterbrochen, sein Untergang ist umwölkt mit Sorge und Ungnade. — Noch besser aber läßt sich Julius Caesars Leben als ein Sonnenmythus erklären; seine glänzende Laufbahn, die ihn in allen Ländern, die er betritt, „ankommen, sehen und siegen" läßt, paßt sehr gut dazu; ebenso wie er die Cleopatra im Stich läßt, wie er das reine Sonnenjahr ohne Rücksicht auf den Mond als Grundlage des Kalenders einführt, wie ihn Brutus (die rohe Gewalt) ermordet, ähnlich wie Hagen den Siegfried (auch eine Personifikation der Sonne), wie er schließlich aus vielen Wunden blutend und sich in seinen Mantel hüllend hinsinkt, im Dunkeln zu sterben. — Selbst Napoleons I. Laufbahn hat man scherzhafterweise in einem lusus ingenii als Sonnenmythus zu deuten versucht in einem kleinen, 32 Seiten langen Werkchen, welches nach einer Notiz in der Preußischen Staatszeitung von 1840 Nr. 19 ein gewisser Pérès († 4. Jan. 1840) verfaßt hat. Die zweite Auflage erschien davon in Berlin bei Gustav Crantz, 1837 mit dem Titel: „Beweis, daß Napoleon nie existiert hat. Großes Erratum. Aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe übersetzt" (hat mir vorgelegen). Der Inhalt ist kurz folgender: Napoleons Name schon erinnert an Apollon, was Zerstörer bedeutet; er wird wie Apollon auf einer Insel geboren. Die Mutter Apollos ist Leto, Napoleons Mutter ist Laetitia, die Fröhlichkeit, d. i. die Morgenröte, welche über alles ihren rosigen Schimmer ausbreitet; er hatte drei Schwestern, das sind die drei Grazien und vier Brüder, das sind die vier Jahreszeiten; darunter drei gekrönte, das sind Frühling, Sommer und Herbst und einen ungekrönten, schmollenden, — Lucian —, den Winter. Den drei freund=

lichen Jahreszeiten entspricht aber die Trikolore, welche, nachdem aus Norden kommende Scharen sie fortgeschafft, durch die weiße Fahne der Bourbonen, das Symbol des winterlichen Schnees ersetzt wird. Napoleon hatte zwei Frauen, den Mond und die Erde; nur von dieser hat er einen Sohn, geboren am 20. März. — Napoleon hat der Hydra der Revolution ein Ende gemacht, wie Apollon den Python tötet, d. h. die Sonne vollendet die Umwälzung um den ganzen Himmel; seine zwölfjährige Regierung bedeutet die zwölf (?) Stunden des Tages, der Zug nach Moskau das Emporklimmen der Sonne zur Mittagshöhe, nach welcher sie ihre Kraft verliert, um schließlich im westlichen Ozean zu verschwinden. Der tägliche und der jährliche Umlauf sind, wie man sieht, nicht streng auseinander gehalten. — Es existiert auch ein englisches Werk: *Historic doubts relative to Napoleon Buonaparte;* London 1819, anonym, aber später von Erzbischof Whately anerkannt; wieder abgedruckt in Morleys *Universal Library,* Band 43; *Famous Pamphlets,* London 1800. Seite 251—290. Es enthält keine Zurückführung auf einen Sonnenmythus, sondern eine ironische, aber advokatenhaft geschickte Darlegung der Unwahrscheinlichkeit des über Napoleon berichteten — auch ein unterhaltendes „Spiel des Geistes“.

„*I've stood upon Achilles' tomb*
„*And heard Troy doubted; time will doubt of Rome.*“
(Byron. Don Juan, Canto IV. 101.)

Die Ursache, warum man den Lebenslauf gewaltiger Menschen so leicht als Sonnenmythus deuten kann, liegt tiefer — sie haben alle etwas Sonnenhaftes —, Fernhintreffendes und zwischen der Sonne und einem kraftvollen Herzen, welches das wesentlichste Erfordernis zu einem gewaltigen Menschen ist, giebt es eine verlockende Spiegelung, welche jeden anmutet, der sie aufmerksamerweise betrachtet. „Die Sonne ist das Herz des Universums“, heißt es in des Theon von Smyrna Liber de Astronomia,

Ausgabe durch H. Martin 1849, S. 182 und 298 und „das Herz ist die Sonne im Mikrokosmo" bei Paracelsus (Straßburger Ausgabe seiner Schriften 1603, Band 1, S. 334; citiert von Schopenhauer: über den Willen in der Natur, 3. Aufl., S. 118.) — Der Gewaltige „duldet kein Weißes"; wer ihm nahe kommt, muß „Farbe bekennen". Ja der Normalmensch kann sich dem gewaltigen nicht nähern ohne geblendet, d. i. für den Augenblick linkisch und „nicht Herr seiner selbst", — vielleicht sogar wie ein Komet durch Jupiter dauernd aus seiner Bahn geworfen zu werden. Von solchen in sie hineinstürzenden Meteorsteinschwärmen nähren sich nach einigen die Sonnen. (Vergl. Dr. Jul. Rob. Mayer, Arzt zu Heilbronn [25. Nov. 1814 — 20. März 1878]; in seinen „Beiträgen zur Dynamik des Himmels", Heilbronn 1848, S. 12.)

„Große Menschen werden immer Egoisten heißen. Ihr Ich verschlingt alle andern Individualitäten, die ihm nahe kommen, und diese halten nun das Natürliche und Unvermeidliche, das einfach aus dem Kraftverhältnis hervorgeht, für Absicht."

Herwegh.

Ferner wäre Vorsicht zu empfehlen beim Verwerfen von scheinbaren Wundern, z. B. der Blitze, mit welchen Apollon seinen Tempel in Delphi gegen die anstürmenden Perser verteidigte (Herodot VIII. 36 f., Diodor XI. 14); denn neuere Untersuchungen haben es sehr wahrscheinlich gemacht, daß den dortigen Priestern die Aufsaugung der Elektrizität der Luft durch metallene Spitzen bekannt war. Vergl. Schweigger, Über die älteste Physik und den Ursprung des Heidentums ꝛc. in Schweiggers Journal XXXIII; — Über die elektrische Erscheinung, welche die Alten mit dem Namen Kastor und Pollux bezeichneten; ebenda XXXVII; sowie besonders dessen Werk: „Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkt der Naturwissenschaft"; Halle 1836; es mag dahin gestellt bleiben, ob diese Schrift nicht in einigen Punkten zu weit geht, allein die Ansicht, die alten Priester hätten viele Gesetze der Elektrizität und des Magnetismus z. B. die von den positiven und negativen Polen

schon gekannt, aber diese Kenntnis nur nicht, wie wir, in abstrakten Formeln sondern in bildlichen Darstellungen festzuhalten versucht, ist in sehr interessanter Weise durchgeführt.

Auch die Sage vom Prometheus, der, wie Franklin, das Feuer vom Himmel herabholte, gehört hierher. Zum „Vorherdenker" haben ihn erst die Griechen gemacht; bei den Indern war er dagegen der Räuber (pramâtha=Raub) oder das zündende Holzstück (pramantha), mit welchem zur Erzeugung des Feuers in einem andern gedreht wird (Vergl. Adalbert Kuhn; Mythologische Studien. Erster Band: Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks; zweiter vermehrter Abdruck; Gütersloh 1886; S. 18.). Wenn die Priester aber jene erwähnte Aufsaugung und die nötige Isolierung verstanden, auch ohne alle Theorie und ohne alles unseren heutigen Schlagworten entsprechende, so ist an der Erzählung des Herodot weiter nichts unwahrscheinliches, um so weniger als über den Angriff der Kelten auf Delphi, 278 v. Chr., also doch schon in einer viel späteren, weniger leichtgläubigen Zeit, gänz ähnliches berichtet wird (Diodor 22 [Fragment], Justinus 24, 7, Pausanias 10, 23). — Ebensowenig ist zu zweifeln an dem Bericht des Livius, I. 31, daß der römische König Tullus Hostilius im Tempel des Jupiter Elicius (des Funken hervorlockenden d. i. des elektrischen Jupiter), vom Blitz erschlagen worden ist; was Plinius Historia naturalis II. 53 und XXVIII. 2 nach den Annalen des Lucius Piso bestätigt; er verstand mit den Apparaten nicht so gut umzugehen, wie sein Vorgänger. Vergl. das Schicksal der Söhne Arons, 3. Buch Mose 10, 1—11, welches ganz verständlich wird, wenn man an elektrische Schläge dabei denkt. Darauf, daß der Pentateuch nicht echt ist, kommt es hierbei nicht an.

Viele der an verschiedenen Orten verehrten Götterbilder sollten vom Himmel gefallen sein, z. B. das trojanische Palladium; diese Angabe braucht nicht immer wahr zu sein; es können aber sehr gut Meteorsteine oder aus ihnen gebildete

Figuren gewesen sein, welche man natürlich besonders verehrte. Waren diese Steine stark magnetisch, so war dies wahrscheinlich noch mehr der Fall. Um nicht zurückzubleiben, behaupteten dann wohl später auch andere Priester, ihre Götterbilder seien direkt himmlischen Ursprungs. Bei Homers Iliade IV. 74—79, steigt Athene als Feuerkugel vom Olympos zwischen die Heere herab: „Staunen ergriff, die es sahn".

Andererseits mag noch erwähnt werden, daß nichts weniger die Wirklichkeit eines stattgehabten Ereignisses beweist, als daß Touristenführer und dergleichen Leute den Ort zeigen, wo es stattgefunden haben soll; denn es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß dies häufig in Beziehung auf solche Ereignisse geschieht, die notorisch nur in Romanen oder Dramen vorgekommen sind. Ihre Angaben, die sie nach tausendfacher Wiederholung oft schließlich selbst für wahr halten mögen, sind im Gegenteil immer mit Mißtrauen aufzunehmen.

Man zeigt in Dover die Shakespeare-Klippe, von der König Lear herabgesprungen ist, in Verona die Särge von Romeo und Julia, im Thale bei Hohbarr in der Nähe von Zabern (Savern) im Elsaß werden sogar zwei Kapellen gezeigt, wo Fridolin, der treue Knecht, gebetet hätte und etwas weiter in der Nähe des Dorfes Reinhardsmünster selbst das Eisenwerk in dessen Glut Robert seine teuflische Seele aushauchte, obwohl Schiller den Schauplatz seines Gedichts ganz willkürlich dorthin verlegt hat. Die Geschichte wird erzählt von Fulgentius im 98. Kapitel der anglikanischen „Gesta Romanorum". Ihr erstes Vorkommen in Europa findet sich in den *„Contes dévots"* unter dem Titel: *d'un Roi qui voulut faire ardoir le fils de son Seneschal.* Dann in dem „Liber de donis" von Etienne de Bourbon im 13. Jahrhundert und mit dem Titel *les deux pages* in *Anecdotes chrétiennes de l'abbé Reyre* (Vergl. Coulston, *popular tales and fictions, their migrations and transformations;* London 1887, II. S. 444—457; ferner: Landau; Die Quellen

des Dekameron; Stuttgart 1884; S. 110). — Im Chateau d'If wies man dem älteren Alexander Dumas, dem Verfasser des damals sehr populären Romans „Monte-Christo", auf sein Verlangen die Zelle, wo der in diesem Roman vorkommende Dantès nach Dumas' Imagination gesessen haben sollte, aber das Gefängnis Mirabeaus, der wirklich dort eingesperrt gewesen war, kannte man nicht mehr.

Ebenso giebt es in Heilbronn sogar zwei Häuser, welche das von Heinrich v. Kleist geschaffene „Käthchen von Heilbronn" bewohnt haben, sowie einen Götzenturm, wo Götz von Berlichingen gestorben sein soll, das heißt, der Goethesche Götz. Der historische Götz starb auf seiner Burg Hornberg am Neckar und sein Sarg ruht unter den Kreuzgängen des Klosters Schönthal im württembergischen Oberamt Künzelsau. — Im Odenwald zeigt man den Brunnen, bei dem Siegfried erschlagen ward, in Marienlyst bei Kopenhagen das Grab Hamlets und die Weide am Bach, wo Ophelia den Tod suchte!

Betreffs des Hauses der Desdemona, welches in Venedig am *Canale grande* gezeigt wird, was auch verschiedene gute Reisewerke bestätigen, bin ich durch gütige briefliche Mitteilung in den Stand gesetzt worden, die Entstehung der Angabe nachzuweisen. Etwa in den fünfziger Jahren malte der Cavaliere Nerly (eigentlich Friedrich Nehrlich aus Thüringen) das Haus der Mori (aus Morea) nahe bei *St. Maria del Orto* als Othellos Haus und als Seitenstück dazu einen kleinen zweifenstrigen *Palazzo* in der Nähe mit einer Mädchengestalt und Tauben, den er scherzweise Haus der Desdemona nannte. Er hat sich ernste Unannehmlichkeiten zugezogen, als er später den Thatbestand berichtigen wollte.

Auch den Erinnerungstafeln ist nicht immer zu trauen. In Koethen ist in der Laube eines zur Lutzeschen Klinik gehörigen Gartens eine Tafel angebracht: „In dieser seiner Lieblingslaube dichtete Joseph von Eichendorff das Lied:

„Wer hat dich du schöner Wald“". Dasselbe ist aber vor Eichendorffs Aufenthalt in Koethen entstanden.

Am Hause Schöne Aussicht 16 in Frankfurt a. M. besagt eine Tafel, daß Arthur Schopenhauer daselbst 1831—1860 gewohnt hätte. Beide Jahreszahlen sind falsch. Schopenhauer hat dort 1. März 1843 bis 1. Juli 1859 gewohnt (Gwinner; Schopenhauers Leben, 2. Aufl., Leipzig 1878, S. 597).

Goethe äußerte sich den 8. April 1829 zu Eckermann, mit Beziehung auf eine Abbildung von Rom:

„Der lange Weg hier von Norden herein zur Stadt, kommt aus Deutschland; das ist die Porta del Popolo; in einer dieser ersten Straßen zum Thor herein, wohnte ich in einem Eckhause. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll; es ist aber nicht das rechte. Aber es thut nichts; solche Dinge sind im Grunde gleichgültig und man muß der Tradition ihren Lauf lassen."

Die folgende Zusammenstellung von „Treppenwitzen der Weltgeschichte" will nichts mehr sein, als eine Anthologie derjenigen bekannten Anekdoten, welche die neuere Kritik als unhistorisch nachgewiesen hat. Daß sie auf Originalität der Kritik keinen Anspruch macht, wird jedem ersichtlich sein; auch wird gebeten, etwaige dilettantische Schnitzer zu entschuldigen. Wohl aber glaubt der Verfasser zu oben aufgeführten Gründen der Entstehung dieser Treppenwitze viele treffende Belege gesammelt und so wenigstens einen kleinen Anfang zur Naturgeschichte derselben gegeben zu haben. Sehr erfreuen würde es ihn, wenn ihm auch zu dieser vierten Auflage Bereicherungen und Berichtigungen wieder recht zahlreich zukommen würden.

Die goldene Zeit.

Die goldene Zeit! — wohl der erste, der zäheste, der schönste — und der verkehrteste der Treppenwitze der Weltgeschichte. Schon die Benennung ist närrisch

the age of gold, when gold was yet unknown, —
lucus a non lucendo.

(Byron, *Don Juan, Canto VI.* Vers 55.)

Je weiter die Wissenschaften vor- oder vielmehr rückwärts dringen, die Geschichte, die Naturwissenschaft, die Sprachwissenschaft, desto klarer wird es, daß unter keinem Himmelsstrich und unter keinem Volke jemals ein Zustand geherrscht habe, der auch nur euphemistisch als „goldene Zeit" bezeichnet werden könnte, sobald man die Lage der Mehrzahl der Menschen ins Auge faßt, von den Tieren schon gar nicht zu reden. — Von den vielen Vorschriften der Kultur geplagt und abgespannt, über das was verboten ist und nicht verboten —, was sich schickt und nicht schickt —, liebäugelt der Kulturmensch auch wohl manchmal mit der Zeit

„when wild in woods the noble savage ran."

Dryden; *conquest of Grenada, Part I Act. I, Sc. 1* in der Erinnerung an Römer 4, 15, „wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Übertretung" und doch ist nichts verkehrter, als sich vorzustellen, ein Wilder sei befreit davon Rücksicht zu nehmen; gerade die Wilden fürchteten und fürchten alles, das

wirkliche und das eingebildete und sind eingeengt und geknebelt durch die albernsten Vorurteile und Wahnvorstellungen, — viel schlimmer als der Kulturmensch (Vergl. Bagehot, *Physics and politics* S. 25, 120 u. 216). — Den Glauben an eine goldene Zeit leitet man gewöhnlich ab von der liebevollen Erinnerung, mit welcher der Mann und der Greis ihrer Jugendzeit gedenken; aber auch diese Vergleichung trifft nicht zu, da niemand sagen kann, ob er in seinen allerjüngsten Jahren, vom ersten bis fünften glücklich war oder nicht und es sogar wahrscheinlich ist, daß ganz kleine Kinder, wenn sie nicht grade schlafen, mehr schmerzliche als freudige Augenblicke haben. Trotz alledem haben sogar einige der bedeutendsten Geister es mit dem Ernste, welchen die von ihnen selbstgewählte Aufgabe erforderte, nicht unvereinbar gefunden, ihre Ansichten über die goldene Zeit so vorzutragen, als ob dieselben irgendwo und irgendwann schon verwirklicht gewesen wären. (Vergleiche „Utopien“ von Wechsler. Königsberg 1859, Schulprogramm der Burgschule daselbst, gedruckt bei Dalkowski.)

Daß die Dichter und Maler sich gern auf diesen Stoff werfen, ist bei der Ärmlichkeit dessen, was wirklich ist und geschieht, fast selbstverständlich. Der Sage von der Insel St. Brandan, welche den Einwohnern der Canarischen Inseln von Zeit zu Zeit am Horizonte erschien, welche aber immer, wie ein Traum, den Entdeckern, die darnach aussegelten, verschwand, soll nach Washington Irving (*The life and voyages of Columbus and his companions*, London, Bohn, 1850, Vol. III. p. 878—881), Tasso die Farben zu seinen Zaubergärten der Armida entlehnt haben (*Gerusalemme liberata* XV 37 ff.). Nach 1721 ging eine Expedition zur Aufsuchung der Insel aus Spanien ab und noch 1755 wird sie auf einer französischen Karte verzeichnet in 29° nördlicher Breite und 5° westlich von Ferro. Von einer ähnlichen Insel fabelten die Irländer; die Einwohner von Arranmore behaupten noch an klaren Tagen Hy Brysail d. i. die Zauberinsel erblicken zu

können, welche den vorchristlichen Irländern als ihr Paradies gegolten hatte. Thomas Moore gedenkt ihrer in einer seiner „Irländischen Melodien". Offenbar haben die an Ozeanen wohnenden Völker es in dieser Hinsicht bequemer als die anderen. Wasser und Wolken bilden oft Schattierungen, aus denen eine geschäftige, unbefriedigte Phantasie machen kann, was sie will; aber auch die weniger mit Küsten gesegneten Länder haben zu ihrer „goldenen Zeit" meistens noch einen „goldenen Raum"; jene kann niemand zurückrufen, diesen kann niemand ergreifen. Unterdessen läßt sich Don Quixote seine Wunden unter tausend Schmerzen verbinden, so gut es eben geht.

Die Inder hatten ihre vier Weltalter (yugas), welche immer kürzer und schlechter werden; im Zendavesta zerfällt die zwölftausendjährige Dauer der Welt ebenfalls in vier, aber gleiche Perioden, jede folgende ist aber auch um so viel schlechter als ihre Vorgängerin, daß am Ende der vierten, jetzigen, die Welt in Feuer aufgehen wird. — Die Juden haben bekanntlich nur ein kurzes Paradies: in Miltons Bearbeitung unterhalten sich Adam und Eva, ehe sie vertrieben werden, untereinander, sowie mit dem lieben Gott, mit mehreren Engeln, welche ihnen einen Besuch abstatten, mit der Schlange u. s. w. im elegantesten, lieblichsten Englisch und offenbaren darin die edelsten, civilisiertesten Gefühle, so daß man fast glauben könnte, sie hätten wirklich die Bibliothek besessen, von der Paul Christian Ilsker uns einen Katalog geliefert. Den Griechen haben Hesiod, Werke und Tage 109—123 und Aratos, Phainomena 96—106, den Römern Ovid, Amores 3, 8. 40 und Metamorphosen 1, 89—112 und Tibull 1, 3, 35 die Zauber der goldenen Zeit vorgesungen. — Aber nicht nur die Dichter, auch die Philosophen haben mit derselben mindestens geliebäugelt. Platon hat im „Staat" eine Verfassung geschildert, wie er sie sich als vollkommen dachte, und in den „Gesetzen" eine zweitbeste mit unverkennbarer Vorliebe für spartanische Einrichtungen. Diese

Hinneigung des Atheners zu der eckigen Pedanterie des Militärstaates ist um so seltsamer, als er wohl kaum umhin gekonnt hat, sich einzugestehen, daß er selbst nie und nimmermehr hätte aus Sparta hervorgehen können. Unter den vielen Hellenen, die die Kunst und die Wissenschaft bereichert, ist kein spartanischer Name von Bedeutung. — Im „Timaios“ und im „Kritias“ erzählt uns Platon dann noch von der Insel Atlantis. Sie lag, sagt er, vor den Säulen des Herkules und war größer als Asien und Lybien zusammen. Auf jener Insel bestand einst eine große und bewunderungswürdige Königsherrschaft, welche nicht bloß die ganze Insel, sondern auch viele andere Inseln und Teile des Festlandes unter ihrer Gewalt hatte, dann aber (alles nach der dem Solon erteilten Auskunft eines ägyptischen Priesters) in einem Kriege mit einem vorhistorischen athenischen Staat unterlag und später im Meere unterging. Darauf sei dann das Meer daselbst „nicht gehbar, nicht schiffbar“ (Ovid; Metam, I. 16) geworden, „weil der hoch aufgehäufte Schlamm im Wege gewesen wäre, welchen die Insel durch ihr Untersinken hervorbrachte“.

Der englische Kanzler Thomas Morus mit seiner Utopia (De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia; gedruckt in Löwen 1516) knüpft wohl an gar nichts Reales an. Der Verfasser gab Utopien für eine bei Amerika neu entdeckte Insel aus, und weil das damals sehr wohl möglich war, so nahmen der gelehrte Budäus und andere den Bericht für einen wirklichen und hielten es mit ihrem verrückten Bekehrungseifer für höchst wünschenswert, Missionäre dahin auszusenden, um eine so weise Nation für das Christentum zu gewinnen, wie uns Isaak Disraeli erzählt (*Curiosities of literature* p. 120), welcher auch die beste Kritik über das Idealreich geliefert hat in seinen „*Amenities of literature*“ p. 300: „*It is sobriety indulging in inebriation and good sense wandering in a*

delirium" zu deutsch etwa: „es ist die Orgie der Nüchternheit und der gesunde Menschenverstand im Delirium taumelnd."

Francis Bacon's „neue Atlantis" — zwei Jahre vor seinem, am 9. April 1626 erfolgten Tode geschrieben und erst im Jahre nach seinem Tode erschienen — erzählt von einer Insel in der Südsee, so vollkommen, daß nach der Erzählung eines Eingeborenen etwa zwanzig Jahre nach der Himmelfahrt des Herrn unter wunderbaren, feuerwerkartigen Lichterscheinungen in einem Boote ein Buch der Insel zugetragen wäre, welches alle kanonischen Schriften des alten sowohl als des neuen Testaments enthielt, sogar diejenigen, welche damals noch gar nicht geschrieben worden waren!

Daß die Atlantis, wenn auch vielleicht nicht ganz in der angegebenen Größe, doch in der bezeichneten Lage als Kontinent existiert hat, dann aber allmählich gesunken ist, ist nach den neuesten Forschungen wahrscheinlich. Unerklärt aber ist es noch, warum wir als alte Benennung Mexikos „Aztlan" und daselbst die Städtenamen „Mazatlan" und „Tomatlan" finden. Man hat diese Art Überlieferung ganz richtig mit der über Drachen und dergleichen Tiere verglichen, deren einstige Existenz in den berichteten sehr ähnlichen Formen unsere Kunde der vorweltlichen Geschöpfe dargethan hat. Auf einen versunkenen Kontinent haben auch die aller Poesie fernen Untersuchungen des Alfred Wallace (in seinem Buche „*The Malay Archipelago*", 3. Ausgabe, London 1872) geführt. Dieser andere vermutete Kontinent liegt südlich und südöstlich von Asien im stillen Ozean. Die vielen Inseln daselbst sind noch seine Bergspitzen. Die Fläche, welche jetzt der indische Ozean überflutet, hat der Engländer Sclater wegen der für sie charakteristischen Halbaffen Lemuria genannt; sie ist wahrscheinlich derjenige Teil der Erde, wo sich der Mensch zuerst aus anthropoiden Affen hervorbildete. Soviel über die beiden Fäden, welche die „Atlantis" mit der

heutigen Wirklichkeit verbinden. — (Vergl. über die Atlantis S. A. Norolf. „Die Atlantis nach griechischen und arabischen Quellen.“ Petersburg 1854, auf Verfügung der Akademie gedruckt. — Roisel, *„Les Atlantes“*. Paris 1874. — Bär, *„Essai historique et critique sur l'Atlantique des Anciens“*. Avignon 1835.)

Ein Zeitgenosse Bacons, nämlich Thomas Campanella (1568—1639) gab ein Seitenstück zur Atlantis in seiner Sonnenstadt, Civitas Solis; es findet sich in englischer Sprache zusammen mit dem Leben des Lykurg nach Plutarch, More's Utopien, Bacons neuer Atlantis (s. o.) in Morleys *Universal Library*, Band 23 (*Ideal Commonwealths*). — — Besprochen werden diese und noch andere Phantasiegebilde in Kleinwächter: „Die Staatsromane“, Wien 1891.

Es hat nie eine goldene Zeit gegeben; kein Volk hat existiert, welches, unbekannt mit Leidenschaften und Verbrechen, ungestört friedliche Tage dahinlebte. Weder für das Menschengeschlecht im ganzen, noch für ein einzelnes Volk hat jemals der Meereisvogel (Halkyon) gebrütet, dem zu Liebe, wenn er auf seinem Neste saß, nach einer hellenischen Sage, See und Luft sich ruhig verhielten und der klare Himmel auf die ungekräuselte Oberfläche des Meeres herunterschien. (Plinius: Historia naturalis, Buch 10 Kap. 32.) Der ganze Gedanke einer goldenen Zeit, eines Paradieses ist kindisch; man stelle ihn sich doch einmal lebhaft vor. Das Paradies müßte entsetzlich langweilig gewesen sein, ungefähr wie Dantes Himmel. Ja — denken wir uns, jeder sich selbst, einen Himmel aus, und sogar der wäre uns bald so ertötend eintönig, daß wir davor zurückschrecken würden. Was aber die goldene Zeit, welche erst kommen soll, betrifft, so gehört sie nicht zu unserm Thema; vor ihrem Thore steht zwar nicht ein Engel mit flammendem Schwert, wohl aber Malthus mit seinem *„Essay on population“* und der unzerstörbare Egoismus des menschlichen Herzens; beide Ursachen aber sind im tiefsten Grunde

eins und dasselbe. Die Staats- und Gesellschaftsformen sind hierbei durchaus gleichgültig. „*The cheapness of man is every day's tragedy*“ (Emerson: *Representative men; I. Uses of great men*); die Übervölkerung der Länder ist die letzte, nicht wegzuschaffende Ursache der Armut und der Kriege; — die Göttin der Liebe erhält den Apfel des Streites; (Epistel Jacobi 4. 1);

„Was forscht ihr früh und spat dem Quell des Übels nach,
Das doch kein andres ist, als Kreatur zu sein?!“
Platen, Ghaselen 113.

Was uns überall fehlt ist das „andere Königreich“, welches am Schlusse des Märchens, ohne daß wir vorher davon gehört haben, der König seinem zweiten Kinde anweist und dessen das Kind so sehr bedarf. Denn der Mensch und jedes organische Wesen hat, — wie die Zeit, — ein negatives Vorzeichen.

Die Assyrer, die Ägypter, die Perser.

Von Ktesias, dem griechischen Leibarzte des Artaxerxes Mnemon, und zwar durch Vermittlung des Diodor (2, 1—22) stammen unsere Nachrichten über das Assyrische Reich. Es wird errichtet durch Ninos; dessen Gemahlin ist Semiramis, deren Schicksale seltsamerweise sowohl an Katharina I., als an Katharina II. von Rußland erinnern; Semiramis war als Kind ausgesetzt worden, erzählt uns Diodor, aber Tauben trugen ihr Milch und Käse zu; Hirten des Simmas finden das Kind; später heiratet sie Onnes, der erste Rat des Königs; zuletzt nimmt der König sie ihrem Gatten fort. Sie trug eine Kleidung, welche nicht erkennen ließ, ob sie Mann oder Weib sei und diese Kleidung gefiel so sehr, daß späterhin die Meder und nach ihnen die Perser die Stola der Semiramis annahmen. Wegen der vielen ihr zugeschriebenen Kriegs- und Eroberungszüge und großartigen Bauten genügt es auf Diodor zu verweisen. Von ihrem Zuge gegen Indien zurückgekehrt, erfährt sie, daß ihr und des Ninos

Sohn, Ninyas ihr nach dem Leben trachte. Hierauf übergiebt sie, gehorsam einem alten Orakelspruch, dem Sohn die Regierung; „einige fabeln, daß sie in eine Taube verwandelt mit einem Taubenschwarm aus dem Palast geflogen sei. So ist es geschehen, daß die Assyrer die Semiramis für eine Unsterbliche halten und die Taube als Gottheit verehren". Ihr folgte Ninyas, der, in seinem Palast eingeschlossen, nur der Lust und dem Zeitvertreib diente, für das Volk aber unsichtbar war; dreißig Könige folgten ihm dann, bis die Herrschaft an die Meder überging. Heeren und Niebuhr zweifelten zuerst an der historischen Persönlichkeit der Semiramis. Duncker, Geschichte des Altertums, 4. Auflage, Leipzig 1874, Teil II. S. 13 bemerkt über die assyrische Geschichte des Ktesias-Diodor:

„Die Denkmale Assyriens belehren uns, daß dieses Reich nicht, wie Ktesias will, 2189 v. Chr. gegründet, daß es nicht 883 v. Chr. gestürzt worden ist. Sie widerlegen ebenso des Beroses und des Herodot Angaben, daß die Herrschaft der Assyrer über Asien 1273 oder 1234 v. Chr. begonnen und 747 oder 714 v. Chr. geendet habe. Sie kennen weder in den Anfängen noch auf der Höhe der assyrischen Macht eine kriegerische Königin, noch überhaupt ein Weib an der Spitze des Staats. Nur einmal finden wir den Namen Semiramis in den Denkmalen. Aus der auf einer Statue des Gottes Nebo eingegrabenen Widmung eines Beamten des Königs von Assyrien Bin-nirar III. (810—781 v. Chr.) ersehen wir, daß dieses Königs, der weithin nach West und Ost geboten hat, Weib Semiramis hieß. Wir erfahren nichts von ihr außer dieser Erwähnung. Die Namen Ninos und Ninyas sind der Inschrift durchaus fremd. Niemals hat ein König Ninos oder ein König Ninyas in Assyrien geboten. Nach Ktesias hätte eine Folge von dreißig Königen über Assyrien geherrscht. Die Inschriften geben eine erheblich höhere Zahl. Unter den dreißig Herrschern, die Ktesias mit ihren Namen und Regierungszeiten aufführt — die Chronographen haben uns diese Liste erhalten — ist auch nicht ein Name, der mit dem Namen der Denkmale stimmt. Mit Ausnahme der Namen des Ninos, der Semiramis, des Ninyas, die Ktesias vorfand, und etwa des zwanzigsten Nachfolgers des Ninyas scheinen die übrigen von Ktesias ersonnen oder beliebig zusammengestellt und aneinandergereiht, die Regierungszeiten ebenso frei erfunden und nach den Gesichtspunkten gewisser Gleichzeitigkeiten angeordnet zu sein."

Von einem noch vorhandenen Bilde am Berge Bagistanon erzählt er, es sei 10 000 Fuß hoch und stelle die Semiramis dar von hundert Leibwächtern umgeben, während es nur 1500 Fuß hoch ist und den König Dareios zeigt, die rebellischen Könige, welche die Waffen gegen ihn erhoben hatten, am Boden oder gefesselt vor ihm.

„Es war das stolzeste Siegesmal der gesamten Geschichte Persiens. Und dieses sollte ein Perser dem Ktesias als Werk der Semiramis bezeichnet haben? Hier liegen jedenfalls Erweiterungen, Zuthaten und Erfindungen des Ktesias vor. . . . . Nicht den Medern und Persern konnte die Lebensweise ihrer eigenen Könige, ihrer Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit in den Königsburgen an sich als auffallend oder verächtlich erscheinen, nicht ihnen die eigene Tracht halbweiblich vorkommen, wohl aber den Griechen. Sie erklären sich jene Sitte aus der Genußsucht des Ninyas, diese Kleidung durch das Beispiel oder das Gebot der Semiramis, die sie erfunden und angelegt, um die Beschwerden des Krieges zu ertragen oder ihr Geschlecht zu verbergen" (Duncker, Geschichte des Altertums II. S. 14 f.; vergl. auch IV. 480).

Duncker kommt zuletzt zu dem Schluß, wie Niebuhr betreffs der römischen Geschichte (s. w. u.), daß wir bei den erwähnten Berichten des Ktesias-Diodor nur in Prosa aufgelöste Poesie vor uns haben.

„Die Hauptstadt Assyriens hieß Ninua. Diesem Namen ist sowohl der des Ninos als der des Ninyas entnommen. Die Assyrer verehrten als ihre besondere Schutzgottheit die Kriegsgöttin Istar. Zu Assur und Istar beten die Könige Assyriens in den Inschriften am häufigsten. Istar war die verderblichste, die todbringende aber auch die siegverleihende Göttin des Krieges . . . . Sie war nicht bloß die Göttin der Schlachten, sie war zugleich die Göttin Bilit, die Herrin der Liebestriebe, der Liebeslust. Abwechselnd sendet sie Leben, Lust und Tod. Als der Göttin der Liebeslust waren ihr die Tauben heilig; es gab in den Tempeln Syriens Standbilder dieser Göttin, die eine goldne Taube auf dem Scheitel trugen, ja sie wurde hier unter dem Namen Semiramis angerufen, ein Wort, das „hoher Name, Name der Höhe" bedeuten kann."

Diese Göttin nun haben die medo-persischen Sänger in die Gründerin der assyrischen Macht verwandelt; denn die Grenze zwischen Göttern und Königen ist immer verschwommen gewesen und auch geblieben; aber besonders am Anfang und Ende ihrer Laufbahn ist der übernatürliche Ursprung der Semiramis noch deutlich erkennbar (vergl. Duncker, G. d. A. II. S. 18).

Dieselbe Ähnlichkeit mit einer Göttergestalt tritt auch wieder hervor bei dem letzten Herrscher der Assyrer, bei Sardanapal, dessen Sturz bei Diodor 2, 23 ff. (nach Ktesias) ausführlich beschrieben ist. Dieser König wird als unglaublich weibisch geschildert, allein dem Genuß fröhnend und sich ganz vom Volke abschließend. Ein gewaltiger Aufstand bricht gegen ihn los, aber er besiegt die Rebellen in drei Schlachten, unterliegt jedoch in einer vierten durch Verrat der baktrischen Truppen. Nach Ninive geflüchtet wird er

dort eingeschlossen und drei Jahre belagert; als die Stadt nicht mehr zu halten ist, verbrennt sich der König mit seiner Gemahlin und seinen sämtlichen Nebenweibern auf einem 400 Fuß hohen Scheiterhaufen mit 150 goldenen Ruhebetten und ebensoviel goldenen Tischen, nebst zehn Millionen Talenten Goldes, hundert Millionen Talenten Silbers und einer Menge kostbarer Purpurzeuge ꝛc. — In Wirklichkeit hieß der letzte König der Assyrer nicht Assurbanipal (= Sardanapal), sondern Assur-idil-illi; jenes war vielmehr der vorletzte und auch sonst wimmelt die Erzählung von Unbegreiflichkeiten.

„Nach einem im Harem verbrachten Leben mochte sich ein weibischer Herrscher, von großer Gefahr bedrängt, wohl selbst den Tod geben, aber schwerlich weder den Entschluß noch die Fähigkeit finden, drei Jahre hindurch heldenmütig und hartnäckig um Reich und Thron zu kämpfen."

Wiederum erkennt man in der Erzählung vom Sturz der assyrischen Dynastie ein in Prosa aufgelöstes Epos, welches sich an dasjenige, den Anfang des Reiches betreffend, mit merkbarer Absichtlichkeit anschließt.

„Ein Mannweib, die Semiramis, hatte das Reich gegründet; ein weibischer Mann brachte es ins Verderben . . . . Hieraus müssen wir schließen, daß wie die medischen Sänger den Mythos und die Gestalt einer Göttin der Semiten, der Istar, zu ihrer Zeichnung der Semiramis verwertet haben, sie auch für die Zeichnung des Gegenbildes der Semiramis, des Sardanapal, den Mythos des semitischen Gottes benutzt haben, der sein Wesen mit der ihm zur Seite gestellten weiblichen Göttin austauscht, der das Frauenkleid trägt und Purpurwolle spinnt, wie denn auch seine Verehrer an gewissen Festen Frauengewänder trugen . . . . . Auch für die Schilderung des Untergangs des Sardanapal scheinen den medischen Sängern Akte des Kultus des syrischen Gottes maßgebend gewesen zu sein. Es wurden dem Sonnengott der Syrer an großen Festen mächtige Scheiterhaufen erbaut; eine Menge von Kostbarkeiten auf diese gehäuft und diese dann mit einem auf den Scheiterhaufen gestellten Bilde des Gottes, der sich in diesem Brande verjüngen sollte, angezündet.

. . . . . Den Griechen war der Name Sardanapal schon zur Zeit des Aristophanes der Ausdruck aller Pracht und Üppigkeit und „schwelgerischer als Sardanapal" bei ihnen ein gangbares Sprüchwort (Vögel 1022). Diese Auffassung wurde dann sogar dahin gewendet, daß Sardanapal das Leben im Genuß erschöpft habe, weil dasselbe kurz und der Mensch nach dem Tode nichts als Asche sei. So galt Sardanapal bei den Griechen als Vorbild und Prediger jener Weisheit, welche das Leben im Genuß zu verwerten rät und assyrische Inschriften zu Anchiale in Kilikien an einem assyrischen Königsbilde, welches eine verächtliche Handbewegung zu machen schien, gaben griechischen Dichtern Gelegenheit, angebliche Verdollmetschungen derselben zu erfinden, welche Lehren dieser Art unter dem Namen einer selbstverfaßten Grabschrift Sardanapals einschärften. „Wohl wissend, daß du sterblich geboren," sagt die gangbarste dieser Inschriften, „er-

götze dich des Genusses froh; 'dem Todten ist keine Freude gegeben. — Auch ich bin Asche, der großen Ninive Herrscher. Nur was ich aß und schwelgte und in der Liebe Freuden genoß, ist mein; das Übrige — Vieles und Schönes — mußt' ich verlassen" [Diodor 2. 23] Duncker, G. d. A. II. S. 353 f.

oder wie Byron es in seinem „Sardanapal" wiedergiebt:

Eat, drink and love; the rest's not worth a fillup.

Ähnlich Arrian, Feldzüge Alexanders II. 5. Cicero bemerkt nach Aristoteles über dieselbe (Tuskulanen V 35), sie passe mehr für einen Stier, als für einen König (Haec habui quae edi quaeque exsaturata lubido hausit: at illa iacent multa et praeclora relicta).

Wir wollen auch erwähnen, daß man im Untergang des Sardanapal einfach den Untergang der Sonne zwischen den von ihr vergoldeten Wolken hat erkennen wollen; die Wolken wären dann die 150 goldenen Ruhebetten, die Abendröte das kostbare Purpurgewand.

Auf die Erzählungen des Herodot 2, 151 und des Diodor I. 66 über die gleichzeitige Herrschaft von zwölf Königen in Ägypten, welche die Zügel der Regierung ergriffen hätten, weil das Volk nach dem freiwilligen Rückzug der Äthiopier zu unruhig geworden wäre, — von dem Orakel, derjenige unter den zwölfen werde die andern verdrängen, welcher zuerst beim gemeinsamen Opfer statt aus goldener, aus eherner Schale opfern würde, was unabsichtlich bei Psammetich zutrifft, als er anstatt der fehlenden zwölften goldenen Schale aus seinem Helm opfert, — wie die zwölf Könige ein gemeinsames Grabmal am See Moeris für sich errichten lassen, das alles frühere dieser Art übertreffen soll, — alles dies ist nicht zu halten.

„Die Äthiopen sind nicht freiwillig aus Ägypten .... zurückgegangen, die zwölf Könige haben den Bau am See des Moeris, den Bau Amenemhas III. nicht errichtet; er stand bereits seit fast fünfzehnhundert Jahren und sie konnten ihn nicht errichten, weil niemals zwölf von den Ägyptern erhobene Könige Ägypten gemeinsam regiert haben. Alle diese Dinge sind von den Ägyptern erfunden und den Griechen erzählt worden, um, wie man die Herrschaft der Äthiopen möglichst zu verdecken suchte, eine andere weit empfindlichere Fremdherrschaft aus der Geschichte Ägyptens zu entfernen" (Duncker, G. d. A. II. S. 467).

Denn es hatten die Äthiopen 58, die Assyrer 17 Jahre über Ägypten geherrscht.

Die Ägypter waren die Erfinder der Geometrie. Geführt wurden sie darauf durch das Uberströmen des Nils.

„welcher dann und wann von den angrenzenden Feldstücken etwas abriß oder etwas an sie anschwemmte und dadurch, daß die in solcher Weise am Grundbesitz hervorgebrachte Veränderung von seiten der Staatsgewalt festgestellt und bei der Steuererhebung berücksichtigt ward.“ (Bretschneider, Die Geometrie und die Geometer von Euklides; Leipzig 1870.)

So ungefähr berichtet uns Herodot II. Kap. 109. — Bei späteren Schriftstellern wird dies weiter ausgemalt, so z. B. bei Heron von Alexandria (Ausgabe von Hultsch, S. 138), nach welchem viele Grundstücke während der Überschwemmung ganz verschwanden, und bei Strabon, Buch XVII, Ausgabe von Meinicke, S. 1098, der von der beständigen Verwischung der Grenzen spricht, eine offenbare Übertreibung, über die schon Montucla in seiner Geschichte der Mathematik (Teil I S. 4), gespöttelt hat.

„Drei Angaben des Heron, des Diodor und des Strabon . . . . lassen ganz deutlich erkennen, wie die Verwüstungen, welche der Nil unter den Grenzmarken der ägyptischen Ländereien anrichten soll, immer bedeutender und umfangreicher werden, je später der Autor lebt, der davon berichtet. Bei Schriftstellern, welche die Natur des ägyptischen Landes aus eigener Anschauung nicht kannten, lag der Grund jener verkehrten Meinung jedenfalls darin, daß sie die ruhigen und in ihrem ganzen Verlaufe so regelmäßigen Nilanschwellungen mit den urplötzlich hereinbrechenden, ganz unregelmäßigen Überschwemmungen anderer', namentlich europäischer Ströme verwechselten und die gewöhnlichen so verwüstenden Wirkungen der letzteren auch auf die wohlthätigen Überflutungen des ersteren übertrugen.“ (Bretschneider a. a. O. S. 10.)

Durch Herodot empfangen wir außer über die Ägypter auch Nachrichten über die Meder und die alten Perser. Sie dürften jedoch nicht zuverlässiger sein, als die Schriften Walter Scotts, Alexander Dumas oder der Louise Mühlbach, wollte man diese als Geschichtswerke ansehen, worauf diese selbst allerdings keinen Anspruch machen. Die Wahrhaftigkeit, d. i. der gute Wille des Herodot ist wohl nie mit Erfolg in Zweifel gezogen worden, wohl aber war, was er vorfand und sammelte, schon sehr verzerrt und ausgeschmückt.

„Dasjenige, dessen jene Völker (die Meder und Perser) von ihrer älteren Geschichte sich noch erinnerten, was Herodot und später Ktesias bei ihnen darüber er-

fuhren, beruhte schon an sich vornehmlich auf dichterischer Grundlage, auf den volkstümlichen historischen Liedern der Meder und Perser, von denen Xenophon sagt, daß sie noch zu seiner Zeit bei ihnen gesungen wurden." (Erdmannsdörfer: Zeitalter der Novelle in Hellas. Berlin 1870. S. 34.)

Herodots Erzählungen leiden daher sehr unter der „poetischen Gerechtigkeit", und, — wenn es sich um den Gegensatz zwischen Persern und weniger civilisierten Völkerschaften handelt, — an einer kleinen, ozon-sehnsüchtigen Schwärmerei à la Tacitus und Rousseau für Naturzustände, — derselben, welche noch heute unseren Knaben die dummen Indianergeschichten so lieb macht. Herodot braucht auch, wie Goethe, gern den rhetorischen Kunstgriff der Anticipation, — der knappen, traumartigen Skizzierung dessen, was gleich darauf sich deutlich und in erschütternder Weise ereignen soll.

Ktesias, der unter Artaxerxes Mnemon Leibarzt am persischen Hofe war und der die Landes-Archive benutzen konnte, nennt den Herodot einen Märchenerzähler (λογοποιός), was ihn jedoch selbst nicht hindert, die wunderlichsten Fabeln als Thatsache zu berichten, wie schon Plutarch bemerkt (Artaxerxes, cap. 1; vergl. auch Plinius H. N., Buch 7). Diodor hat den Ktesias, wie schon erwähnt, stark benutzt.

Um nur einiges hervorzuheben, leugnet Ktesias die romantische Verwandtschaft des Kyros mit dem Astyages. Es ist dieser Zug wohl einer Dichtung der Meder entnommen, welchen die persische Herrschaft erträglicher erscheinen mußte, wenn der persische König von einer medischen Prinzessin abstammte. Der Held der Novelle ist aber weder Astyages noch Kyros, sondern Harpagos.

„Des Harpagos Leiden und Thaten bilden den Mittelpunkt der medischen Version, und dieser Harpagos war den Griechen auf der Westküste Kleinasiens nur zu wohl bekannt geworden. Mit ihren warnenden Vorbedeutungen, mit der Aussetzung des Kyros führte die medische Version den Herodot auf den ihm vertrauten Boden griechischer Sagen, denen warnende Orakel, vergebliche Aussetzungen, täuschende Auslegungen geläufig waren. Endlich entsprach die Vergeltung, welche den Astyages erreicht, Herodots sittlicher Anschauung." (Duncker, a. a. O. IV. S. 279.)

Der ausgesetzte Kyros soll von einer Hündin gesäugt worden sein — (der Hund war den Persern ein heiliges

Tier) —, nach andern von einer Hirtin, welche Hündin hieß. Ktesias weiß von alle dem nichts; aber auch sein Bericht ist eine Novelle, in welcher ein Bettelknabe König wird, eigentlich ein Märchenthema.

Allbekannt ist die Erzählung vom Besuche des Solon beim König Kroisos von Lydien (Herodot I. 29—33), wie dieser vergebens von jenem zu hören versucht, daß er, wegen seiner Reichtümer, der glücklichste Mensch sei, so daß wir hier die Einzelheiten wohl nicht aufzuführen brauchen. Wegen ihrer Entsagung predigenden Moral ist die Geschichte häufig in Schullesebücher aufgenommen und dadurch sehr populär, das „Nemo ante mortem beatus“ sogar ein geflügeltes Wort geworden. Der ganze Besuch ist jedoch wegen chronologischer Schwierigkeiten unwahrscheinlich. Herodot (I. 30) verwechselt, wie schon die Alten merkten, die sonst in solchen Sachen nicht peinlich waren, die frühere 10jährige Reise Solons mit einer späteren.

„Wen die Volkssage lieb hat, den schickt sie gern auf Reisen. Der kleinste, unscheinbarste Anlaß muß ihr dabei als Rechtfertigung genügen. Sie liebt es, vermittelst dieser Form das Ferne und Fremde, was ihr Interesse erregt, sich in dem Spiegel einer vertrauten Persönlichkeit reflektieren zu lassen und es dadurch sich selbst näher zu bringen; es reizt sie, auf diese Weise bedeutende Persönlichkeiten aus weit entlegenen Kreisen mit einander in Berührung zu setzen und sie gleichsam an einander zu messen.“ (Erdmannsdörfer: Zeitalter der Novelle in Hellas; S. 31.)

Plutarch freilich (Solon cap. 27), dem die Geschichte gefiel, hält sie aufrecht; da jedoch er sowohl als Herodot ganz bestimmt die Zusammenkunft an diejenige Reise knüpft, welche Solon nach seiner Ordnung der athenischen Verfassungszustände unternommen hat, da Kroisos im Knabenalter stand, so ist die Erzählung nicht zu halten.

„Schon in alten Zeiten hat man die Begegnung zwischen Solon und Kroisos in Zweifel gezogen, und wenn Plutarch dagegen geltend macht, daß die Erzählung doch gar zu sehr dem Charakter der beiden Männer entspreche, so verkennt er, daß diese innere, poetische Wahrheit, welche uns die Erzählung so teuer macht, die historische Wirklichkeit des Vorgangs gerade am meisten verdächtigt.“ (Curtius, Griechische Geschichte, 1868, Band I. S. 317.)

Fällt der Besuch, so fällt mit ihm natürlich auch die fernere Erzählung, daß Kroisos auf dem Scheiterhaufen den

Namen Solons ausgerufen und dadurch die Aufmerksamkeit des Kyros erregt, welcher ihn dann begnadigt hätte. Der Lydier Xanthos, welcher etwa 40 Jahre vor Herodot schrieb und von diesem, sowie von Diogenes Laërtius und von Nikolaos von Damaskus benutzt wurde, hat nach letzgenanntem bei der Geschichte vom Scheiterhaufen vom Solon noch nichts gewußt. Daß Kyros nie daran habe denken können, den Kroisos verbrennen zu lassen, weil seine Religion ihm die Verunreinigung des Feuers, des reinen Elements, ausdrücklich verbot, wie v. Hellwald, Kulturgeschichte, 2. Auflage, I. S. 201 meint, ist vielleicht kein stichhaltiger Einwurf, da möglicherweise erst der König Dareios, der Sohn des Hystaspes, sich zur Feueranbetung bekannte (Floigl: „Cyrus und Herodot nach den neugefundenen Keilinschriften“, Leipzig 1881, S. 19 gegen Duncker a. a. O. IV. S. 456 Note).

Die Antworten des pythischen Apollon, Kroisos werde, wenn er über den Halys gehe, ein großes Reich zerstören, sowie er werde seine Herrschaft verlieren, wenn ein Maultier über die Perser herrsche, sind wohl zunächst so gemeint gewesen, wie sie jeder verstehen würde. Als sie nachher nicht eintrafen, hat Herodot, der auf die Erfüllung der delphischen Weissagungen so erpicht ist, wie die Evangelisten auf die, angeblich den Messias betreffenden, des alten Testaments, die erste so gut ausgelegt, als es eben ging, und des Maultiers wegen den Kyros — an die medische Dichtung anknüpfend — zum Sohn einer Mederin gemacht, was nicht richtig ist. Das Erraten der Pythia, was Kroisos zu einer bestimmten Stunde thäte, nämlich daß er Schildkröten- und Lammfleisch in einem erzenen Gefäß zusammen koche, ist wohl ganz erfunden, damit doch wenigstens eine ganz zutreffende Auskunft vorhanden sei. Es ist anderweitig nicht bekannt, daß die Priesterschaft auf dergleichen frivole Anfragen überhaupt Antwort gab; — oder aber sie war zwischen Kroisos und den Priestern verabredet, um das Volk durch die folgenden Sprüche mehr zu begeistern. Daß

Kroisos bei Herodot eigentlich eine sehr drollige Figur ist, hat übrigens schon der Pseudo-Plutarch in der Schrift über die Böswilligkeit des Herodot, cap. 18, sehr treffend hervorgehoben.

Nachdem Herodot ferner erzählt hat, daß die Königin der Massageten, Tomyris, einen Schlauch mit Menschenblut hatte füllen lassen und dann den Kopf des getöteten Perserkönigs Kyros in diesen Schlauch steckte, um den König, wie sie gedroht hatte, „mit Blut zu sättigen“, setzt Herodot selbst hinzu: „Von den verschiedenen Erzählungen über das Lebensende des Kyros hat diese mir die wahrscheinlichste geschienen“. Wohl nur, weil sie, einer poetischen Quelle entstammend, die pikanteste war. Xenophon in seiner „Kyropädie“, welche allerdings nur ein historischer Roman sein will, läßt den König ruhig in seinem Bette sterben; — Ktesias erzählt, Kyros wäre in einer Schlacht vom Elefanten gefallen und drei Tage darauf im Lager verschieden.

Seine Berichte über die scheußliche Grausamkeit des Kambyses (529—522) und über sein Wüten gegen die Religion der Ägypter (Tötung des heiligen Apis) hat Herodot von den ägyptischen, durch Religionshaß entflammten Priestern. Die in den Apisgräbern bei Memphis aufgefundenen Inschriften wissen nichts davon. (Ranke, Weltgeschichte I., erster Teil S. 130.) Ganz novellenhaft ist auch die Erzählung des Herodot, wie der gefangene König Psammenit beim Anblick seiner Tochter in Sklavenkleidern, seines zum Tode geführten Sohnes scheinbar unbewegt bleibt, und erst als sein Freund als Bettler vorübergeleitet wird, Thränen findet; denn jene Schmerzen wären für Thränen zu groß gewesen. Herodot selbst erzählt, Kambyses würde wohl dem Psammenit die Verwaltung Ägyptens gelassen haben, wenn er sich klüger benommen hätte; zu solcher Absicht hätte doch die Hinrichtung des jungen Sohnes nicht gepaßt; Ktesias weiß auch nichts davon.

Die an den falschen Smerdis sich knüpfenden Anekdoten

übergehend, erwähnen wir der von Herodot 3, 80 berichteten, angeblich der Ermordung der Magier folgenden Debatten der sieben persischen Fürsten, welche den Usurpator gestürzt hatten, über die beste Regierungsform, wobei denn Otanes die Republik, Dareios die Monarchie verteidigt; sie sind zwar schon nach Herodots eigener Bemerkung „einigen Hellenen unglaublich vorgekommen, trotzdem aber doch gesprochen worden"; Buch 6, 43 kommt er darauf zurück, nochmals die Richtigkeit seiner Angaben betonend. Duncker bemerkt jedoch G. d. A. IV. S. 460:

„Die Legende von jener Diskussion beruht offenbar auf den Vorrechten der sechs Stammfürsten, die in der That ein gewisses aristokratisches Element der Verfassung bildeten und von den Griechen auf den Magiermord zurückgeführt wurden; sodann auf den besonderen Immunitäten des Hauses des Otanes. Aus den Freiheiten der angeblichen Selbstregierung dieses Hauses schlossen die Griechen, daß sich Otanes damals für die Freiheit und Selbstregierung der Perser ausgesprochen haben müsse ꝛc."

Aber das richtige ist wohl von Wilamowitz-Möllendorf erkannt (die Thukydideslegende in der Zeitschrift Hermes XII. S. 331):

„Die Reden der Verschworenen nach dem Sturze des Magiers sind eine Verherrlichung der athenischen Verfassung, der ἰσονομίη, ἰσηγορίη, ἰσοκρατίη, wie der Jonier, dem das frischgebildete attische δημοκρατεῖσθαι nicht geläufig ist, noch ohne feste Terminologie sagt."

Hierauf folgt die Anekdote von der Erhebung des Dareios zum Könige; derjenige der sieben Verschworenen sollte Herrscher werden, dessen Pferd beim Sonnenaufgang vor der Königsburg zuerst wiehern würde. Eine List des Oebares, des Stallmeisters des Dareios, wendet diesem die Königskrone zu.

„Die Erzählung von der List des Oebares ist wohl griechische Erfindung. Im Sinne der Perser würde solche List dem göttlichen Wahrzeichen jede Bedeutung geraubt haben .... Der Name des Stallmeisters Oebares (d. i.: der gute Botschaft bringt), macht sie um nichts glaubhafter oder besser: er ist jenem treusten und wirksamsten Ratgeber und Gehülfen des Kyros entlehnt (von dem, nach Ktesias, uns Nikolaos von Damaskus berichtet), der diesem zuerst, selbst ein glückliches Zeichen, in der Fremde begegnete..... Und was das Reiterbild betrifft, welches Dareios zu Ehren des Pferdes und des Stallmeisters nach Herodots Versicherung nebst erklärender Inschrift errichtet hat, so hatte Dareios gewiß kein Interesse, dem Reiche zu verkünden, daß er betrüglicherweise den Thron gewonnen." (Duncker, G. d. A. IV. S. 459.)

Im Jahre 1844 veröffentlichte Lassen im 6. Bande der

Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes die Übersetzung einer Inschrift, welche der Reisende Niebuhr von einer in die Südmauer der großen Terrasse zu Persepolis eingebauten, ungeheueren Marmorplatte abgeschrieben hatte, und welche Herodots Bericht zu bestätigen schien. Später haben aber Holtzmann, Oppert und Rawlinson einen Irrtum in Lassens Übersetzung gefunden; nach Rawlinson lautet die Inschrift: „Diese Provinz Persiens, welche Auramadza mir geschenkt hat, welche berühmt, an guten Pferden reich ist und gute Menschen hervorbringt". Dadurch verschwand das Pferd des Dareios wieder ins nichts. (Vergl. Max Müller, Essays (deutsch), Leipzig 1865, I. S. 117 f.) Was aber noch mehr gegen die ganze Legende spricht, ist der Umstand, daß, soweit wir beurteilen können, gar keine Königswahl nötig, sondern nach dem Tode der Söhne des Kyros Dareios der gesetzliche Erbe war. (Duncker, G. d. A. IV. S. 458.)

Aus der Regierungszeit des Dareios ist besonders sein Zug gegen die Skythen mit Fabeln ausgeschmückt; es würde aber zu weit führen, die Einzelheiten aufzuzählen (vergl. vielmehr die betreffenden Kapitel in Duncker, Geschichte des Altertums). Die Geschichte Persiens verflicht sich nunmehr mit derjenigen der Griechen, zu denen wir daher übergehen.

Die Griechen.*)

Die Griechen haben sich schon einigermaßen mit unserm Thema beschäftigt, indem das Buch des Palaiphatos „περὶ ἀπίστων" eine Zusammenstellung verschiedener allegorisch-historischer Mythendeutungen ist. Im allgemeinen macht er es sich aber zu leicht; der Stier, der die Europa davongetragen, wäre nach ihm ein Mann Namens Stier gewesen u. dergl. Einige

*) Von den Quellenschriftstellern, die hier und bei den Römern in Betracht kommen, erwähnen wir der Zeitfolge nach:

andere Deutungen sind besser. Medea soll nach ihm deshalb alte Leute wieder haben jung machen können, weil sie weißes Haar schwarz färben konnte. Niobe wurde durch Schmerz über den Verlust ihrer Kinder in Stein verwandelt, d. h. sie ließ noch bei ihren Lebzeiten über deren Grab ein Marmorgrab für sich selbst bauen. Nach Diodor soll der Charon, welcher die toten Seelen über den Styx setzte, der gewöhnliche Fährmann gewesen sein, welcher in Memphis die Toten über den Fluß hinüberfuhr. Da wir aber alle geradezu wunderbare Begebenheiten und Persönlichkeiten von unserm Felde ausschließen, brauchen wir uns weder mit obigen Histörchen noch mit dem Argonautenzug, noch mit dem trojanischen Krieg

---

v. Chr.
484—408 Herodot.
455—400 Thukydides.
ca. 450—ca.388 Aristophanes, d. Komik.
ca. 416 Ktesias.
444—354 Xenophon.
436—338 Isokrates.
zw. 405—330 Ephoros.
384—322 Aristoteles.
300 Eukleides von Alexandria, der Mathematiker.
208—122 Polybios.
136 Arrian.
106— 43 Cicero.
0 Diodor.
66 v.—24 n. Strabon, der Geograph.
60 v.—16 n. Livius.
30 Dionysios v. Halikarnaß.
Vitruvius, der Architekt.

n. Chr.
25 Apion.
30 Valerius Maximus.
23— 79 Plinus der ältere. Die Historia naturalis wird nach der auch von Humboldt im Kosmos benutzten Ausgabe citiert.
25—100 Silius Italicus.
37— ? Josephus.
50— ? Plutarch.
56(?)—117(?) Tacitus.
70— ? Suetonius.
155— ? Cassius Dio.
130 Aelian.
140 Pausanias, der Perieget.
„ Appianus.
150 Florus.
„ Justinus.
117—169 Aulus Gellius. (NB. Justinus der Märtyrer † 166.)
200 Athenaeus.
130—200 Lukian.
330 Ammianus Marcellinus.
412—485 Proklos.
500 Stobaeus.
? —891 Photios.
970 Suidas.
1150 Zonaras.
„ Tzetzes.

zu befassen*); es mag aber erwähnt werden, daß den Orest erst die Tragiker zum Muttermörder gemacht haben. Homer weiß nichts davon; der einzige Vers bei ihm, Odyssee III 310, der darauf hindeutet, ist, wie der Münchener Homer-Forscher Professor W. v. Christ nachgewiesen hat, eingeschoben, um dem Bericht über den Muttermord wenigstens einen Anhalt zu geben. Aber auch der meldet nicht die Art des Todes der Königin, sondern nur ihre Bestattung. Aischylos machte den Orest zum Muttermörder, um ihn nach Athen vor den Areiopag zu bringen, Sühne zu suchen und so das Ansehen des Areiopags wieder zu heben, was dem Dichter aber nicht gelang. — Ob Homer die Ilias und die Odyssee verfaßt hat? Fr. A. Wolf war bekanntlich in Deutschland der erste, der es 1795 in seinen Prolegomena ad Homerum bezweifelte, nachdem ihm Casaubonus und ein Jahrhundert später der Abbé d'Aubignac in seinen *Conjectures historiques* vorangegangen. Ob Homer blind gewesen, wie es in einem von Thukydides (III. 104) citierten, dem Homer zugeschriebenen Fragment eines Lobgesangs auf den Apollon erwähnt wird, — ob er überhaupt gelebt hat? Die Menschen haben immer das Bedürfnis, große Persönlichkeiten zu zerschlagen, weil sie dieselben nicht fassen können. — Es sollen sich sieben Städte darum gestritten haben, Homers Geburtsort zu sein; aber eigentlich waren es nicht sieben, sondern elf, nämlich Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis (auf Cypern), Jos, Argos, Athen, Kyme, Chios, Pylos und Ithaka. — Wir bemerken noch, daß das von Homer erwähnte „hundertthorige Theben" in Ägypten (Iliade 9, 381) nicht

---

*) Forchhammer (geb. 23. Okt. 1803) in seiner „Erklärung der Ilias", 2. Aufl., Kiel u. Leipzig 1888, führt den ganzen trojanischen Krieg zurück auf Kämpfe der Strömungen des Meeres und der Flüsse, der Nebel und des Regens in der troïschen Ebene, welche er persönlich bereist und genau untersucht hat. Das Ganze erinnert etwas an Ossian — genial aber wüst. — Vergl. auch Krause (Carus Sterne): Die Trojaburgen Nordeuropas, ihr Zusammenhang mit der indo-germanischen Trojasage von der entführten und gefangenen Sonnenfrau, den Trojaspielen, Schwert- und Labyrinthtänzen zur Feier ihrer Lenzbefreiung. — Glogau 1893.

hundert Thore gehabt hat, so groß es auch sonst gewesen sein mag, wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem man es wohl zuerst versteht; wahrscheinlicher ist es, daß die Stadt viele Tempel und diese alle große Thore hatten; (Diodor I. 45) das Beiwort „hundertthorig" ist aber unter allen Umständen eine poetische Licenz. — Bei demselben Theben war die Memnonssäule, ein kolossales Bild, welches dem König Amenoph geweiht worden war. Es ist noch zu sehen, eine sitzende Statue mit aneinander geschlossenen Füßen aus dunklem Stein; durch ein Erdbeben (wahrscheinlich 25 v. Chr.) wurde es zertrümmert, so daß der obere Teil herabgestürzt ist. Seitdem erklang der Stein, wenn er von den Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen wurde, ähnlich einer springenden Saite. Strabon, der zuerst von dieser Erscheinung spricht (Buch 17) und den Klang gehört, aber sich sehr vorsichtig darüber äußert, ob er wirklich von der Säule herrührte, nennt den Koloß noch nicht Memnon, sondern sagt nur, er hätte sich im Memnonium befunden; der Mythus ist erst später auf den Stein übertragen worden. Bei Homer (Odyssee 11, 522 und 4, 188) wird Memnon erwähnt als der schönste der Krieger und der Sohn der Eos. Mit Beziehung auf jenes Ertönen sagte man dann, der Sohn begrüße seine Mutter. So suchen sich ein seltsames Naturspiel und der dazu passende Mythus, bis sie sich finden. Das Klingen hörte übrigens auf, als der Kaiser Septimius Severus die in Trümmern liegende Säule wieder aufrichten ließ. — Auch ist Homer (in Europa) wohl der erste, dem die Nachwelt verschiedene Werke zugeschrieben hat, die er höchst wahrscheinlich gar nicht verfaßt (den Froschmäuslerkrieg und anderes).

Ebenso wie wir den Argonautenzug nicht weiter besprochen haben, können wir auch die Mythen von Herkules und Theseus schnell übergehen. Eine ganze Masse von Helden und Heldenthaten sind in beiden zusammengeschweißt. Der Name Herkules hat nach Varro 44 verschiedene Individuen

in sich aufgesogen. Peisandros von Rhodos übertrug (ca. 650 v. Chr.) in seiner Herakleia die Wanderungen des syrischen Sonnengottes Melkarth durch die zwölf Zeichen des Tierkreises auf den griechischen Heros, und gab ihm auch statt der gewöhnlichen Waffen die Keule und die Löwenhaut. — Was das Labyrinth anbetrifft, in welchem Theseus den Minotauros mit Hülfe des Fadens der Ariadne aufsuchte und erschlug, so wird es vor Diodor (I. 61, 97; IV. 60, 77) von keinem Schriftsteller erwähnt, auch kennen die einheimischen Sagensammler es nicht; man darf nach den gründlichen Untersuchungen Höck's („Kreta"; Göttingen 1823) annehmen, daß ein solches Gebäude nur der Mythe angehört und nie existiert hat.

„Höchst wahrscheinlich ist auch hier der Grundgedanke ein allegorischer, das Labyrinth selbst zunächst ein Ding des Glaubens und der Phantasie, welches man, wie gewöhnlich solche symbolische Vorstellungen, in Tänzen und entsprechenden Anlagen nur nachbildete . . .". (Preller, Griechische Mythologie II. S. 124.)

Plinius (36, 13) erwähnt dieses Labyrinth und noch drei andere, ein ägyptisches, eins auf Lemnos und ein italisches, das Grab des Königs Porsena. Letzteres ist ganz fabelhaft. Vom ägyptischen (vergl. Herodot II. 148) hat Professor Lepsius noch Überreste gefunden. Auch der Name ist ägyptisch: Lopero-hunt d. i. Tempel am Eingang zum See d. i. zum Möris-See. — Wir denken jedoch, wenn wir das Wort gebrauchen, vorzugsweise an das kretische, welches eben nie existiert hat. Zu Grunde liegt der Erzählung des Abenteuers in Kreta, ebenso wie der von der Erlegung des marathonischen Stiers, vielleicht die Abschaffung der Menschenopfer durch Theseus, die dem in Stiergestalt verehrten Moloch dargebracht wurden und von den Phöniziern bei ihren Verbindungen mit Griechenland dort eingeführt worden waren. Es könnte auch sein, daß dieser Kultus über Kreta nach Attika gebracht worden. Ferner wäre es nicht unmöglich, daß Theseus durch eine fremde Fürstentochter auf seine freisinnigeren Ansichten gebracht worden. Daß einem alten Herrn, wie Ägeus, dies nicht mehr recht in den Kopf wollte, er vielmehr über das „Wegreißen aller

Stützen der Moral" klagte, — über die „Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Gesetze" (dies ist die stehende Formel bei Verteidigung unhaltbar gewordener Einrichtungen), — und erschreckt durch den „Kronprinzen-Liberalismus" ins Wasser ging, ist gar nicht unwahrscheinlich.

Als Erklärung der merkwürdigen Erscheinung des Doppelkönigtums der Eurypontiden und der Agiaden in Sparta hat man angegeben (Herodot VI. 52), es wäre eingerichtet worden, weil der König Aristodemos Zwillingssöhne, den Prokles und den Eurysthenes, gehabt habe. Die Thatsache allein, was schon dem Ephoros aufgefallen ist (Strabon S. 366), daß man die beiden Familien nicht nach diesen Zwillingen benannt hat, kennzeichnet diese Erzählung als eine Erfindung. Über die ganze „Rückkehr der Herakliden", speziell den Ätoler Oxylos, der sich als Führer des Zuges das Land Elis ausbedingt, vergleiche man Curtius, Griechische Geschichte, 3. Aufl. I. S. 146 und Duncker, Geschichte des Altertums V. S. 242 ff. Ihre Erklärungen der Entstehung des Doppelkönigtums stimmen nicht überein und ganz klar wird diese vielleicht nie werden. — Überhaupt wimmelt der Anfang der Geschichte der Spartaner von Fabeln, Unklarheiten und Unmöglichkeiten; er scheint offenbar für ihre Schullesebücher zurecht gemacht zu sein (Duncker, a. a. O. S. 245 u. 262 ff.). Auf den Lykurg haben die Spartaner eine Menge späterer Gesetze übertragen, um ihnen ein höheres Ansehen zu geben, während andere, zum Teil barbarische Einrichtungen und Sitten sich wohl aus noch älterer Zeit als der des Lykurg hinübergerettet hatten und nun, gleichsam zur Beschönigung, ihm zugeschrieben wurden. Um nur eins zu erwähnen, soll Lykurg den Gebrauch des Gold- und Silbergeldes verboten haben zu einer Zeit, da die Hellenen geprägtes Geld noch gar nicht kannten (!) und des Goldes und Silbers überhaupt wenig bei ihnen vorhanden war; die Erzählung erinnert fast an die sauren Trauben und den Fuchs. Die Angaben be-

treffs einer ausschließlichen Eisenwährung in Sparta sind nicht in aller Strenge zu nehmen, auch zu berücksichtigen, daß die Herstellung des Eisens damals noch schwierig war, und es also einen viel höheren Tauschwert hatte als jetzt, — zum Münzmetall eines nicht sehr münzbedürftigen Staates deshalb nicht so ungeeignet war. Schon Plutarch erkannte, daß in der Lebensbeschreibung Lykurgs eigentlich nichts zweifellos sei, und was er selbst erzählt, „ist eine Reihe von Märchen, welche die Veranlassungen zu den dem Lykurg beigelegten Institutionen erklären sollen". Abzusprechen sind ihm die Ordnung des Kriegswesens, die angebliche Verteilung des Landes, welche überhaupt nie stattgefunden hat (ebensowenig wie die hebräische), sondern eine späte Erfindung ist, die Restaurationsversuche des vierten Agis und des dritten Kleomenes zu begründen, — die Disziplin und Übung der Jugend und die Einrichtung der Syssitien oder gemeinsamen Mahlzeiten (Duncker a. a. O. V. S. 281 ff.); ebenso die Einrichtung des Kollegiums der Ephoren, welche wohl erst dem Cheilon zuzuschreiben ist (Duncker VI. S. 354). Epimenides aus Kreta dürfte dabei mitgewirkt haben. Dessen Orakelsprüche befanden sich auf dem ἐπιμενίδου δέρμα d. h. auf Pergament geschrieben; hieraus machte der Haß der Argiver gegen Sparta die Sage, die Spartaner hätten den Epimenides getötet und ihm die Haut abgezogen (Duncker VI. S. 353 Note).

Nach einem der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiet des klassischen Altertums, Karl Otfried Müller (im zweiten Bande seiner „Dorier") hat Lykurg überhaupt nie existiert, während H. Gelzer (Professor in Jena) in seinem Aufsatz im „Rheinischen Museum für klassische Philologie" XXVIII, 1 ff. die Ansicht verteidigt, daß Lykurg nichts weiter sei, als der Träger des Priestertums des Ἀπόλλον Λυκό-ϱγος in Sparta, welches die Verbindung zwischen Sparta und Delphi unterhielt.

Wir citieren noch Ernst Maaß in seiner „Composition der Odyssee", Berlin 1883 in dem Aufsatz „Lykurgos" S. 267—285, welcher die Existenz des Genannten gleichfalls verwirft.

„Was kennen wir für lykurgische Gesetze? ‚Du sollst den fliehenden Feind nicht verfolgen', ‚Du sollst den Thürpfosten nicht behauen', ‚Du sollst keinen Schnauzbart tragen' und was derlei Schnurrpfeiferen mehr sind, die kein Wort verdienen. Außerdem aber „‚‚Du sollst keine geschriebenen Gesetze haben''". Vortrefflich! Nur hat, wer dies Gesetz gegeben hat, keine Gesetze gegeben, und nur ein Narr kann glauben, daß das Gesetz, keine Gesetze zu haben, einen Gesetzgeber erheische." A. a. O. S. 277.

Um die abgehärtete Natur der Spartaner recht grellerweise zu schildern, hat man eine Menge zum Teil haarsträubender Geschichten erfunden, die sich von einem Jahrhundert zum andern weiterschleppen; z. B. die greulich dumme Erzählung von dem Knaben, dem bei einem Opfer eine glühende Kohle auf die Hand fällt, worauf er die Kohle nicht etwa fortwirft, was doch mittelst eines kleinen Zuckens der Hand hätte geschehen können, sondern seinen Schmerz verbeißend, die glühende Kohle durch seine Hand, also auch durch die Knochen (!) durchschwelen und zu Boden fallen läßt. So unsinnig diese Geschichte auch ist, genügt sie doch vollständig, um nervöse kleine Jungen graulich zu machen, zumal von solchen mancher noch nicht weiß, daß Unempfindlichkeit gegen körperlichen Schmerz meistens mit geistigem Stumpfsinn zusammenhängt, ja nach neueren Untersuchungen sogar mit moralischer Versunkenheit.

Man hat auch hübsche Erzählungen aus den messenischen Kriegen, die wahrscheinlich unhistorisch sind, da weder Herodot noch Thukydides etwas von diesen Kriegen erzählen, vielmehr erst Isokrates sie erwähnt (Archidamos); unsere einzige Quelle für die Anekdoten ist Pausanias, welcher sie lt. Buch IV., Kap. 6 aus dem späten, von ihm selbst als unzuverlässig bezeichneten Geschichtsschreiber Myron von Priene entnahm, sowie aus dem kretensischen Dichter Rhianos, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte, also nach der Wiederherstellung Messeniens

durch Epameinondas, und vielleicht auch für die messenischen Schullesebücher geschrieben hat. Thatsächlich wußte man so wenig von diesen Kriegen, daß Aristomenes, der große Nationalheld und Verteidiger der messenischen Unabhängigkeit von Myron in den ersten, von Rhianos dagegen in den zweiten Krieg gesetzt wurde. Dieser Rhianos aber dichtete mit sichtlicher Nachahmung Homers, so daß nach des Pausanias Bemerkung Aristomenes darin nicht weniger strahlt, als Achilleus in der Ilias.

Auch die Erzählung, daß, als die Spartaner infolge eines Eidschwurs zwanzig Jahre lang gegen Messenien im Felde gestanden, in der Heimat eine Menge jungen Volkes aus ungesetzlichen Verbindungen aufgewachsen war und daß sie diesen Nachwuchs mit dem Spottnamen „Parthenier" belegt und diese schließlich zur Auswanderung und Gründung von Tarent (707 v. Chr.) genötigt hätten, erscheint, so vorgetragen, als bloße Fabel, ersonnen, die Einführung eines strengeren Eherechts zu motivieren, welches nur demjenigen die vollen Bürgerrechte gewährte, dessen Vater und Mutter von reiner spartiatischer Abstammung waren, während man es damit vorher nicht so genau genommen hatte (Duncker a. a. O. V. 429 ff.).

Betreffs des Tyrtaios, dessen Name typisch geworden ist für den eines Dichters von Kriegsliedern, finden wir bei Duncker (G. d. A. VI S. 105) alle Notizen sorgfältig zusammengestellt:

„Durch die Feldherrnschaft des Tyrtaios" bemerkt Philochoros, „überwältigten die Lakedämonier die Messenier" (bei Athenäos S. 631). In der Schrift des Platon von den Gesetzen heißt es „Tyrtaios, von Geburt Athener, sei Bürger Lakedämons geworden, von Lakedämon her seien dessen Gesänge nach Athen gekommen". ‚Welcher Hellene weiß nicht,' so fragt der Redner Lykurgos, „daß die Lakedämonier, den Feldherrn Tyrtaios von unserer Stadt erhielten, mit dem sie die Feinde besiegten und die Erziehung der Jugend ordneten, gut fürsorgend nicht nur für die augenblickliche Gefahr, sondern für alle Zeit (Lykurg, Rede gegen Leokrates). „Den Lakedämoniern leitete diesen Krieg Tyrtaios," sagt uns Strabon S. 362; „in dem elegischen Gedicht, welches den Titel Eunomia trägt, nennt sich Tyrtaios einen Lakedämonier u. s. w. Wenn diese Elegie gilt, so verdienen Philochoros, Kallisthenes und mehrere andere keinen Glauben, welche angeben, Tyrtaios sei von Athen und Aphidnae gekommen auf das Ansuchen der Lakedämonier, nach einem Orakelspruch, der

ihnen gebot, den Führer von den Athenern zu empfangen". „Von den Messeniern geschlagen" berichtet Diodor (exc. Vat. S. 12) „schickten sie nach Delphi und fragten wegen des Krieges. Das Orakel hieß sie von den Athenern einen Anführer holen." Bei Justinus (3, 5) heißt es, daß die Athener den Spartanern zum Hohne einen lahmen Dichter, den Tyrtaios, geschickt hätten, unter dessen Führung die Spartaner in drei Schlachten geschlagen, an den Rand des Abgrunds kamen. Die Könige wollten das Heer zurückführen, aber Tyrtaios regte nun durch den Vortrag seiner Gedichte, in denen er zur Tapferkeit ermahnte, über die Verluste tröstete und Rat für die Kriegführung gab, die Spartaner zu solchem Mute auf, daß diesen schließlich der Sieg blieb. Bei Pausanias lautet der Spruch des Gottes: den Ratgeber aus Athen herbeizuholen. Als nun die Spartaner um solchen Mann baten, wollten die Athener weder, daß die Spartaner ohne Gefahr den besten Teil des Peloponnes wieder eroberten noch dem Gotte ungehorsam sein. „So kamen sie auf den Ausweg, den Tyrtaios zu schicken, der das Lesen und Schreiben lehrte, sehr wenig Verstand zu haben schien und auf einem Fuße lahm war. Dort angelangt sang Tyrtaios sowohl den Beamten einzeln als allen, die er zusammenbringen konnte, seine Elegieen und Anapaesten."

Man sieht, wie die Legende vom lahmen Schulmeister sich allmählich herausbildet und die spätere Spannung zwischen Athen und Sparta auf die frühe Zeit des zweiten Messenischen Krieges (685—668 v. Chr.) übertragen wird. Die Lahmheit soll ihm von einigen daher zugeschrieben worden sein, weil seine ‚Elegieen', von denen noch drei übrig sind, als solche aus ungleichfüßigen Versen, einem Hexameter und einem Pentameter bestanden. In den spartanischen Schullesebüchern ist von des Tyrtaios, als eines Fremden, Verdiensten so wenig als möglich die Rede gewesen. Die guten Lakedämonier verstanden sich hierauf gerade so, als, wie wir später sehen werden, die Römer.

„Die Tradition der Spartaner hatte guten Grund zu verhüllen, zu beseitigen. Sie hatte Niederlagen und Parteikämpfe zu verdecken, die Aufrichtung des Staates durch einen Fremden zu verschweigen. Sie hat verdeckt und verschwiegen." (Duncker VI. S. 107.)

Den Solon erwähnten wir schon S. 51 mit Beziehung auf seine angebliche Begegnung mit Kroisos. Hier mag noch die merkwürdige Thatsache angeführt werden, daß Thukydides ihn gar nicht nennt. Auch seine Reise zu Amasis, König von Egypten (Herodot 1. 30), ist eine Erfindung.

„Daß man seine Asche, nachdem er (Solon) verbrannt worden, auf der Insel Salamis umher zerstreut habe, ist eine ungereimte Fabel, die durchaus keinen Glauben verdient, ob sie gleich von angesehenen Schriftstellern, namentlich auch von dem Philosophen Aristoteles, erzählt wird." (Plutarch; Solon, Schluß.)

Die Athener hatten ein Sprüchwort „Gleichgültig für Hippokleides". Dieser, bei ihnen durch Reichtum und Schönheit hervorragend, war (ca. 572 v. Chr.) einer der vielen ausgezeichneten Freier der Agariste, der Erbtochter des Tyrannen Kleisthenes von Sikyon. Herodot erzählt 6, 126—130 eine sehr erheiternde Geschichte, wie Hippokleides von Kleisthenes begünstigt, bei einem Fest in so vorzügliche Laune gerät, daß er schließlich sich auf einem Tisch auf den Kopf stellt und dabei mit den Beinen in der Luft herumfuchtelt. Sehr anständig kann das kaum gewesen sein, und Kleisthenes hätte deshalb voll Ärgers zu ihm gesagt: „Du hast Dir die Hochzeit vertanzt", — einem andern die Tochter gewährend. Hippokleides soll dann mit dem obigen Ausruf wieder auf seine Füße gesprungen sein. Liest man die Kapitel bei Herodot aber nach, so findet man eine so fertige Novelle, daß es eben wohl auch nur eine Novelle sein wird. Solche Sprichwörter entstehen oft aus sehr unbedeutenden Anlässen und die Novelle wird dann später dazu erfunden.

Im Jahre 554 v. Chr. wurde Phalaris, der aus Rhodos stammende Tyrann von Akragas (Agrigent) gestürzt. Sehr bekannt ist die Erzählung von dem ehernen Stier, den ihm Perilaos von Athen hatte anfertigen müssen. Phalaris hätte Menschen, die er umbringen lassen wollte, in das Innere des Stiers hineinsperren und denselben dann glühend machen lassen; das erste Opfer soll der Künstler selbst gewesen sein; nach einigen soll Phalaris sogar kleine Kinder verspeist haben; schließlich, was noch das Erfreulichste wäre, selbst in seinem Marterinstrument, nachdem er durch Telemachos gestürzt worden, verbrannt worden sein. Man irrt wohl nicht, wenn man diese Berichte auf den Kultus des phönizischen Baal Moloch bezieht, in dessen Stierbilde, wenn es glühend gemacht war, allerdings Menschen-, besonders Kinderopfer dargebracht wurden, welcher Kultus von Phoenizien nach Rhodos (Zeus Atabyrios), von da nach Gela, von da nach dessen Pflanzstadt Akragas

mitgebracht worden war. Timaios behauptet, es hätte nie einen Stier des Phalaris gegeben; Polybios widerspricht jedoch und erzählt, der Stier sei später (406 v. Chr.) mit der Beute von Akragas nach Karthago gekommen, wozu die Nachricht bei Diodor (13, 90; — 32, 25) tritt, nach der Einnahme von Karthago (146 v. Chr.) sei der Stier von den Römern den Akragantinern zurückgegeben worden. Da aber die Karthager den nämlichen Kultus hatten, kann das auch irgend ein anderes greuliches Götzenbild gewesen sein. — Daß die sogenannten Briefe des Phalaris unecht sind, hat Bentley zuerst nachgewiesen.

Die Vertreibung ihrer Tyrannen, der Pisistratiden, (510 v. Chr.) erzählten die Athener gerne so, als ob dieselbe infolge der Ermordung des Hipparch durch Harmodios und Aristogeiton stattgefunden habe, obgleich der eigentliche Tyrann, Hippias, erst vier Jahre nach der Ermordung des Hipparch und zwar mit Beihülfe der Spartaner, gestürzt wurde (Thukydides 1, 20). Ausführlich wird über diese Vertreibung berichtet bei Herodot 5, 55 ff. und bei Thukydides 6, 54—59. „Was jedoch bei Diodor (exc. de virt. S. 557) von der Folterung und Standhaftigkeit des Aristogeiton, bei Justin (2, 9) und Polyainos (1, 22) zu lesen, beruht auf nachträglichen Ausschmückungen“. Nirgends findet man aber bei allen diesen ein Wort von der Leaina (= Löwin), welche die Geliebte eines der beiden Verschworenen gewesen sein und sich bei der Folter die Zunge abgebissen haben soll, um dieselben nicht zu verraten; später hätten ihr die Athener ein Standbild errichtet, eine Löwin ohne Zunge darstellend (Vergl. Plinius, H. N. XXXIV cap. 8, Pausanias I 23, 2, der jedoch der fehlenden Zunge nicht gedenkt, was auch bei Plinius H. N. 7, 23 nicht geschieht, Plutarch, de garrul. 8.). In Wirklichkeit aber war dieses Standbild, welches sich am Eingang der Burg befand, nur ein symbolischer Wächter; die Erzählung ist erst dazu erfunden worden, wohl von athenischen

Touristenführern. Den Zusammenhang der Sage mit dem Bilde hat zuerst Prof. Bursian, Artikel: Griechische Kunst in Ersch und Grubers Encyklopädie, Band 82, S. 417 erkannt (Vergl. Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte, Berlin 1876).

Zwei Jahre später ist die Stadt Sybaris in Unter-Italien (508 v. Chr.) von den Krotoniaten zerstört worden; früher als gut für sie war, hatten sich ihre Einwohner von kriegerischen Übungen ab- und einer verfeinerten Lebensweise zugewendet; über diese ihre Verweichlichung ist stark gefabelt worden, aber mit vielem Humor. Einer von ihnen hätte sich ein Bett von Rosenblättern machen lassen und beim Erwachen geklagt, daß es zu hart gewesen und er sich Blasen aufgedrückt habe. Sie hätten alle lärmenden Handwerke vor die Thore verbannt und keine Hähne in der Stadt geduldet, um nicht im süßen Morgenschlummer gestört zu werden. Lancelotti: *Farfalloni degl' antichi historici;* Venedig 1677; *farfallone 66* bemerkt dazu, sie müßten sich also wohl alle mit einem Male aus ihren Betten erhoben haben, denn sonst hätte ja einer den andern gestört! Ihre Pferde waren abgerichtet nach der Musik zu tanzen. Die Krotoniaten wußten dies und ließen daher in einer den Sybariten gelieferten Schlacht Tanzmusik spielen, worauf deren Pferde alle zu tanzen angefangen hätten und den Sybariten die Schlacht verloren gegangen sei, wie Aristoteles berichtet. Wie hübsch! und doch wie dumm! Übrigens erzählt Charon von Lampsakos, ein Logograph, dieselbe Geschichte von den Kardiern; auch die Chinesen haben sie. Es ist also wohl auch eine Wanderanekdote. Der Treppenwitz der Geschichte hat bei ihr etwas an sich Mögliches zum drolligen Zerrbild zugespitzt.

Daß Dareios, der Perserkönig, nachdem er die Verbrennung der Stadt Sardes durch die Jonier und Athener erfahren, einem Diener befohlen habe, ihm jeden Morgen, so oft er an die Mahlzeit gehe, dreimal zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener" (Herodot V. 106 u. VI. 94) ist offenbar anek-

botenartig. Die Anekdote, auf welche nach Wecklein „über die Tradition der Perserkriege (Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der Akademie zu München 1876) der Dichter Aischylos anspielt durch die Worte des Boten, Perser 285: φεῦ, τῶν Ἀθηνῶν ὡς στένω μεμνημένος hat nach ihm ihren historischen Hintergrund an der Sitte, welche Plutarch erwähnt, daß ein Kammerdiener die Aufgabe hatte, täglich den König mit den Worten zu wecken: „Stehe auf, o König und bedenke die Dinge, welche Ahuramazda von dir bedacht haben will.“

Als Dareios Herolde nach Griechenland gesandt, um von den einzelnen Städten und Staaten Erde und Wasser als Zeichen der Huldigung zu verlangen, sollen die Spartaner sie in einen Brunnen und die Athener in ihr Barathron (den Mordgraben) geworfen haben mit dem Hohne, sie möchten sich dort Erde und Wasser holen. Herodot erzählt dies jedoch nicht, wo es hingehört, (6,49) sondern erst 7,133, „offenbar auf Grund des Geschicks der Söhne des Sperthias und des Bulis, das sich im Sommer 430 vor seinen Augen vollzog.“ (Sie waren auf einer Gesandtschaftsreise von Sparta nach Persien von den Thrakern aufgegriffen, nach Athen abgeführt und dort hingerichtet worden.) Die Spartaner haben sich wohl diese Verletzung des anerkannten Völkerrechts zu Schulden kommen lassen, denn sie sandten etwa 482 eben den Sperthias und den Bulis an Xerxes als Sühnopfer für die gemordeten Gesandten seines Vaters, worauf der „Barbar“ jedoch beide unversehrt entließ, „weil er nicht handeln wollte, wie die Spartaner“. Die entsprechende Unthat der Athener scheint nur als Seitenstück erfunden zu sein. — Daß ferner auf Antrag des Themistokles der Dolmetscher der Herolde, ein Grieche, wie Plutarch (Themistokles 6) erzählt, hingerichtet worden, weil er „despotischem Ansinnen hellenischen Ausdruck“ gegeben, ist doch wohl auch nur eine alberne Rhetorenfloskel, ersonnen um eine gedankenlose Menge zu verblüffen; der Dol-

metscher konnte und sollte als solcher doch nur das übersetzen, was ihm wirklich vorgesprochen worden, nicht irgend etwas beliebiges schönes anderes.

Über die Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.) berichtet Herodot (6,112) zunächst von den fabelhaften 4800 Fuß, also über eine Viertelstunde langen Dauerlauf der schwerbewaffneten Athener und dann (6,114) von dem Kynaigeiros, dem Bruder des Aischylos, er wäre gefallen, als er eines der abstoßenden persischen Schiffe zurückhalten wollte, indem die Feinde ihm einen Arm abhieben. Justinus (historiae philippicae 2,9) hat die verbesserte Lesart, daß er, nach dem Verlust des Armes, versucht hätte, das Schiff mit den Zähnen festzuhalten (!). Als die Athener später von altem Ruhme zehren mußten, malten sie sich die Schlacht bei Marathon immer romantischer aus. Einer der Mitkämpfer soll nach der Schlacht nach Athen gelaufen sein, dort auf dem Markt ausgerufen haben: „freuet euch, wir haben gesiegt" und dann vor Erschöpfung tot niedergestürzt sein. Herodot weiß indes nichts davon. Etwas Ähnliches hat jedoch Plutarch: „Ob die Athener im Kriege oder in der Weisheit berühmter wären", Kap. 3:

„Thersippos, aus Eroia (?) brachte, wie Herakleides aus Pontos erzählt, die Nachricht von der Schlacht bei Marathon; indes die meisten erzählen, Eukles sei in seiner Rüstung noch erhitzt vom Kampfe fortgelaufen, aber bei der ersten Thüre niedergefallen, indem er bloß die Worte ausrief: „freuet euch; auch wir freuen uns" (χαίρετε, καὶ χαίρομεν) und darauf habe er alsbald seinen Geist aufgegeben."

Daß die Perser sich gleich darauf einschifften, lag wohl auch mit daran, daß zweitausend Spartaner unterwegs waren und am Tage nach der Schlacht eintrafen. (Wecklein, über die Tradition der Perserkriege S. 379.)

Die Zahlen, welche Herodot für das Heer des Xerxes angiebt (7,160), sind nach Hans Delbrück, „Die Perserkriege und die Burgunderkriege; zwei kombinierte kriegsgeschichtliche Studien nebst einem Anhang über die römische Manipular-Taktik; Berlin 1887", einfach unsinnig. Herodot schreibt dem Xerxes 2 641 610 Krieger und ebensoviel Diener, also 5 283 220

Mann zu; ferner ungezählte Weiber und Eunuchen. Ein solches Heer würde von den Thermopylen über den Hellespont nach Sardes gereicht haben. Curtius in seiner „Griechischen Geschichte“ hält sich an die Angaben von Ktesias-Diodor und nimmt 800 000 Mann und 80 000 Reiter an; aber auch das ist noch viel zu hoch. Delbrück schließt aus verschiedenen Umständen, z. B. aus der Größe des Lagers am Asopus, daß Xerxes etwa 65 000—75 000 Krieger und einen Troß von 100 000—200 000 Köpfen über den Hellespont geführt habe. Ebenso fabelhaft sind die 300 000 Mann, welche der Karthager Hamilkar etwa gleichzeitig in 2000 Galeeren gegen die sizilischen Griechen geführt haben soll; desgleichen die ganze Schilderung der Schlacht von Himera, in welcher Gelon, der Tyrann von Syrakus die Karthager besiegte, bei Diodor 11, Kap. 20 ff., aus welcher „dem Sprüchwort nach nicht einmal ein Bote nach Karthago sich gerettet habe“ (Diodor 11, 23). Auch der schöne Zug ist leider erst eine spätere Erfindung, daß Gelon als eine der Friedensbedingungen die Forderung aufgestellt habe, daß die Karthager sich in Zukunft der Menschenopfer enthalten sollten. Herodot weiß nichts davon, auch nicht Diodor 11, 26; die Angabe findet sich aber bei Plutarch: „Über die späte Vollziehung der göttlichen Strafe, 6“ und in dessen „Denksprüchen von Königen und Feldherrn“.

Wir können uns hier nicht enthalten, nach Wecklein: a. a. O. Band 1 Heft 3, S. 248 f. darauf aufmerksam zu machen, wie Herodot, ähnlich wie Jean Paul, sich hübsche Wendungen notiert zu haben scheint, um sie gelegentlich zu verwerten. Nach Aristoteles, Rhetorik I 7 und III 10 und Stesimbrotos hat Perikles in einer Rede auf die in einer Schlacht gefallene Jugend geklagt „der Frühling sei aus dem Jahre genommen“ (Thukydides hat die Rede nicht); die Worte müssen gezündet haben, wie auch aus andern Anzeichen zu schließen ist. Herodot aber (7,162) legt sie dem Gelon in den Mund, in seiner Antwort an die athenischen

Gesandten, mit Beziehung auf das Fernbleiben seines Heeres, wo sie jedoch so lahm und schielend sind, daß Herodot sich sogleich genötigt sieht, sie zu erklären. Andere seiner Wendungen erinnern an Aischylos.

Ein ganzes Nest von Treppenwitzen der Weltgeschichte steckt wohl in den Berichten über die Schlacht von Thermopylae (480 v. Chr.). Sie könnte fast, wie sie erzählt wird, mit ihrer engen Scenerie, mit den vielen ergreifenden Stichwörtern auf dem Theater aufgeführt werden; eben deswegen ist es aber sehr unwahrscheinlich, daß sie sich wirklich so eleganter- und dramatischerweise abgespielt habe; auch waren nicht nur 300 Spartaner und 700 Thespier nebst 400 Thebanern, sondern, weil auch mit jedem Spartaner seine sieben Heloten mitzogen, noch 2100 Heloten dabei [die Angaben bei den einzelnen Schriftstellern Herodot (VII 202), Diodor (XI 4), Pausanias (X 20, 1—4) stimmen durchaus nicht.] Herodot VII. 226 hat schon das Wort des Dienekes, welcher, als jemand sagte, der Feinde wären so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, erwidert haben soll: „Desto besser, so werden wir im Schatten kämpfen." Erst bei späteren aber (Plutarch, Lakonische Denksprüche) findet sich die prächtige „lakonische" Antwort auf die Aufforderung des Xerxes an die Griechen, die Waffen abzuliefern: „Komm und hole sie". Auch das Wort des Leonidas „Laßt uns das Frühmahl genießen mit dem Bewußtsein, daß wir das Abendmahl im Hades halten werden," fehlt bei Herodot. Etwas ähnliches hat Cicero, Tuscul. I. 42; aber Diodor XI 9 erst hat es vollständig. Diodor XI. 11 und die Schrift über die Böswilligkeit des Herodot, Kap. 32 erzählen das Ende der Schlacht anders als Herodot; danach hätten sich die Griechen ins persische Lager gestürzt, den König zu töten und wären dabei niedergehauen worden. — Der Verräter Ephialtes ist eigentlich eine ziemlich überflüssige und nur zur theatralischen Darstellung nötige Persön-

lichkeit; die Malier und Thessalier, welche mit den Persern hielten, kannten den zur Umgehung benutzten Bergpfad; der Perser brauchte daher gar keinen „Verräter", wohl aber der Dramatiker (Wecklein a. a. O. S. 290).

Betreffs der Beratungen der griechischen Feldherren vor der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.) erzählt Herodot, daß Themistokles vor der förmlichen Eröffnung der Versammlung durch den Spartaner Eurybiades die übrigen Feldherren durch Bitten für seine Absichten habe gewinnen wollen, weswegen ihm der Korinther Adeimantos vorgehalten habe: „Themistokles, bei den Kampfspielen werden diejenigen geschlagen, welche vor dem eigentlichen Beginn anfangen," worauf Themistokles erwidert hätte, „diejenigen, welche zurückbleiben, erhalten aber auch keinen Kranz." Plutarch hat die Sache schon zugespitzter; Themistokles und Eurybiades (!) sagen wörtlich dasselbe wie bei Herodot; dann aber erhebt Eurybiades den Stock drohenderweise und Themistokles spricht darauf das berühmte Wort: „Schlage mich, aber höre mich," wodurch er den Eurybiades entwaffnet; bei einem noch späteren Autor, einem Scholiasten, schlägt Eurybiades den Themistokles wirklich (Bauer: Themistokles; Merseburg 1881). Betreffs derselben Schlacht verdient es bemerkt zu werden, wie sehr Herodot bemüht ist, die Artemisia, die Königin seines Geburtsortes Halikarnaß, in den Vordergrund zu schieben; er hatte eben über sie viel in seiner Jugend reden hören und natürlich nur in der vorteilhaftesten Weise; sie allein giebt dem Xerxes den einzig richtigen Rat, gegen den Isthmus vorzugehen, da die Flotte der Griechen sich dann zerstreuen würde.

„Es fehlt nur das Silbenmaß, um die Artemisia als Sibylle auftreten zu lassen", heißt es in der Schrift über die Böswilligkeit des Herodot, „so genau läßt sie Herodot die künftigen Dinge vorhersagen und macht mehr Worte über sie, als über die ganze Seeschlacht".

Dabei ist aber der ganze Kriegsrat wahrscheinlich in Nachahmung des bei den Griechen üblichen Gebrauchs erfunden; Artemisias Kritik der persischen Flotte ist geradezu unglaub-

lich und auch nur eine Griechenverherrlichung — und ihre Tapferkeit und Klugheit während der gegen diesen ihren Rat begonnenen Schlacht sind, nach Herodot, so groß, daß sie den Xerxes zu dem Ausspruch hinreißen: „Die Männer sind Weiber und die Weiber sind Männer geworden"; schließlich findet sie die Leiche des ertrunkenen Admirals, Ariabignes, des Bruders des Königs, und überbringt sie demselben und führt die Söhne des Königs nach Susa zurück. Daß nach der Schlacht bei Plataiai die Spartaner auf Geheiß des delphischen Orakels einen Herold an Xerxes gesandt, der diesen auf dessen Rückzuge durch Tessalien ereilt und Genugthuung für den Tod des Leonidas gefordert, muß Herodot aus einem spartanischen Schullesebuch entnommen haben.

Über Herodot selbst erzählt Lukian in dem Aufsatz: „Herodot und Aëtion", er wäre, um in Griechenland bekannt zu werden, von Halikarnaß direkt zu den olympischen Spielen gefahren, und hätte sich daselbst durch Vorlesung seiner neun Bücher mit einem Schlage zum berühmten Manne gemacht. Diese Mitteilung ist wohl kein historisches Zeugnis. Bestritten wurde die Angabe zuerst von Dahlmann, endgültig widerlegt von Schöll, Philologus X. S. 410 ff.

„Ich halte sie für ein Märchen der Rhetoren, wie Lukian selber einer war, die von Stadt zu Stadt reisend sich hören ließen. Der alte Herodot sollte ebenso aufgetreten sein, wie sie selbst auftraten." (v. Ranke; Weltgeschichte, erster Teil, zweite Abteilung S. 45.)

Mit dieser Erzählung fällt auch die Anekdote bei Suidas, daß Thukydides als Knabe diese Vorlesung mit angehört und dabei in Thränen ausgebrochen sei. Photios († 891 n. Chr.) erzählt, Thukydides wäre im elterlichen Hause als Knabe beim Lesen des Herodotischen Werkes von Thränen übermannt worden, worauf Herodot zum Vater gesagt habe: „Dein Sohn hat einen tiefen Trieb zur Bildung"; ähnlich Nachtrag zum Ammianus Marcellinus 11, 10—13. Zeitverstoßend ist dies nicht; aber

„das Geschichtchen ist ganz von der Art, wie sie von den Griechen gleich in der ersten Periode ihrer Litteraturgeschichtsschreibung häufig erfunden wurden". (Schöll, Einleitung zu seiner Übersetzung des Herodot, Stuttgart 1875, S. 26.)

Als Motiv der Darstellung Herodots betreffs der Haltung der Thebaner in den Perserkriegen, führt die Schrift „von der Böswilligkeit des Herodot“ Kap. 31 an, die Thebaner hätten ihn, statt ihn zum Jugendunterricht zuzulassen, aus der Stadt gewiesen — eine bloße Klatschgeschichte. — Doch ist manches andere, was die erwähnte, interessante und in ihrem Tone fast an ein modernes Pamphlet erinnernde Schrift zur Rechtfertigung der Haltung der Thebaner anführt, wohl anzuerkennen (Kap. 33).*)

Gegen die sich auf den Deklamator Dio Chrysostomos stützende Behauptung, es sei Herodot ein „bezahlter Athener-Schmeichler“ gewesen, (Schvarz: die Demokratie von Athen, Leipzig 1877; I. S. 48) ist anzuführen, daß er allerdings 444 v. Chr. in Athen gewesen ist. (Eusebios: Chronicorum canonum quae supersunt lib. II. ed. Schoene, vol. II; — Olymp, 83, 4):

„Herodot, dem Geschichtsschreiber, wurde vom hohen Rat der Athener die Ehre zu teil, ihnen seine Bücher vorlesen zu dürfen“

und

„daß ein älterer Historiker, welcher nicht ohne Ruf für die Geschichte von Atheu war, Diyllus, erzählt, Herodot habe von der Stadt Athen durch Volksbeschluß die Summe von zehn Talenten erhalten. Es findet sich nicht, bei welcher Veranlassung, ob etwa als Entschädigung, weil er Halikarnaß verlassen hatte, oder als Beihülfe, weil er sich eben mit einer Kolonie nach Thurii begab, am allerwenigsten aber, daß man damit Schmeicheleien über die athenische Politik, die er in seine Geschichte verwoben, habe belohnen wollen“. (Ranke, Weltgeschichte, 1881, I. zweite Abteilung. S. 39).

Die betreffende Stelle steht: Über die Böswilligkeit des Herodot, Kap. 26; der Antragsteller war danach Anytos.

In etwas freilich hat Herodot diesen und andern Klatsch verdient; denn was er z. B. über die Entstehung des Reichtums der Aigineten erzählt (IX. 80), nämlich, daß er von den kostbaren Beutestücken herstamme, welche sie nach der

---

*) Die Ächtheit der Schrift περὶ κακοηθείας τοῦ Ἡροδότου ist oft bezweifelt worden. Die entgegengesetzte Ansicht, also, daß sie wirklich von Plutarch herrühre am überzeugendsten dargethan von Gustav Lahmeyer: De libelli Plutarchei, qui de malignitate Herodoti inscribitur et auctoritate et auctore; Göttingen 1848.

Schlacht bei Plataiai den unwissenden Heloten abgeschwindelt hätten, ist nicht besserer Klatsch.

Nach der Schlacht am Eurymedon (465 v. Chr.) soll ein Friede zwischen Athen und Persien zu stande gekommen sein, der sogenannte kimonische Friede, in welchem Persien die Unabhängigkeit sämtlicher Griechenstädte in Kleinasien anerkannt hätte. Herodot und Thukydides wissen nichts davon, sondern erst die Redner Demosthenes und Lykurgos im vierten Jahrhundert vor Chr. und Dahlmann (Forschungen 1, 1 ff.) bezweifelt daher die Richtigkeit der Angabe. Adolf Schmidt in seinem Werke: Perikles und sein Zeitalter, Jena 1877 in Anhang II („der sogenannte kimonische Friede und der Friede des Kallias",) ist der Meinung, daß zwar der kimonische Friede von 465 v. Chr. eine Fabel sei und bleibe, daß aber 449 Kallias einen im wesentlichen gleich viel bedeutenden modus vivendi mit Persien hergestellt habe. (Diodor XII. 2—4, Plutarch, Kimon 13. Diodor hat aus Ephoros geschöpft und Plutarch aus Theopompos; beide Quellenschriftsteller lebten auch erst im 4. Jahrhundert v. Chr.) Eine Bestätigung findet Schmidt in dem von Plutarch (Perikles 12) erwähnten Angriffe auf die Politik des Perikles, besonders wegen Überführung des Bundesschatzes von Delos nach Athen. Perikles, heißt es, habe die anständigste Rechtfertigung für diese Überführung, die Furcht vor den Persern, selbst aufgehoben, das hieße doch wohl es sei unter seiner Leitung irgend ein modus vivendi zu stande gekommen. Max Duncker, Abhandlungen aus der griechischen Geschichte, Leipzig, 1887, S. 86—123; „Über den sogenannten kimonischen Frieden", erörtert die ganze Frage nochmals und meint auch, der modus vivendi setze kein Abkommen irgend welcher Art voraus, sondern sei gewissermaßen von selbst zuwege gebracht worden.

Daß die berühmte Aspasia vor ihrer Verbindung mit Perikles eine Hetäre und nachher eine Kupplerin gewesen sei, ist wohl teils auf bloßen Klatsch zurückzuführen (denn vor Gericht

wurde sie wegen einer ähnlichen Anklage freigesprochen), teils auf bloße scherzhafte Wortspiele bei Aristophanes (Acharner, Vers 527), welche auch Plutarch zu der ehrenrührigen Annahme verleiteten, — teils auf die Thatsache, daß Perikles mit ihr nicht formell verheiratet war, so daß, als er seine beiden ehelichen Söhne verloren hatte, sein einziger überlebender, ihm gleichnamiger Sohn von der Aspasia, erst durch Volksbeschluß athenischer Vollbürger wurde — derselbe, welcher später — nach der siegreichen Seeschlacht bei den Arginusen durch Stürme verhindert, die Toten aufzufischen — deshalb nebst seinem Mitfeldherrn den Giftbecher trinken mußte.

Daß ein Gesetz gegen Kinder aus der Ehe eines Attikers mit einem nicht-attischen Weibe von Perikles selbst durchgesetzt worden sei, erzählt Plutarch (Perikles, Kap. 37), jedoch in sehr wunderlichem Zusammenhang. Zunächst nämlich sagt er, wäre das Gesetz nicht viel beachtet worden (!), sondern erst als ein ägyptischer König dem Volke eine große Menge Weizen zur Verteilung geschenkt habe, hätte man die νόθοι von der Verteilung ausgeschlossen und fast fünftausend (!) als Sklaven verkauft, so daß nur 14 040 (!) Bürger übrig blieben, was ganz unglaublich ist. Als dann aber Perikles seine Söhne erster Ehe verloren, hätte er selbst den Antrag gestellt, jenes Gesetz aufzuheben; ob dies geschah, sagt Plutarch nicht geradezu, sondern meldet nur, die Athener hätten genehmigt, daß der Sohn der Aspasia in die Bürgerlisten eingetragen werde. Vergl. Max Duncker, Abhandlungen aus der griechischen Geschichte S. 124—141: „Ein angebliches Gesetz des Perikles". Es heißt daselbst S. 139:

„Bei den Rhetoren war es ein beliebtes Thema, die Gesetzgeber in die Schlingen ihrer eigenen Gesetze fallen zu lassen. Zaleukos verfügte bei den Lokreren: „Der Ehebrecher soll geblendet werden" und danach sei dann des Zaleukos Sohn des Ehebruchs schuldig befunden worden (Aelian, V. H. 13, 24). Charondas verbot den Katanäern bei Todesstrafe bewaffnet zu beraten, und er selbst sei dann, eben vom Landgute hereinkommend und gegen die Räuber mit dem Schwerte umgürtet, mit diesem in die Versammlung getreten, und als er den Ruf gehört, er breche sein eignes Gesetz, da habe er entgegnet, vielmehr bekräftige ich es, und habe sich den Tod gegeben (Diodor 12, 19). Dasselbe wird von dem späteren

Volksführer und Gesetzordner der Syrakusier am Ausgange des fünften Jahrhunderts, dem Diokles erzählt (Diodor 13,33). — Kleisthenes von Athen, der den Ostrakismos einführte, soll dann selbst der zuerst ostrakisierte gewesen sein, was ersichtlich aus der langen Verbannungszeit, in der er an der Spitze der Emigration des Adels stand, gedichtet ist (Aelian, a. a. O.). Aristophon selbst, der 403 das Gesetz durchbrachte: attischer Bürger ist nur, der von Bürger und Bürgerin stammt, soll statt mit einer Bürgerin mit der Hetäre Choregis Söhne im Konkubinat erzeugt haben. . . . . Dieser Reihe ihren eigenen Gesetzen verfallender Gesetzgeber ist dann auch Perikles angeschlossen worden."

Den Aristophanes als geschichtliche Quelle zu benutzen, es sei denn mit der äußersten Vorsicht, zeugt von einer gewissen Gedankenlosigkeit; denn jeder Komiker wirkt notwendigerweise durch Karikaturen, d. h. durch Übertreibung und diese wird sich den Lachern und dem Gedächtnisse um so wirksamer aufdrängen, je gewagter und somit je — falscher sie ist. Dabei ist Aristophanes durchaus in seinen Partei-Vorurteilen befangen. Er karikiert z. B. niemals den Alkibiades, so sehr ihm dieser auch durch seine Streiche entgegenkam. — Den Kleon dagegen griff Aristophanes mit besonderem Nachdruck in dem Lustspiel „Die Ritter" an; daß er aber darin selbst, und zwar ohne Maske, die Rolle des Kleon spielte, da kein Schauspieler den Mut dazu hatte, ist schon im Altertum aus einigen mißverstandenen Versen des Stücks, ohne Zweifel mit Unrecht, gefolgert worden.

Von Diagoras aus Rhodos, einem Zeitgenossen Pindars (522—442 v. Chr.), und von diesem in einem seiner Festlieder verherrlicht, wird erzählt, daß er selbst als Hauptkämpfer in allen vier großen heiligen Spielen der Hellenen gesiegt hätte. Als später zwei seiner Söhne, durch sein Beispiel begeistert, zugleich in Olympia bekränzt wurden, hätten sie ihre Kränze dem Vater aufgesetzt und ihn unter dem Zujauchzen der versammelten Hellenen umhergetragen. Da hätte ein Spartaner ihm zugerufen: „Stirb, Diagoras, denn in den Himmel wirst Du doch nicht steigen wollen". So erzählen Cicero, Tuskulanen I. 46, und Plutarch, Pelopidas 34, während Pausanias, Buch VI. Kap. 7 die Geschichte ohne die Begrüßung des Spartaners erzählt. Dafür daß

Diagoras jedoch hierauf wirklich bühnengerechterweise gestorben, hat erst Aulus Gellius gesorgt, Noctes Atticae, Buch III, Kap. XV. Schon Bayle in seinem „Historischen und Kritischen Wörterbuch", Artikel Diagoras, hat hierauf hingewiesen.

Über die in dem Geschichtswerk des Thukydides enthaltenen Reden, welche fast den wichtigsten Bestandteil seines Werkes ausmachen, sagt er selbst (I. 22):

„Was die Reden angeht, welche die Betreffenden teils noch vor dem Kriege gehalten haben, teils auch während der Führung desselben, so wäre es mir unmöglich gewesen, die wirklich gesprochenen Worte mit Genauigkeit wiederzugeben und zwar betrifft dies nicht weniger die, welche ich selbst mit angehört habe, als auch die mir von anderer Seite mitgeteilt worden sind. Es wird aber in meinem Buche so geredet, wie mir die Einzelnen den Umständen gemäß am passendsten zu sprechen schienen, indem ich mich dabei so eng als möglich an den Hauptgedanken der wirklich gehaltenen Reden anschloß."*)

Leopold v. Ranke (Weltgeschichte, Teil I. Abteilung 2, S. 49 f.) bemerkt über die Reden des Thukydides:

„Wenn man in dem ersten Buche die Rede der Korinther in Lakedämon liest, so ist die Hauptsache, eine Vergleichung zwischen Athen und Lakedämon sehr willkommen für den Historiker am Anfang eines Werkes, welches den Streit dieser beiden Städte schildert. — So ist in der alsdann folgenden Rede des Perikles der Hauptinhalt der Überlegenheit der Seemacht über die Landmacht, worin ebenfalls ein großes Moment für den Verlauf der Geschichte liegt, so daß er sehr gut in den Vordergrund paßt. . . . . . . Die Rede, welche die Mytilenäer in Olympia halten und die auf die Empörung von Lesbos bezügliche Rede Kleons stellen zusammengenommen das Mißverhältnis, das zwischen dem beherrschenden Athen und den mächtigen Bundesgenossen

---

*) Lord Rosebery sprach am 27. September 1887 in London als Präsident des internationalen Stenographen-Kongresses über die Stenographie im Dienste der Parlamente und behauptete dabei, daß die „denkwürdigen Reden", die vor Anwendung der Stenographie auf den Blättern der Weltgeschichte verzeichnet stehen, zum großen Teil Fantasiegebilde und mehr oder weniger gut erfunden sind. „Gelegentlich eines Diners — erzählt Lord Rosebery — an welchem Samuel Johnson teilnahm, äußerte sich einmal Dr. Francis, der bekannte englische Übersetzer des Demosthenes, inbezug auf eine Rede, die in den Berichten als von Lord Chatham gehalten aufgeführt war, daß dieselbe alles überträfe, was er je gelesen habe, und selbst den berühmten Griechen in den Schatten stelle. Da vernahm man auf einmal die heisere Stimme Dr. Johnsons vom anderen Ende der Tafel, welcher ausrief: „Die Rede habe ich selber gemacht, und zwar in einer Dachstube in Exeter Street." Und dann erzählte er, wie er seine Debatten anfertigte. Er sei nur einmal vor jener Zeit, sagte er, im Parlamente gewesen, den Freunden seines Verlegers sei es jedoch gelungen, einen der Thürhüter zu bestechen, der ihm stets die Reihenfolge, der Redner im Unterhause und einige ihrer Argumente mitteilte, und auf der aus diesem Material bestehenden Basis habe er seine parlamentarischen Berichte aufgebaut. (Berliner Börsen-Courier vom 4. Oktober 1887.)

Platz griff, in volles Licht. Ob aber auch Kleon so gesprochen, wie hier seine Worte lauten, darf doch in Zweifel gezogen werden. Wenigstens wird dem Demagogen eine politische Bildung, wie sie sich in dieser Rede herausstellt, sonst nicht zugeschrieben."

Mit Beziehung auf die Rede des Perikles über die Gefallenen (Buch II) sagt Müller-Strübing, Thukydideische Forschungen (Wien 1881) S. 76:

„— das ist nicht die Grabrede für eine Handvoll Leute, die im ersten Kriegsjahr in den Scharmützeln vor der Stadt oder in den Gefechten im Peloponnes gefallen waren; es ist die Totenklage des Thukydides um den athenischen Staat, wenigstens der Abschnitt von Kap. 37 bis zum Anfang von Kap. 42."

Müller-Strübing schließt sogar daraus, sowie aus andern Gründen, daß das Werk des Thukydides ursprünglich auch den übrigen Teil des peloponnesischen Krieges enthalten hat, über welchen wir jetzt nur des harmlosen Xenophons Hellenika besitzen, daß man ihn aber — was übrigens schon im Altertum allgemein geglaubt wurde, (Plutarch, Kimon 4) — ermordet hat, um ihm das Werk rauben und es vernichten zu können. Es waren zu einflußreiche Personen, welche ein Interesse an der Unterdrückung der Nachrichten über die letzten Jahre des Krieges hatten, „der Arginusenfrevel, die Vorgänge bei der Schlacht von Aigospotamos, bei der Belagerung, beim Niederreißen der Mauern", als daß man der Vermutung nicht eine große Wahrscheinlichkeit zugestehen sollte; eine bestimmte Nachricht darüber besitzen wir aber nicht. (Vergl. von Wilamowitz-Möllendorff; „Die Thukydideslegende" in der Zeitschrift: Hermes Band XII S. 326—367; Berlin 1877). Die von Thukydides berichteten Reden erhalten übrigens noch eine andere Beleuchtung, wenn man berücksichtigt, daß er auf die bis dahin beliebten „Götter aus der Maschine" gänzlich verzichtet und vielmehr bemüht ist, den Zusammenhang der Gedanken und Beweggründe einerseits und der Handlungen und Ereignisse andrerseits ohne solche, mitunter noch heutzutage nicht verschmähte Eselsbrücken, darzulegen. Daß er dann mit der neuen Methode etwas zu weit geht, ist nicht zu verwundern. Seine Rationalisierung des trojanischen Krieges (Buch I. 8—11) hat etwas geradezu Kindliches; er ist es auch, der

die Charybdis (Odyssee XII. 234 f.), um sie doch irgendwo unterzubringen, in die Meerenge von Messina verlegt hat (IV. 24).

Andere Bemerkungen Rankes über die erwähnten Reden, z. B. über die Debatten zwischen Athenern und Meliern übergehen wir, da das oben Angeführte genügt (indem wir nur noch darauf hinweisen, daß er die von dem italienischen Geschichtsschreiber Guicciardini [1482—1540] mitgeteilten Reden ähnlich beurteilt; vergl. „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber"; 2. Auflage, Leipzig 1874). Aber auf einen Punkt muß hier noch hingewiesen werden, nämlich daß auch überhaupt das Geschichtswerk des Thukydides nicht mit derjenigen unbedingten Unparteilichkeit und von dem hohen Gesichtspunkte aus geschrieben ist, deren Schein er ihm zu geben gewußt hat; er war Gegner der Volksregierung und macht deren Vertreter, z. B. den Kleon, gern lächerlich und verächtlich. Hans Droysen in seiner Broschüre „Athen und der Westen vor der Sizilischen Expedition; Berlin 1882" hat auf dic Unrichtigkeit des Vorwurfs hingewiesen, den Thukydides dem athenischen Volke macht,

„die meisten hätten weder gewußt, wie groß die Insel Sizilien sei, noch wie zahlreich ihre Bewohner an Hellenen sowohl als Barbaren und nicht bedacht, daß sie sich damit in einen Krieg einließen, der nicht viel unwichtiger war, als der gegen die Peloponnesier" (Buch VI. Kap. 1).

Hans Droysen weist nach, daß die Athener sehr wohl wußten, was sie damals thaten, daß sie seit lange schon mit verschiedenen Punkten Italiens und Siziliens in lebhafter Verbindung gestanden und namentlich ihre Thonwaren und das Silber ihrer Bergwerke dorthin ausführten, so daß, während die Athener in ihrem eignen See-Bunde eine Einheit des Münzwesens, so viel wir wissen, nicht besaßen, der attische Münzfuß außerhalb des ägäischen Meeres, im Süden und Westen sehr verbreitet war, z. B. in Kyrene, in Sizilien, (Syrakus, Akragas, Gela) und in Etrurien, wo überall im fünften Jahrhundert v. Chr. auf den von Solon geschaffenen

Münzfuß geprägt wurde, ja in einigen dieser Gegenden schon im sechsten Jahrhundert. Jene Kolonien hatten den attischen Münzfuß angenommen, weil sie sich vorzüglich der eingeführten attischen Münzen bedient hatten und dieser ihnen also der bequemste und natürlichste war. Thukydides aber läßt diese Beziehungen sowohl bei der großen Unternehmung unter Alkibiades und Nikias (415) als auch bei einer früheren (427—424) ganz in den Hintergrund treten, wobei ihn seine Parteistellung bewußter- oder unbewußterweise beeinflußt haben dürfte. Hierzu kommt aber auch noch, daß bei ihm andere als militärische — also z. B. die hier wichtigen, handelspolitischen Gesichtspunkte überhaupt nicht zur Geltung kommen; es geschieht dies auch in keiner der vielen eingeflochtenen Reden. Gleichgültig ist ihm das doch so bewegte, damalige Verfassungsleben Athens und der Einfluß desselben auf die kriegerischen Bewegungen; die herrlichen Bauten der perikleischen Zeit erwähnt er gar nicht, — nichts über die Organisation des Seebundes der Athener, über die Herüberführung des Bundesschatzes von Delos nach Athen, über die Einführung des Soldes an die Mitglieder der athenischen Volksversammlung, nichts über den Prozeß des Anaxagoras wegen Gotteslästerung, über die Wirksamkeit des Sokrates und den Einfluß der Sophisten — das wunderbare Ineinandergreifen der verschiedenen Kulturelemente hat er entweder gar nicht wahrgenommen oder wenigstens nicht zu schätzen und zu durchdringen vermocht. Durch dieses einseitige, kasernenhofartige Betonen des militärischen, das doch — auch in seiner bewunderungswürdigsten Vollendung — immer nur Mittel zum Zweck ist, — hat Thukydides der Geschichtsschreibung ein trauriges Vorbild geliefert, von dem sie erst etwa zweitausend Jahre später sich loszuwinden versuchte; bis dann zu unserer Zeit Buckle ins andere Extrem verfiel. (Vergl. Schvarz; die Demokratie von Athen I. S. 421 f.)

Mit wieviel Liebe, im Vergleich zu Kleon, zeichnet Thuky-

dides dagegen den spartanischen Feldherrn **Brasidas**! — **Müller-Strübing** bemerkt a. a. O. S. 51, daß Thukydides den Brasidas zum Achilleus („oder besser zum Odysseus, denn für die Achilleus-Rolle lügt Brasidas doch zu viel“), den Kleon aber zum Thersites seines Epos gestaltet habe. — Als Brasidas die Toronäer zum Abfall von Athen bewegen will, legt ihm Thukydides eine sehr pathetische Rede in den Mund (VI. 114) „ähnlich wie in Akanthos“ (VI. 85—87), wo er für einen Spartaner, die doch bis dahin gerade in der Kürze ihrer Gedankenäußerungen etwas suchten, einen ganz erstaunlich, nämlich drei Kapitel langen Vortrag hält über Freiheit, Selbständigkeit und dergleichen schöne Dinge; aber von dem, was für die Toronäer wohl das ausschlaggebende gewesen sein dürfte, nämlich, daß die Athener ihren jährlichen Tribut von sechs auf zwölf Talente erhöht hatten, läßt ihn Thukydides gar nicht sprechen, weil es neben den hochtönenden Schlagworten sich doch gar zu prosaisch ausgenommen haben würde.

Es ist auch sehr auffallend, daß Thukydides nach des Brasidas Heldentode vor Amphipolis (422 v. Chr.) nichts von der bühnengerechten Scene weiß zwischen dessen Mutter und den Boten, welche die Todesnachricht nach Sparta bringen. Die Mutter erhält, wie Diodor XII. 74, vermutlich nach Ephoros und Plutarch, Lakonische Denksprüche, sowie im Lykurgos, 25, erzählen, auf ihre Anfrage von diesen die Auskunft, er hätte sich von allen Lakedämoniern in der Schlacht am besten gehalten, — weist dies aber zurück mit der Bemerkung, ihr Sohn wäre zwar ein tapferer Mann gewesen, stände aber doch vielen anderen Spartanern nach, was Byron (*Childe Harold, Canto IV* Vers X) mit Beziehung auf sich selbst zu einer **Grabschrift** des Brasidas zuspitzt:

„*Sparta has many a worthier son than he.*“ *)

---

*) Wie sehr Byron das „Zuspitzen“ verstand, mag man auch aus folgendem ersehn, **Machiavelli**, *il Principe*, Kap. 17, rät dem Fürsten:

Die ganze Scene ist wohl als Illustration erfunden, zu zeigen, wie sehr selbst bei den spartanischen Frauen das persönliche bis zu einem Grade im Staate aufging, der in seiner Gefallsucht längst aufgehört hat, uns angenehm zu berühren.

Es ist müßig darüber nachzudenken und doch hat es einen eigenen Reiz, was geschehen wäre, wenn die Priesterfamilien und andere Feinde die Rückberufung des Alkibiades nicht durchgesetzt hätten, wenn Sizilien und wie Alkibiades es beabsichtigt hatte, auch Karthago athenisch geworden wären, wenn sich statt des römischen ein griechischer Mittelmeerstaat gebildet hätte.

Denn schon 404 v. Chr. mußte Athen — die gefüllte Blume und doch nicht unfruchtbar — an den Lysandros, den Feldherrn des langweiligen Militärstaates kapitulieren; es soll Lysandros darauf nach Sparta an die Ephoren berichtet haben: ἁλώκαντι ταὶ Ἀθᾶναι, „Athen eingenommen", und diese hätten geantwortet: ἀρκεῖ τόγε εάλώκειν „Es genügt die Einnahme". Jedoch schon Plutarch im Leben des Lysandros

---

. . . .; *sopratutto astenersi dalla roba d'altri, perchè gli uomini sdimenticano più presto la morte del padre che la perdita del patrimonio.*

Daraus macht Byron (Don Juan, Canto X. 79) indem er ausdrücklich angiebt zu citieren:

Kill a man's family, and he may brook it,
But keep your hands out of his breeches' pocket.

Ferner heißt es von Mithradates, dem Könige von Pontus, daß er sich, um gegen Vergiftung sicher zu sein, an alle Gifte gewöhnt habe, so daß, als er besiegt, seinem Leben ein Ende machen wollte, er sich in sein Schwert stürzen mußte, da Gifte ihm nicht mehr schadeten. Byron spielt darauf an in seinem Gedicht: *the dream* gegen das Ende wieder mit Beziehung auf sich selbst:

Pain was mix'd
In all which was served up to him, until
Like to the Pontic monarch of old days
He fed on poisons.

Titus soll bekanntlich öfters ausgerufen haben: diem perdidi. — Platen sagt mit Anspielung hierauf in einem seiner schönsten Ghasele (No. 98 der Gesamtausgabe seiner Werke):

„Nur der vermag wie „Titus" einst zu rufen „„ich gewann den Tag""
Wer einen süßen Mund geküßt, an einem schönen Arm gestreift."

Durch solche poetische Zuspitzungen sind viele unhistorische Anekdoten entstanden.

bezeichnet dies als eine verschönernde Erfindung und giebt den wirklich gefaßten Beschluß der Ephoren wörtlich an. (Vergl. die Depesche des Generals von Krenski vom 23. September 1870: „Toul genommen".)

Es giebt — um etwas zurückzugreifen — eine von Hertzberg verfaßte Lebensbeschreibung: „Alkibiades, der Staatsmann und Feldherr. Nach den Quellen dargestellt; Halle 1853", in welcher mit großem Fleiße alle Nachrichten über den berühmten Athener zusammengestellt sind; aber (so bemerkt Hoyer; Alkibiades Vater und Sohn in der Rhetorenschule; Jahresbericht des königl. Gymnasiums zu Kreuznach 1887)

„es bedarf nur eines Einblicks in die erwähnte Schrift . . . . um zu erkennen, daß nicht alles wahr sein kann, was man von Alkibiades erzählte. Seine Lebenszeit hätte Alkibiades verdreifachen müssen, um hinreichend Gelegenheit zu finden, alle die Streiche auszuführen, welche ihm die Erfindungsgabe der Rhetoren und Anekdotenkrämer zugeschrieben hat. Wir haben gesehn, mit welcher Unverfrorenheit ihm Schandthaten auf Kosten seines oft bewiesenen Edelsinns angehängt worden (Lysias XIV 38), mit welcher Nachlässigkeit die Rhetoren geschichtliche Thatsachen behandeln, indem sie Namen verwechseln (Isokrates XIV: Tisias statt Diomedes), geschichtliche Ereignisse durcheinander werfen (Andokides IV 13, 33; Lysias XIV 38) und nicht einmal die Perserschlachten im Kopfe haben (Andokides I 107)."

Das eigentliche Thema des Hoyerschen Aufsatzes ist jedoch der dem Vater gleichnamige Sohn des Alkibiades; ob ein solcher existiert hat, bleibt unentschieden; der aber, welcher in den uns erhaltenen Quellen erwähnt wird, stammt aus den Komödienschreibern der Zeit, da das Gesetz des Syrakosios die Freiheit der Bühne eingeschränkt hatte, — ging von da in die Reden der Rhetoren über und dann weiter in die Lebensbeschreibung des Plutarch.

Das Ohr des Dionysios existiert noch; die Mythe dazu ist erfunden. Es ist eine merkwürdige Höhlung in einem Felsen nahe bei Syrakus von parabolischer Gestalt; die Seiten sind vollkommen glatt und mit einer dünnen stalaktischen Kruste bedeckt, welche den Widerhall darin erstaunlich sonor macht. Sie macht einen bedrückenden und düsteren Eindruck, welcher zugleich mit seiner seltsamen Gestalt die Ursache der bekannten und amüsanten Anekdote ist, daß Dionysios

(† 367 v. Chr.) es als Gefängnis für diejenigen hatte bauen lassen, welche er für ihn feindlich gesinnt hielt und daß von der kleinen Kammer darüber er die Unterhaltungen der Gefangenen unter einander belauschen konnte. Zu seiner Zufriedenheit kann er da nicht gehorcht haben, denn sowie zwei oder mehrere Personen zusammen sprechen, verursacht es ein ganz verworrenes Geräusch. Über die Ursache seines Todes haben wir drei Lesarten: eigene Unmäßigkeit, Gift von seinem Sohne, Freude über den in Athen einem seiner Dramen erteilten Preis; man kann also wählen. — Es ist auch unhistorisch, daß Dionysios der Jüngere, nachdem er 343 v. Chr. vertrieben, in Korinth Schulmeister geworden sei. (Fournier, E. d. l'H. p. 5; verweist auf Boissonade, *Notice des Manuscrits, t. X. p. 157.*)

Von Demosthenes wird erstens die unglaublich dumme Geschichte erzählt, er habe, um seine Stimme zu stärken, versucht das Getöse des Meeres zu übertönen und dazu noch, man sieht nicht recht ein warum, Kieselsteine in den Mund genommen. Plutarch, (Demosthenes 11) erwähnt übrigens nur der kleinen Steine, nicht des Meeres, und meldet, er hätte sich oft im Peiraieus umhergetrieben; desgleichen Aischines in seiner Rede gegen Ktesiphon an verschiedenen Stellen; — ferner nach Gellius, Noctes Atticae XVII. 21, er hätte, nachdem er in der Schlacht bei Chaironeia (338 v. Chr.) die Waffen weggeworfen und entflohen sei, deshalb geschmäht, den dem Menander zugeschriebenen Vers ausgerufen:

Ἀνὴρ ὁ φεύγων καὶ πάλιν μαχήσεται.

Der Mann, welcher flieht, kann wieder kämpfen, (d. h. der welcher fällt, nicht).

Allerdings eine unbestreitbare Wahrheit, aber doch für einen Kämpfer in der Schlacht eine etwas unzeitige Betrachtung. Die Anekdote ist auch gewiß nicht wahr, weil man in der Angst nicht zu citieren pflegt, und da Demosthenes, obwohl nach dem

Verlust der Schlacht angeklagt, vom Volke freigesprochen und fortwährend zu den Staatsgeschäften berufen wurde, wie auch der Auftrag, die Leichenrede zu halten, ein ehrenvoller war. Plutarch (Demosthenes Kap. 20) weiß wohl von der Flucht, den Ausspruch aber erwähnt er nicht. Dieser aber ist trotz seiner Seltsamkeit sehr verbreitet, wahrscheinlich weil er vielen Menschen so recht aus dem Herzen gesprochen ist. Bei Virgil finden wir Aeneide II. 367:

quondam etiam victis, redit in praecordia virtus,

Es haben die Italiener ein Sprüchwort:

È meglio che si dice quì fuggì che quì morì;

französisch giebt es Scarron (1610—1660):

Qui fuit, peut revenir aussi;
Qui meurt, il n'en est pas ainsi;

englisch Sir John Mennis; Musarum Deliciae 1656

He that fights and runs away
May live to fight another day,
But he, that is in battle slain
Can never rise to fight again.

In Butlers Hudibras kommt eine solche Stelle nicht vor, wohl aber eine ähnliche, *Part. III. Canto 3.*

Wenn Plutarch (Demosthenes; Kap. 20) berichtet, Demosthenes hätte von den Persern Geldsummen erhalten, so wäre darin gerade nicht gleich eine Bestechung in ehrenrührigem Sinne zu finden; Persiens Politik operierte viel mit Geld wie England im 18. und 19. Jahrhundert; Pausanias aber (II. 33) leugnet ausdrücklich, daß Demosthenes persisches Geld empfangen und giebt gute Gründe für seine Behauptung an. Die gehässige Auslegung stammt aus seines Gegners Aischines erwähnter Rede gegen Ktesiphon, der die Überreichung eines goldenen Kranzes an Demosthenes beim Volke beantragt hatte. Andrerseits scheint es unberechtigt, den Aischines einen Verräter zu nennen, weil er erkannt hatte, daß die griechischen Kleinstaaten, Athen mit eingeschlossen, ihre Rolle ausgespielt hatten

und für sie Heil nur im Anschluß an das große und monarchisch regierte Makedonien zu finden war.

Agathokles, 361—289 v. Chr., der Tyrann von Syrakus ist nach Schubert (Geschichte des Agathokles; neu untersucht und nach den Quellen dargestellt; Breslau 1887) wohl nicht, wie doch gewöhnlich dem Diodor 19, 2, dem Justinus 22, 1 und dem Plutarch, Denksprüche, nacherzählt wird, eines Töpfers Sohn gewesen; denn dieser Vater — Krakinos mit Namen — war aus der Stadt Rhegion verbannt worden, was betreffs eines bloßen Töpfers wohl nicht nötig gewesen wäre; außerdem spricht dagegen, daß sowohl Agathokles, als auch sein älterer Bruder Antandros schon frühzeitig zu den höchsten Staatsämtern gelangt waren. Die Erzählung von seiner Aussetzung als neugeborenes Kind infolge eines Orakels ist mit geringer Abänderung der Kyrossage (S. 50 f.) nachgebildet. Ein uns nicht mehr erhaltener Schriftsteller, den Diodor in seinen Berichten über Agathokles viel benutzt hat, ist Duris von Samos, der sich der Abstammung von Alkibiades rühmte, über dessen Glaubwürdigkeit aber trotzdem der ehrliche Plutarch sehr wegwerfenderweise urteilt (Perikles 28, Alkibiades 32). Duris (ca. 340 v. Chr.) hatte (Schubert a. a. O. S. 15) eine Schrift *περὶ τραγῳδίας* und eine andere *περὶ Εὐριπίδου καὶ Σοφοκλέους* verfaßt

„und hat dabei die scenischen Dichter so lieb gewonnen, daß er sie sich schließlich sogar auch bei der Geschichtsschreibung zum Vorbilde nahm. Allem Anscheine nach glaubte er, daß der Geschichtsschreiber seine Überlieferung in ähnlicher Weise kunstgerecht umgestalten und bühnenmäßig inscenieren müsse, wie etwa der Tragiker den Mythos. In welcher Weise er bei der Inscenierung seiner Überlieferung zu Werke ging, ist mitunter ganz interessant zu beobachten. Vor allen Dingen fällt auf, daß er es sich angelegen sein ließ, einzelne in seiner Geschichtserzählung auftretende Persönlichkeiten auch mit einem der jedesmaligen Situation angemessenem Kostüm zu versehen." (Schubert a. a. O.; S. 15.) „Mit ganz besonderem Eifer ist Duris auch darauf bedacht gewesen, alle diejenigen, welche auf einer Flucht begriffen waren, mit einer besonderen, sie unkenntlich machenden Verkleidung zu versehn" (S. 16). „Eine ganz eigentümliche Marotte des Duris war es ferner noch, daß er sich darin gefiel zu exemplificieren, wie man im Falle einer Verfolgung durch Vertauschung der Kleider sich selbst das Leben retten und einen andern an seiner Stelle könne sterben lassen" (S. 17). — „Nicht weniger als durch seine Schwärmerei für alles Theatralische ist Duris auch durch seine Sucht, seine Leser um jeden Preis

zu amüsieren, zu manchen Entstellungen des ihm überlieferten Berichts verleitet worden. Vor allen Dingen fällt auf, daß er es nicht verschmäht hat, sich durch Liebesgeschichten interessant zu machen." . . . „Wo es sich um Kriegsgeschichten und Schlachtbeschreibungen handelte, wie es in der Geschichte des Agathokles ja gewöhnlich der Fall war, hat Duris wieder neue Mittel anzuwenden verstanden, um seine Leser stets angenehm zu unterhalten und in die sachgemäße Eintönigkeit etwas Abwechselung hinein zu bringen. Bisweilen ließ er Trompeter auftreten, um das Lärmsignal zu blasen, (σημαίνειν τὸ πολεμικόν; vergl. Diodor XIX 4,6; 6,5; XX 7,4 und 34,6), wenngleich der Anlaß, bei dem sie es blasen, mitunter auch der denkbar unsinnigste ist. Am geläufigsten war es ihm aber, lange Kriegslisten einzufälschen; denn dadurch erreichte er, daß der Leser in steter Spannung blieb und an Agathokles selbst unwillkürlich einen persönlichen Anteil nahm. Durch die kurzen Fragmente läßt sich über diese Art der Thätigkeit des Duris nichts beweisen; es wird sich aber bei unserer Geschichtsbetrachtung herausstellen, daß die Kriegslisten in der Regel nicht im Kopfe des Agathokles entstanden sind, sondern im Kopfe eines Schriftstellers" (S. 20 f.).

Agathokles starb wahrscheinlich an einer krebsartigen Krankheit (Kieferkrebs); man hat dazu die Geschichte von dem vergifteten Zahnstocher erfunden (Diodor 16, 4).

Der König von Makedonien, **Philipp** (lebte 382—336 v. Chr.), der Vater Alexanders des Großen, verlor bei der Belagerung von Methone sein rechtes Auge, welches durch einen Pfeil getroffen wurde. (Strabon, S. 329.) Lukian, „Wie man Geschichte schreiben muß", nennt den **Aster** als den Schützen, der den Pfeil abgeschossen. Suidas berichtet uns, dieser Aster von Amphipolis, ein vortrefflicher Schütze, hätte dem Könige vorher seine Dienste angeboten, da er die Vögel sogar im Fluge treffen könnte. Philipp hätte lachend geantwortet, er würde sich seiner bedienen, sobald er gegen die Staare zu Felde ziehen werde. Aster, dadurch beleidigt, hätte in Methone Anstellung erhalten und bei der Belagerung mit einem Pfeil, auf den er geschrieben: „dem König Philipp in sein rechtes Auge", wirklich das so bezeichnete Ziel getroffen. Philipp hätte dann den Pfeil in die Stadt zurückschießen lassen, nachdem er hinaufgeschrieben: „König Philipp wird, wenn er Methone erobert, den Aster hängen lassen"; auch hätte der König sein Wort so gut gehalten, wie Aster. Was alles in 1800 Jahren aus der Geschichte von einem verlorenen rechten Auge werden kann, das übrigens nach

Plutarch (Alexandros 2) schon viel früher und zwar deswegen verloren ging, weil Philipp durch eine Thürspalte gesehen, wie Zeus in Gestalt einer Schlange in den Armen seiner Gemahlin gelegen!

Daß sich um einen Namen, wie den Alexanders des Großen allerhand Mythen angesetzt haben, kann nicht auffallen. Die soeben angedeutete übernatürliche Erzeugung wollen wir auf sich beruhen lassen. Die Angabe aber, daß er an demselben Tage geboren ward, an welchem Herostatos den Dianentempel zu Ephesus anzündete, ist wohl aus der Neigung der Griechen abzuleiten, mehrere Begebenheiten auf einen Tag zu häufen, der wir öfter begegnen. Genau nahmen sie es nicht damit; Herodot z. B., 7, 165, verlegt die Schlachten von Salamis und von Himera (wo Gelon die Karthager besiegte) auf denselben Tag, — Diodor 11, 24 die Schlachten von Thermopylae und Himera. — Ebenso unzuverlässig ist der andere Bericht, König Philipp hätte die Nachricht von der Geburt des Sohnes gleich nach seiner Eroberung der Stadt Poteidaia zusammen mit zwei Botschaften erhalten, betreffend einen olympischen Sieg und einen Sieg seines Feldherrn Parmenion über die illyrischen Dardaner (Plutarch, Alex. 3); — aber beide Angaben

„sprechen sagenhaft den Sinn des reichsten Heldenlebens und den großen Gedanken eines Zusammenhanges aus, wie ihn die Forschung nachzuweisen sich oft umsonst bemüht und öfter überhoben hat" (Droysen, Geschichte des Hellenismus, 2. Auflage, Teil I. S. 90; vergl. auch Teil II. 343).

Auch der berühmte Brief Philipps an Aristoteles in welchem er die Geburt des Sohnes anzeigt, ist eine Erfindung. Er steht bei Gellius, Noctes Atticae 9, 3 und bei Dio Chrysostomos, Orator. XLIX; aber Aristoteles, „damals noch nicht dreißig Jahre alt, hatte noch nicht den Ruhm, den dieser Brief voraussetzt" (Droysen, a. a. O. S. 92). — Sodann findet sich in des Aristoteles zoologischen Schriften nichts vor, was auf nähere Kunde des Orientes deutet und was erst infolge von Alexanders Feldzügen zu seines Lehrers Kenntnis

hätte gelangen können, wie man doch öfter behauptet hat, z. B. Plinius, H. N. VIII. cap. 16. (Vergl. hierüber Schweglers Geschichte der Griechischen Philosophie und Humboldts Kosmos II. S. 428, IV. S. 191 und 428.) Verworren erscheint auch der Bericht (Plutarch, Alex. 6), wie Alexander zu seinem nachmaligen Lieblingsrosse, dem Bukephalos, gekommen sein soll. Man bietet es dem König Philipp für 15 Talente zum Kauf an, aber bei der Probe zeigt es sich wegen seiner Wildheit ganz unbrauchbar. Alexander bemerkt nun, daß es nur deshalb wild sei, weil es sich vor seinem eigenen Schatten fürchte, führt es daher gegen die Sonne, besteigt es und zähmt es. Das Tier muß sich also nur einmal ad hoc vor seinem Schatten gefürchtet haben und schon denselben Tag nie wieder, denn es muß doch auch wieder zurückgeleitet worden sein; Plutarch schließt: der Vater aber soll vor Freude sogar geweint und, als der Sohn herabgestiegen, dessen Haupt geküßt haben mit den Worten: „suche Dir ein anderes Reich, mein Sohn; Makedonien ist für Dich zu klein!" — *è ben trovato.*

Alexander soll später vom Isthmus nach Delphi gegangen sein, die Pythia um ein Orakel zu bitten, die Pythia aber (weil es Winter und also „Apollon" fern war), hätte nicht weissagen wollen, worauf Alexander sie mit Gewalt zum Dreifuß geführt und sie, sich vergeblich sträubend, ausgerufen habe: „o Sohn, Du bist unwiderstehlich", welche Worte er freudig als Orakelspruch gedeutet, — Plutarch, Alex. 14; — auch diese Erzählung ist wohl nur eine „artige Erfindung".

In Ephesus soll er nach einer Mitteilung des Artemidoros (ca. 100 v. Chr.) (bei Strabon, S. 641) den Bewohnern angeboten haben, alle ihre bei dem Wiederaufbau des Artemistempels gehabten Kosten zu ersetzen und den Bau auf eigene Rechnung zu vollenden, wenn er durch eine Inschrift sich als den Erbauer bezeichnen dürfte; sie aber hätten es abgelehnt

mit der Begründung, es zieme sich nicht, wenn eine Gottheit der andern einen Tempel errichte. Diese Antwort ist jedenfalls ein Anachronismus und vielleicht die ganze Anekdote nicht zu halten (Droysen a. a. O. I. S. 201); ebensowenig die von Plinius H. N. XXXV. 10 berichtete: Apelles habe in Ephesus für den König dessen Geliebte Pankaste malen sollen, sei aber von deren Schönheit so hingerissen worden, daß der König sie ihm geschenkt habe; wohl aber hat Apelles den König dort selbst für den Tempel gemalt, wie er den Blitz in der Hand hält.

In Gordion befand sich ein Wagen, von dem ein Orakel verkündet hatte, wer ihn frei mache von dem darüber befindlichen Joche, werde den Erdkreis beherrschen. Aristobulos erzählte, wie uns Plutarch (Alex. 18) berichtet, Alexander habe aus der Deichsel den Spannnagel an der Spitze herausgenommen, um welchen der Jochriemen herumgeschlungen war und dann den Wagen ohne Mühe unter dem Joche hervorgezogen. Viel beliebter aber ist die andere Lesart, welche Plutarch gleichfalls berichtet, wonach sich das Orakel auf die Lösung eines sehr verschlungenen Knotens bezog, den Alexander mit dem Schwerte durchschlagen; von den Soldaten seines Heeres wurde dieser Bericht als der „schneidigere" dem andern natürlich vorgezogen; er kam ihnen eben mehr heim. Bei Diodor wird weder Gordion noch überhaupt ein ähnliches Ereignis erwähnt. Der Wagen aber ist ein Abbild des Sonnenwagens und somit ein Symbol der Macht und der Königsherrschaft (Vergl. Bachofen, die Sage von Tanaquil S. 21).

Durch ein Bad im Kydnos, einem klaren und hellen Bergstrome, der durch die Stadt Tarsos floß, oder nach andern überhaupt durch zu große Anstrengungen hatte Alexander sich eine schwere Krankheit zugezogen, welche sein Arzt Philippos aus Akarnanien durch Verabreichung eines Trankes heilte. Grade nun, erzählt Plutarch (Alex. 13), als der Arzt

dem Könige den Trank kredenzte, gab dieser jenem einen Brief des Parmenion zu lesen, worin der König vor Philippos als von Dareios ihn zu vergiften bestochen, gewarnt wurde:

„Ein bewunderungswürdiger und etwa auf der Bühne zu erwartender Anblick, der Eine lesend, der Andere trinkend, dann beider Blicke zugleich auf einander gerichtet ꝛc. ꝛc."

Wenn nun Diodor von dieser romantischen Geschichte gar nichts erzählte, so könnte er sie als unwichtig fortgelassen haben. Er erwähnt jedoch 17, 31 ausführlich, daß ein Arzt Philippos aus Akarnanien den König durch einen Trank von einer schweren Krankheit befreit habe, aber kein Wort von dem warnenden Brief und von der theatralischen Scene. Arrian II. 4, 7 u. 8 hat zwar die romantische Lesart, bezweifelt aber doch die Echtheit des von Aristobulos erwähnten Briefes des Parmenion; nach Seneca, de ira II. 23 hat sogar des Königs Mutter Olympias den Warnbrief geschrieben.

Nach der Schlacht bei Issos gerieten des persischen Königs Mutter, sowie dessen Gemahlin und Kinder in Alexanders Gefangenschaft; es ist bekannt, daß er durchaus gütig, oder wie wir heute sagen würden, ritterlich gegen sie verfuhr. Es war dies ein Thema, das alle Rhetoren und Novellenschreiber anlockte, welche die Begegnung des Königs mit den gefangenen edlen Frauen mit Vorliebe schildern. Plutarch führt aber (Alex. 22) eine Stelle aus einem Briefe des Königs an, nach welcher er die Frauen gar nicht gesehen hat. Diesmal hat Diodor 17, 37 und 114 die romantische Lesart, wonach Alexander, als die Königin-Mutter bei der Zusammenkunft zuerst den Hephaistion für den König hält, sie ob ihrer Bestürzung mit den Worten beruhigt: „sei unbesorgt Mutter, auch dieser ist Alexandros!" (Vergl. Droysen, a. a. O. S. 266.)

Josephus erzählt uns ausführlich (Jüdische Altertümer, Buch 11, Kap. 8.)

„wie Alexander auf seinem Zuge durch Syrien nach Jerusalem gekommen, von den Juden feierlich eingeholt sei, wie er den Tempel besucht und Jehova seine Anbetung und Opfer dargebracht habe......

aber seinen ganzen Bericht von Alexanders Ehrenbezeugungen für den jüdischen Hohenpriester und dessen Gott und von der Anbetung des Makedoniers im Tempel zu Jerusalem widerruft er stillschweigend als einen Lügenbericht, indem er in seiner Streitschrift wider Apion (Buch 2, Kap. 7) alle Fürstlichkeiten nennt, welche das Heiligtum zu Jerusalem besucht haben, den Antiochus Theos, Pompejus den Großen, den Feldherrn Titus, auch den Räuber Licinius Crassus, aber den bedeutendsten Mann unter allen läßt er aus, Alexander den Großen, weil er diesen einem Kenner der griechischen Geschichte gegenüber, wie Apion, nicht zu nennen wagte, denn kein einziger Geschichtsschreiber sagt ein Wort davon, daß Alexander bei seinem Zuge von Syrien nach Ägypten einen Abstecher nach Jerusalem gemacht habe" (Seinecke, Geschichte des Volkes Israel, Band II S. 94 f.)

Bei den zwei folgenden Anekdoten hat Diodor die einfachere Lesart, nämlich bei der Gründung von Alexandria in Ägypten, betreffs welcher Plutarch erzählt, man hätte, da man keine Kreide zur Hand gehabt, Gerstenmehl zum Bezeichnen des Bauplanes gebraucht, worauf eine Unzahl von Vögeln herbeigeflogen sei, die das Mehl rein aufgefressen hätten. Der König wäre bestürzt gewesen, aber die Wahrsager hätten das Zeichen günstig gedeutet, — wohl ein vaticinium post eventum. Wiederum vor dem letzten großen Siege über Dareios bei Arbela und Gaugamela soll Alexander dem Parmenion auf dessen Vorschlag, die Perser bei Nacht anzugreifen, das berühmte Wort erwidert haben: „ich will den Sieg nicht stehlen" (Plutarch, Alex. 31; ebenso Arrian III. 10, 1). Diodor weiß weder von dem Mehl (17, 52) etwas, noch von dem Schlagwort, sondern erzählt, daß der König, nachdem er die Nacht durchwacht, am Morgen fest eingeschlummert sei und von seinen Freunden zur Schlacht habe geweckt werden müssen (17, 56). Arrian 3, 2 erzählt von dem Mehl, erwähnt aber nicht der Vögel. —

Auch ob Alexander den von den Verschworenen tötlich verwundeten Dareios noch gesprochen hat, ist zweifelhaft. Justinus (XI. 15, 6) läßt den Dareios durch den Dolmetscher eine lange, rührende Rede an einen Soldaten des Alexander halten; nach ihm aber sowohl als nach Diodor 17, 73 und Arrian 3, 20 ist Dareios, als Alexander selbst ihn erreichte, nicht mehr am Leben gewesen. Ebenso berichtet Plutarch und

läßt den Alexander seinen Mantel über den Toten ausbreiten.

Über den Aufenthalt Alexanders in Persepolis sagt Droysen (a. a. O. S. 361):

„Kleitarch, der Segur Alexanders, der mit außerordentlichem Talente, aber auf Kosten der Geschichte, Geschichten gemacht hat, ist für diese Winterrast in Persepolis überschwänglich reich an geistreichen Zügen. Jene Griechen, die vergreist, verstümmelt, gebrandmarkt, voll Scham und Verzweiflung dem Könige entgegentreten, die befohlene Ermordung der Einwohner, die Gelage des Königs, endlich jene athenische Tänzerin Thaïs, die in der Begeisterung des Tanzes einen Feuerbrand vom Altar reißt und in den Palast wirft, deren Beispiel trunken und in wilder Siegeslust Alexander und seine Getreuen folgen, das alles sind Märchen, die aus derselben Quelle geschöpft, von einer Reihe spätgeborener Schriftsteller so oft und mit solcher Zuversicht wiederholt werden, daß sie mit der Zeit zu historischer Gewißheit geworden sind.“

Über die Anzündung der Königsburg sagt z. B. Plutarch, nachdem er die Geschichte von der Thaïs angeführt: „einige erzählen den Hergang so, die anderen dagegen behaupten, es sei wohl überlegt geschehen.“

Sogar mit den Amazonen ließ man den König noch zusammenkommen. Plutarch (46) erzählt, daß Kleitarchos, Polykleitos, Onesikritos, Antigenes und Istros es berichten; Aristobulos, Chares, Ptolemäos, Antikleides, Philon aus Theben, Philippos aus Theangela, Hekatäos von Eretria, Philippos von Chalkis und Duris von Samos es aber für eine Erdichtung erklären. Offenbar ist viel davon die Rede gewesen. Die nicht ganz salonfähigen Einzelheiten stehen auch bei Diodor 17, 77 und bei Arrian 7, 13. Entstanden ist die Sage vielleicht aus der Thatsache, daß der Satrap Atropates aus Medien dem Alexander später vor dessen Rückkehr nach Babylon hundert berittene Weiber schenkte.

Es stammt die Sage von den Amazonen, überhaupt von den griechischen Ansiedlern an der Westküste Kleinasiens, welche daselbst Kultusstätten einer Göttin vorfanden, die sie ihrer Artemis verglichen, deren Diener entmannte Priester und bewaffnete Jungfrauen waren. Die Namen erklärten die Griechen sich volksetymologisch als die „Brustlosen“ und

dichteten, daß die Amazonen den Mädchen die rechte Brust ausbrannten, damit sie den rechten Arm besser gebrauchen und den Bogen spannen könnten. In der künstlerischen Darstellung erscheinen die Amazonen jedoch immer unverstümmelt. (Vergl. S. 17.) Stricker, „Die Amazonen in Sage und Geschichte" (Heft 6, der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausgeg. von Virchow und v. Holtzendorff) bemerkt S. 3:

„Die Umkehrung der Gesetze, welche die Geschlechtsverschiedenheit der menschlichen Entwickelung vorschreibt, hat immer lebhaft die Phantasie beschäftigt"

und weiter S. 4 f.:

„Am frühesten in der Geschichte finden wir die Amazonen am Thermodon in Kappadokien zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere und in den kaukasischen Ländern. Von diesen Grenzgebieten zweier Weltteile machten sie Ausfälle nach Asien und Europa: Feldzüge gegen die Phrygier bei ihrem Einfalle in Kleinasien (Ilias III. 180. VI. 186. Strabon Buch XII', wo sie von Bellerophon besiegt werden; gegen die Griechen vor Troja (Aeneis I. 490. Justinus II. 4.), bekannt durch den Namen Penthesilea; nach Attika, (Herodot 9,27) nicht weniger bekannt durch die Namen Herakles und Theseus; an die Donau, ein im Vergleich mit den vorigen, mit so erlauchten Namen der Sage in Verbindung gebrachten und vielfach dichterisch ausgeschmückten Zügen weniger bekannter, etwa ins sechste Jahrhundert vor Christo zu setzender Heereszug (Philostrat. heroica XX. Pausanias III. 19); endlich zu Alexanders des Großen Zeit, sehr bekannt aus den Erzählungen des Justinus, Qu. Curtius (IV. 5.) und Diodorus Siculus (Bibliotheca XVII). Außer diesen eben erwähnten fünf Hauptzügen kommt der Name der Amazonen selbst noch in den Kriegen des Mithridates mit den Römern vor, wo ihre Erinnerung wahrscheinlich nur durch griechische Legenden geweckt wurde."

Ausführliche Angaben über die Amazonen finden sich Herodot 4, 110—117; knappere bei Strabon 11, 5, sowie über afrikanische bei Diodor 3, 52 welcher ein übriges thut und den Mädchen beide Brüste abbrennen läßt.

Eine sehr beliebte Alexander-Anekdote ist auch diejenige, wonach ihm nach einem sehr anstrengenden Marsche in wasserarmer Gegend Soldaten etwas Wasser in einem Helm bringen gerade genug für einen. Der König aber, ihre traurigen Blicke nach dem Labetrunk bemerkend, gießt es aus: „tränk' ich allein, meine Leute verlören den Mut". Da jubeln die Soldaten: „führe uns wohin du willst! wir sind nicht ermattet, wir dursten auch nicht, wir sind nicht mehr sterblich, so lange du unser König bist." Leider schwankt die Örtlichkeit

dieser Scene gar zu sehr; bei Plutarch (42) ereignet sie sich während der letzten Verfolgung des Dareios; bei Arrian (VI. 26) in Gedrosien; bei Quintus Curtius (VII. 5, 10) in dem Paropamisos; Polyän (IV. 3, 25) endlich giebt sie ohne bestimmte Lokalisierung (Vergl. Droysen a. a. O. S. 379). Es scheint, man wollte den hübschen Zug gern anbringen und wußte doch nicht recht wo; ich vermute er stammt aus einem den König verherrlichenden Drama und gar nicht aus der Wirklichkeit.

Erfunden klingt die Anekdote, Alexander habe bei den Strapazen seines indischen Feldzuges ausgerufen: „O ihr Athener, wüßtet ihr doch, was für Gefahren ich mich aussetze, um bei euch in Ehren zu stehen.“ Plutarch (Alexandros cap. 60) erwähnt es nur als durch Onesikritos berichtet, dessen Wahrheitsliebe nicht in sehr gutem Rufe stand, und dem hier wohl die Thatsache vorschwebte, daß der König nach der Schlacht am Granikos dreihundert erbeutete Schilde nach Athen, als Weihgeschenk für die Pallas Athene gesandt hatte. (Plutarch, Alex. 16.) Am Hyphasis kehrte Alexander dann auf seiner wunderbaren Siegeslaufbahn schließlich um. Natürlich mußte dieser Wendepunkt auch rhetorisch ausgeschmückt werden mit Dialogen zwischen dem Könige und seinen Begleitern. Sein Heer soll ihn zur Rückkehr gezwungen haben, wahrscheinlich aber besorgten das die tropischen Regengüsse. (Droysen II. 160.) Eine bloße Flunkerei dürfte die Erzählung sein, Alexander habe bei den zwölf Altären, die er hier errichten ließ, gewaltig große Gerätschaften zurückgelassen, um den Glauben zu erregen, die Makedonen wären ein Riesengeschlecht gewesen (Diodor 17, 95) — eine andere die Angabe, Alexander hätte auf seiner Rückkehr durch Karmanien einen Triumphzug des Dionysos in Scene gesetzt mit aller möglichen und unmöglichen tollen Ausgelassenheit. Schon Arrian bemerkt (VI. 28), daß „weder Ptolemaios noch Aristobul, noch irgend ein anderer glaubwürdiger Schriftsteller davon berichte.“ Trotz-

dem war dieser Dionysoszug schon im Altertum häufig Gegenstand der Anspielung. Bald darauf starb Alexanders schon erwähnter, erprobter Freund Hephaistion; an einen heftigen Schmerz des Königs über den Verlust wollen wir gern glauben. Wenn uns aber der gute Plutarch erzählt, er — der König — hätte aus Trauer den Arzt des Verstorbenen ans Kreuz schlagen, allen Pferden und Maultieren die Mähnen und die Schwänze abschneiden, in den Städten die Zinnen von den Mauern brechen und die ganze Völkerschaft der Kossaier als Totenopfer für Hephaistion ausrotten lassen (Alex. 72), — so glauben wir davon wenigstens nicht alles (Vergl. auch Arrian 7, 14).

Alexander empfing während seines zweiten Aufenthaltes in Babylon, nach Mitteilung des Arrian (VII. 15) u. a. Gesandte der Lukaner, der Bruttier und der Tyrrhener, welche Geschenke überbrachten, während derselbe Geschichtsschreiber der Gesandten der Karthager, Iberer, Kelten, Äthiopier und Skythen nur als Sage gedenkt; ebenso bezweifelt er eine von zwei andern berichtete Gesandtschaft der Römer. Kleitarchos dagegen erzählt von einer Gesandtschaft der Römer und Plinius H. N. III. 5 (nicht 9) citiert ihn kurz, ohne sie anzuzweifeln. Der Bericht Kleitarchs ist aber so romanhaft, — Alexander soll, nachdem ihm die Gesandten einen goldenen Kranz überreicht hätten, die zukünftige Größe Roms vorhergesagt haben, — daß er vielleicht ganz, die Prophezeiung gewiß zu verwerfen ist. Livius IX. 18 weiß von keiner solchen Gesandtschaft, sowie überhaupt kein Römer; auch in dem ausführlichen Verzeichnis der von Alexander empfangenen Gesandtschaften, das sich bei Diodor XVII. 113 findet, wird eine römische nicht erwähnt. Eine Botschaft Alexanders an die Römer, nämlich eine Beschwerde über die Seeräuberei der Rom unterworfenen Stadt Antium erwähnt Strabon V. Kap. 7. (Vergl. Niebuhr III. 194 und Mommsen, 5. Aufl. I. 386.) — Unrichtig ist ferner, daß Aristoteles, um sich für den Mord

eines Verwandten, des Kallisthenes, zu rächen, den Alexander durch Gift habe töten lassen, welches er seinem Freunde Antipatros, dem Statthalter von Makedonien geschickt, der es seinem Sohne Kassandros, des Königs Mundschenken übermittelt hätte (Justinus XII. 14, 1), und zwar aus der für giftig ausgegebenen Styxquelle in Arkadien, welche noch existiert und gar nicht giftig ist, indem ihr Wasser nur durch seine eisige Kälte lebensgefährlich wirken kann (Plutarch, Alex. 77. — Humboldt, Kosmos IV. S. 503). Diodor 17, 118 und Pausanias VIII. 18 erwähnen der Vergiftuug als Gerücht. — Auch wird es durch keine sichere Angabe bestätigt, daß Alexander auf seinem Sterbelager auf die Frage, wem er die Herrschaft zurücklasse, erwidert habe „dem Würdigsten!“; ebensowenig, daß er gesagt habe, daß ein großer Leichenkampf seinetwegen stattfinden würde (Arrian 7, 26).

Droysen (II. S. 375) bemerkt übrigens, daß von den Darstellungen der Geschichte Alexanders, die uns aus dem Altertum erhalten sind, keine ihrer Abfassungszeit nach über das Ende Cäsars zurückgehe. — Lukian kritisiert diese Darstellungen, indem er in seinem Aufsatz: „Wie man Geschichte schreiben muß“ (πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράφειν), die wohl auch unhistorische Anekdote erzählt, Aristobulos hätte, als er mit dem Könige auf dem Flusse Hydaspes gefahren, aus seinem Geschichtswerke vorgelesen, unter anderem, wie bei einem Zweikampfe des Königs mit dem König Poros jener den Elephanten des Poros mit einem Pfeilschuß erlegt. Da hätte der König dem „Historiker“ das Buch aus der Hand gerissen und es ins Wasser geworfen mit der Andeutung, er hätte nicht übel Lust den Verfasser seinem Werke nachzusenden.

Wir beschließen unsere Bemerkungen über Alexander mit Droysens Worten (II. S. 286):

„Die Armseligkeit der auf uns gekommenen Überlieferungen versagt uns jeden Einblick in die Werkstatt dieser Thätigkeit, in die hochgespannte intellektuelle und moralische Arbeit dessen, der sich so unermeßliche Aufgaben stellte und sie löste. Kaum daß das, was uns noch vorliegt, das Äußerlichste von dem, was durch ihn geschehen,

was zur Ausführung und Wirkung gelangt ist, fragmentarisch erkennen läßt. Fast nur in dem räumlichen Umfange dieser Geschehnisse geben sie uns ein Maß für die Kraft, die solche Wirkungen erzeugte, für den Willen, der sie leitete, für den Gedanken, dem sie entsprangen, eine Vorstellung von der Größe Alexanders."

Mit seinem Tode zerfällt das Reich; keine Persönlichkeit lenkt für lange Zeit so die Augen auf sich als er gethan; der „Treppenwitz der Weltgeschichte" arbeitet schwächer.

Es ist überhaupt keine Persönlichkeit, welche uns zunächst fesselt, sondern ein Bauwerk. Der Koloß von Rhodos, eine Arbeit des Chares von Lindos, Schülers des Lysippos, und nach Strabon XIV § 330 S. 652 eins der sieben Weltwunder, wurde 306 v. Chr. von den Rhodiern nach überstandener Belagerung durch Demetrios Poliorketes errichtet und etwa 223 v. Chr. durch ein Erdbeben umgestürzt, wie uns Polybios V 88 berichtet. Es giebt auch eine Monographie von Lüders: Der Koloß von Rhodos; Hamburg 1865. Daß der Koloß jemals mit gespreizten Beinen über dem Eingange des Hafens gestanden, ist eine ganz neuerliche Fabel. In den etwa 150, nach andern 250 v. Chr. geschriebenen Werke des Philon von Byzanz *περὶ τῶν ἑπτὰ θεαμάτων* = über die sieben Weltwunder (herausgeg. 1816 Leipzig von J. C. Orelli) steht nichts davon. Die Statue wäre dann auch beim Umfallen ins Wasser gestürzt, während sowohl Strabon als Plinius (H. N. 34, 7) erzählen, daß ihre Trümmer auf der Erde liegen geblieben waren und durch ihre Größe Aufsehen erregten.

„Schon vor mehr als hundert Jahren hat der verdiente Archäolog Graf Caylus den vergeblichen Versuch unternommen, die Sage von dem kolossalen Wasserthor zu Rhodus als Fiktion nachzuweisen. — Der Graf zieht dabei mit stattlicher Gelehrsamkeit gegen seine eigenen erfindungsreichen Landsleute zu Felde, ohne indeß die falsche Quelle der ersten Tradition aufspüren zu können. Da sich im Altertum nirgends eine Spur jenes Mythus auffinden lasse, so meint er, — wie es scheint ohne Grund, — daß irgend ein älteres Gemälde auf Glas oder eine nach der Einbildung gemachte Zeichnung der Ursprung des Irrtums gewesen sein müsse.

Ein gewisser Vigenère sei vielleicht der erste gewesen, der sich gelüsten ließ, ihn schriftlich zu fixieren; ihm seien Bergier und Chevreau gefolgt, letzterer mit dem Zusatz, der Koloß habe eine Leuchte in der Hand gehalten; ferner Rollin und die meisten französischen Wörterbücher, selbst das *Dictionnaire de l'Encyclopédie*. Eine von dem Mythographen Duchoul angeführte, natürlich ebenfalls erfundene griechische Handschrift, welche den Koloß auf dreieckiger Basis stehen läßt, giebt ihm

sogar Degen und Lanze in die Hände und hängt ihm einen Spiegel um den Hals; (Caylus, *Comte de, Mémoires de l'Acad. des Inscriptions XXIV p. 350;* desselben Abhandlungen zur Geschichte der Kunst, übersetzt von Klotz II S. 176 ff. Darin erwähnt Vigenère, *Tableaux de Philostrate p. 127,* Chevreau, *Histoire du monde IV p. 319,* Rollin, *Histoire ancienne,* Paris 1739, VII S. 242. 268; G. Duchoul, *Religion des anciens Romains,* S. 211); Lüders a. a. O. S. 2 ff.

Das Werk Vigenère's erschien 1559, 1596 und 1614, die Illustrationen dazu in 64 Kupfertafeln nach seinem Tode (1596). — Hieran schließt sich eine andere Anekdote, die der Arzt Sextus Empiricus berichtet; — lebte 200—250 n. Chr. — (πρὸς Δογματικούς Ausgabe J. Bekker, S. 212 = adversus Mathematicos, Ausgabe Fabr. S. 391,2). Die Rhodier hätten den Chares nach dem Preis eines kolossalen Standbildes und alsdann nach den Kosten eines doppelt so großen gefragt

„Da habe der Künstler einfach die doppelte Summe gefordert, dieselbe aber bereits für die bloßen Vorarbeiten und Modelle verbraucht und sich deshalb selbst ums Leben gebracht!"

Bei Plutarch findet sich auffallenderweise gar nichts über den Koloß. Über dessen schließliches Ende hören wir, daß nach der Machtentfaltung der Araber der Feldherr des Kalifen Othman, Namens Muawia (wohl 653 n. Chr.) die Insel Rhodos eroberte, den Koloß „herunternahm", mit dem Erz nach Syrien fuhr und es an einen Juden verkaufte, der es auf 980 Kameelen von der Meeresküste fortschaffen ließ. So berichtet Konstantinos Porphyrogennetos; bei späteren steigert sich die Anzahl der Kameele allmählich bis auf 30 800 (!). — Ob sich diese Notiz überhaupt auf den Koloß des Chares bezieht, bleibt zweifelhaft. Die Mär von der gespreizten Stellung über der Hafenmündung dürfte während der Kreuzzüge entstanden sein, da die Rhodier die Kreuzfahrer mit Erzählungen über ihre herrliche Vergangenheit unterhielten und schließlich wohl selbst daran glaubten.

Im Jahre 146 v. Chr. mußte der Konsul Mummius auf Befehl der Kapitalistenpartei in Rom das von ihm eingenommene Korinth zerstören. Man erzählt, die Stadt wäre so reich, auch an Kunstwerken aus Metall, gewesen, daß

man die zusammengeschmolzene Masse nachher aes Corinthiacum genannt und anderweitig verwertet habe. Dies ist aber auch eine Fabel, indem der Name schon vorher bekannt gewesen ist. Vergl. Plinius, hist. nat. 34, 2 und Plutarch „Warum die Pythia ihre Orakel nicht mehr in Versen giebt"; Kap. 2.

Auch über die griechischen Dichter, Philosophen und sonstigen Schriftsteller laufen viele Treppenwitze um. Wenn z. B. von Thales von Milet erzählt wird, er hätte eine, nach neueren Untersuchungen im Jahre 585 v. Chr. (nach älteren 610 v. Chr.) stattgehabte Sonnenfinsternis vorhergesagt (Herodot I. 74, Plinius, H. N. II. 12), so muß man dabei nicht an eine auf die Minute und die Orte der Sichtbarkeit genaue Ankündigung denken, wie sie unsere heutigen Kalender geben, indem Thales, wie Herodot deutlich bemerkt, nur das Jahr der Finsternis vorhergesagt, wohl mit einiger Kenntnis des 19jährigen Cyklus, in welchem die Finsternisse der Sonne und des Mondes in einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehren.

Wir übergehen hier mehrere Treppenwitze der griechischen Geschichte, z. B. die vielen Sinnsprüche und Lebensregeln, die bald diesem, bald jenem in den Mund gelegt werden, als da sind: „Erkenne dich selbst", „Nichts zuviel", „Omnia mea mecum porto". Besonders die sieben Weisen sind oft in Hader über diese Aussprüche und sind zugleich selbst die Schöpfung des Treppenwitzes der Weltgeschichte, da man zu ihrer Zeit sie wohl schwerlich unter diesem Gesamtnamen kannte und auch später nicht „sieben Weise", sondern an acht (Pausanias X. 24), zehn oder noch mehr aufzählte. Allgemein anerkannt waren nur vier: Thales, Bias, Pittakos und Solon. Hermippos (ca. 240 v. Chr.) dagegen führt sechszehn Männer auf, aus denen man sich die sieben je nach Neigung zusammengestellt habe. Platon läßt im Protagoras die „sieben Weisen" zusammenkommen und in Gemeinschaft „die schönsten Früchte ihrer Weisheit dem Apollo weihen", jedoch ohne Be-

stimmung von Zeit und Ort; Theophrast geht noch weiter, indem er sich jene Männer als geschlossenen Verein denkt, welcher, wenn man so sagen darf „ästhetische Thees“ veranstaltete. Dem Plutarch endlich wird ein Gastmahl der sieben Weisen, das alle ihre überlieferten Aussprüche anbringt, zugeschrieben; das Schriftchen ist aber wohl nicht echt. Wahrscheinlich aber sind sie überhaupt nie in solcher Weise zusammengekommen, weil es Herodot nicht erwähnt.

Die Geschichte vom goldenen Dreifuß ist gleichfalls eine Fabel. Zunächst war es wohl nicht ein auf dem Herde zu verwendender, denn dergleichen Gerätschäften wird man damals ebenso wenig aus Gold angefertigt haben als heute, sondern eher ein goldener Mischkrug mit drei Füßen. Dieser goldene „Dreifuß“ nun wäre mit einem Netze aus dem Meere aufgefischt worden, worauf sich ein Streit erhoben hätte, wem er gehöre; die Pythia hätte auf Befragen geantwortet: „dem Weisesten!“ Darauf hätte man den Dreifuß dem Thales überreicht; der hätte ihn aus Bescheidenheit nicht annehmen wollen und einem andern der sieben Weisen zugesandt, welcher, von derselben Gesinnung beseelt, ihn abermals weiter gesandt, so daß er zuletzt in die Hände Solons gelangt, der ihn dem Apollon selbst als dem Weisesten geweiht hätte. Herodot und Platon kennen die Erzählung noch nicht; wir finden sie erst bei Diodor (in den Fragmenten) und bei Diogenes von Laërte (Meiners a. a. O. I. S. 129); auch Plutarch erzählt sie im Leben des Solon, Kap. 4.

Über des Thales Zeitgenossen Aesop hat der Mönch Maximus Planudes in Konstantinopel (im 14. Jahrhundert n. Chr.) einen Roman „zusammengewürfelt“, aus dem die meisten von den Fabeldichtern erzählten Anekdoten stammen, „welche kaum der Beachtung wert sind“. Aesop hat keinen Buckel gehabt; Welcker in seinem Aufsatze „Aesop eine Fabel“, Kleine Schriften II. S. 243 hat sogar die Existenz des Aesop ganz geleugnet, obwohl ihn Herodot (II. 134) erwähnt. —

Sappho (als historische Person genannt von Herodot II. 135 und von Strabon, Buch XIII [S. 617]) hat sich nicht vom Leukadischen Felsen ins Meer gestürzt, um ihrer unerwiderten Liebe zum schönen Jünglinge Phaon willen. Diese und ähnliche Verleumdungen sind zum großen Teil erst von den mittleren und neueren attischen Komikern ausgegangen. Es gab ein Drama „Phaon" von Platon, dem Komiker und eine „Sappho" von Amphis; ferner vier Stücke Namens Sappho von Ephippos und Antiphanes, Zeitgenossen des Aristoteles und von Timokles und Diphilos aus der „neueren Komödie". (Vergl. A. W. v. Schlegel, über dramatische Kunst und Litteratur, Teil I. S. 376 und Welcker, Sappho, Göttingen 1816.) — Von Pythagoras, aus Samos gebürtig (geb. 580 v. Chr.), sind durch seine Biographen, die Neuplatoniker Porphyrios († um 305 n. Chr.) und Jamblichos (um 300) so viele Märchen in Umlauf gesetzt, daß es sich nicht der Mühe lohnt, darin aufzuräumen. „Das Fabelhafte und Wunderbare", bemerkt Schwegler in seiner Geschichte der griechischen Philosophie, „überwiegt in des Pythagoras Leben so sehr, daß man daraus sogar Verdacht gegen seine historische Persönlichkeit schöpfen könnte; doch ist diese dadurch sicher gestellt, daß schon Xenophanes und Heraklit, später Herodot seiner Erwähnung thun." Von einer Reise des Pythagoras nach Ägypten scheint jedoch Herodot nichts zu wissen; sie ist überhaupt sehr ungewiß.

Auch läßt sich nicht nachweisen, daß der sogenannte Pythagoreische Lehrsatz von Pythagoras herstammt und daß er nach dieser Entdeckung eine Hekatombe geopfert habe, wie nach Plutarch, Beweis, daß man nach Epikurs Grundsätzen überhaupt nicht vergnügt leben kann, 11 und nach Diogenes Laërtius VIII. 12 der Rechenmeister Apollodotus oder Apollodorus in Versen berichtet hat. Der erste, der es behauptet, ist Vitruv (De architectura IX. praef.),

„schwerlich ein zuverlässiger Zeuge; von da an verbreitete sich diese Angabe all-

gemeiner, aber immer in Verbindung mit jener bekannten Hekatombe, welche Pythagoras vor Freude über die Entdeckung jenes Lehrsatzes dargebracht haben soll — eine Anekdote, welche die Glaubwürdigkeit der ganzen Nachricht stark beeinträchtigt. Denn dies Opfer verträgt sich nicht mit dem strengen Verbote alles blutigen Opfers, welches uns aus den pythagoreischen Ritualgesetzen die Schriftsteller derselben Zeit, ja oft dieselben überliefert haben, die anderswo von der Hekatombe erzählen. Schon Cicero (De natura deorum III. 36) nahm daher an jener Anekdote Anstoß und in der spätesten Tradition der Neupythagoriker (Porphyrios, de vita Pyth. 36) wird das blutige Opfer durch das eines aus Mehl geformten Ochsen ersetzt. Proklus, ein einsichtiger Schriftsteller, drückt sich auffallend unbestimmt so aus: „„Wenn wir die, welche alte Geschichten erzählen wollen, hören, so finden wir, daß sie dieses Theorem auf Pythagoras zurückführen. Auch ihm war, wie hieraus hervorgeht, keine sichere Quelle bekannt.““ (Hankel, Geschichte der Mathematik. Leipzig 1874 p. 97.)

Die Veranlassung zu der Erzählung von der Hekatombe hat vielleicht der uns von Diogenes Laërtius übermittelte Bericht gegeben, Thales, nachdem er den Satz entdeckt, daß der Winkel im Halbkreise immer ein rechter wäre, hätte vor Freude einen Stier geopfert. Die jetzt gewöhnlich zum Beweise des „Pythagoreischen“ Lehrsatzes benutzte Figur rührt erst von Eukleides von Alexandria her.*)

*) Daß mathematische und andere Sätze und Formeln nicht nach ihrem Entdecker benannt werden, hat sich auch in späterer Zeit oft ereignet. Von den bekannten „Möndchen des Hippokrates“ z. B. gehört ihm nur die eine Konstruktion des Mondes über dem Durchmesser; die andere der beiden Monde über den Katheten eines rechtwinkligen Dreiecks hat ihm Montucla in seiner Geschichte der Mathematik irrtümlicherweise zugeschrieben, während er in seiner Geschichte der Kreisquadratur zweite Auflage, S. 266, richtig bemerkt, daß erst neuere Geometer diese Konstruktion gegeben hätten (Bretschneider, die Geometrie ꝛc. vor Euklides, S. 124). Ferner rührt die archimedische Spirale nicht von Archimedes her, sondern von seinem Freunde Konon, die Lamésche (goldene Schnitt-) Reihe nicht von Lamé (1795—1870), sondern von Leonardo Fibonacci aus Pisa (ca. 1180—1250), die Cardanische Formel zur Lösung der Gleichung dritten Grades nicht von Cardano (1501—1576), sondern von Tartaglia (1500—1559; dieser fand die Lösung 12. Februar 1535; näheres s. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, 2. Band, Leipzig 1892); die „Bombellische Lösung“ der Gleichung vierten Grades stammt nicht von Bombelli sondern von Ferrari (Bombelli löste dagegen den „irreducibeln Fall“ der Gleichung dritten Grades), die Auflösung der Pellschen Gleichung nicht von Pell, sondern von Brouncker und Wallis, der Moivresche Lehrsatz (nach Hankel) nicht von Moivre, sondern von Euler, der Maclaurinsche Lehrsatz von Taylor, das „Newtonsche“ Approximationsverfahren zur Auflösung numerischer Gleichungen nicht von Newton, sondern von Viète, die Gaußischen Additions- und Subtraktionslogarithmen, nach dessen eigener Angabe von Lionelli.

Das Gleichungssystem

$$\sin\frac{\alpha}{2}\ \sin\frac{b+c}{2} = \sin\frac{a}{2}\ \cos\frac{\beta-\gamma}{2}$$

mit den zugehörigen Relationen wird gewöhnlich auch unter Gauß' Namen aufge-

Als Erkennungszeichen sollen sich die Pythagoräer des regelmäßigen Sternfünfecks (πένταλφα) bedient haben; trotzdem bleibt es zweifelhaft, ob Pythagoras die zur geometrischen Konstruktion eines solchen erforderliche Kenntnis des goldenen Schnittes besessen (Hankel, a. a. O. S. 95 Note).

Bretschneider, die Geometrie und die Geometer vor Euklides (Leipzig 1870, S. 8) ist jedoch der Ansicht, macht aber seinerseits darauf aufmerksam, daß an Montuclas Angabe (*histoire des mathématiques*, Teil I. S. 117), Pythagoras habe schon gelehrt, unter allen Figuren mit gleichem Umfang habe der Kreis die größte Fläche und unter allen Körpern von gleicher Oberfläche die Kugel den größten Gehalt, kein wahres Wort sei. Montucla beruft sich auf Diogenes Laërtius (Leben des Pythagoras, Kap. 1, 19), wo es aber nur heißt: „unter den körperlichen Gebilden sei das vollkommenste die Kugel, unter den ebenen der Kreis" — d. h. weil jeder Punkt des Umfangs beziehungsweise der Oberfläche gleich weit vom Mittelpunkte entfernt ist. — Bretschneider erwähnt auch (S. 88) den Bericht des Jamblichos (vite Pyth. Kap. 18), daß Hippasos, der den fünften regelmäßigen Körper, das Zwölfflach — von zwölf regelmäßigen Fünfecken begrenzt —, erkannt hatte, im Meere ertrunken sei, weil er die Entdeckung nicht, wie es bei den Pythagoräern üblich, „ihm" — dem Meister —, sondern sich selbst zugeschrieben. — Auch ob Pythagoras schon von der „Harmonie der Sphären" geredet, ist ungewiß; spätere

führt, obwohl diese Gleichungen zuerst von Delambre 1807 veröffentlicht wurden (von Mollweide 1808, von Gauß 1809). Ähnlich liegen die Dinge bei der Pothenotschen Aufgabe; sie wurde von Snellius 1614, von Pothenot 1692, von Lambert 1765 bearbeitet (Fink, Kurzer Abriß einer Geschichte der Elementar-Mathematik; Tübingen 1880 S. 233); das Mariottesche Gesetz verdanken wir dem Boyle. Ebenso stammen — man verzeihe die Zusammenstellung — der ambrosianische Lobgesang (Te deum laudamus) nicht von Ambrosius (der ihn mit dem heiligen Augustin zusammen verfaßt haben soll); der kartesianische Taucher, das bekannte Spielzeug, nicht von Descartes, sondern von Magiotti de Montevarchi; (vergl. Heller, Geschichte der Physik; Stuttgart 1884, II. S. 62), die Zambonische Säule nicht von Zamboni (1776—1846) sondern von de Luc, — die Makart-Sträuße nicht von Makart, sondern von Frau Herbeck in Wien, der Gemahlin eines seiner Freunde.

aber spitzen diese Erzählung dahin zu, daß er allein unter allen Sterblichen die Harmonie der Sphären gehört habe. Einer ähnlichen Übertragung aus seiner Lehre von der Seelenwanderung in sein Leben verdankt vielleicht der Bericht seine Entstehung, er hätte sich seiner früheren Lebensläufe erinnern können. Vergl. hierüber sowie über die Unwahrscheinlichkeit seiner Reise nach Ägypten: Zeller, Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts, 2. Aufl. [Leipzig 1875, S. 33, „Pythagoras und die Pythagorassage“.

Von Pythagoras erzählt ferner Cicero in den Tusculanen V. 3 und dann Diogenes Laërtius zweimal, in der Einleitung zu seinem Werke und in dem Abschnitt über Pythagoras, er hätte, als ihn Leon, der Tyrann von Phlius gefragt hätte, ob er ein Weiser (σοφός) wäre, geantwortet, „nein, aber ein Freund der Weisheit (φιλόσοφος), denn weise sei nur die Gottheit.“ Diogenes beruft sich in betreff dieser Anekdote auf den Heraklides von Pontos und fügt noch hinzu, dies sei der Ursprung des Ausdruckes Philosophie.

„Ob die Erzählung historische Wahrheit hat, ist ungewiß; schon Meiners (Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, Band I. S. 119) und Haym (Allgem. Encykl. der Wiss. u. Künste, h. v. Ersch u. Gruber III. 24, Leipzig 1848 S. 3), sowie Zeller (Philos. der Griechen, 2. Aufl. Band I. 1856 S. 1) und andere haben daran gezweifelt; wahrscheinlich ist sie nur eine von Heraklides ausgegangene Übertragung eines sokratisch-platonischen Gedankens auf Pythagoras (vielleicht als poetische Fiktion, welche Spätere für historisch nahmen). Zu dem ungebrochenen Vertrauen des Pythagorismus auf die Kraft wissenschaftlicher Forschung und zu der ungetrennten Einheit seiner theoretischen und praktischen Tendenz stimmt nicht wohl die sokratische Bescheidenheit des Verzichts auf die Weisheit ꝛc.“ Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums; sechste Auflage 1880, S. 2.

Meiners macht an der erwähnten Stelle darauf aufmerksam, daß der Ausdruck in keinem Fragment der ältesten philosophischen Dichter vorkommt, auch nicht in den Bruchstücken des Heraklit und Demokrit, auch nicht bei Herodot. Letzterer hätte nur einmal den Ausdruck φιλοσοφεῖν (I. 30), während I. 50 φιλοσοφία auf die Kenntnis der Gestirne bezogen wird. Der Ausdruck „Philosoph“ findet sich vielmehr erst bei den Schülern des Sokrates, so bei Platon im Phaidros,

samt der Ansicht, die Herakleides von Pontos den Pythagoras in den Mund gelegt haben soll. Doch schwankt die Bedeutung des Wortes bei Platon; Isokrates braucht es abweichend von der heutigen Bedeutung und erst Xenokrates umgrenzte den Begriff mit genügender Schärfe; (Sextus Empiricus; adversus Mathematicos VII. 6).

Sehr verwirrt sind die Berichte darüber, was Pythagoras über die Bohnen gelehrt habe; die meisten sagen, er hätte verboten sie zu essen z. B. Diogenes von Laërte VIII 34 auf die Autorität des Aristoteles hin, wo die betreffende Stelle jedoch nicht aufzufinden ist und Jamblichos, auf die Autorität des Hermippos. Ferner Lukian „Über den Verkauf der philos. Sekten". Diesen widerspricht jedoch Gellius in seinen Noctes Atticae IV. Kap. 11 auf die Autorität des Aristoxenos hin, eines Schülers des Pythagoras; Gellius citiert die Stelle des Dichters Kallimachos, nach welcher Pythagoras die Bohnen besonders empfohlen hat. Die irrige Ansicht, bemerkt Gellius, ist vielleicht aus einem von ihm angeführten, mißverstandenen Verse des Empedokles entstanden. (Vergl. Meiners, a. a. O. I. S. 431 f.). Was danach von der Nachricht des Diogenes von Laërte VIII 19 zu halten ist, Pythagoras sei getötet worden, weil er auf der Flucht verschmäht habe zu seiner Rettung durch ein Bohnenfeld zu laufen, mag dahingestellt bleiben, zumal Diogenes uns noch mehrere andere, jedoch glaubhaftere Lesarten über den Tod des Pythagoras mitteilt. In Ägypten, woher Pythagoras seine Weisheit hatte, galt die Bohne für unrein (Herodot II. 37). — Auch das αὐτὸς ἔφα, ipse dixit, — er hat's gesagt, — ist zweifelhaft. Cicero berichtet davon (De natura deorum 1, 5); und der Scholiast zu Vers 196 der Wolken des Aristophanes erwähnt es. Diogenes Laërtius jedoch (VIII. 46), der gewöhnlich am Schlusse seiner Lebensbeschreibungen eine Übersicht über die „Gleichnamigen" giebt, bemerkt, die Redensart stamme von einem Pythagoras von Zakynthos. Andere haben andere Erklärungen der berühmten Phrase versucht.

„Eine jede dieser Vermuthungen ist gedenkbarer, als die Sage, daß Pythagoras seinen Schülern Meinungen ohne Beweise aufgedrungen, und eine löbliche Wißbegierde durch einen unvernünftigen Machtspruch unterdrückt haben sollte.“

Ein Unsinn ist es, daß die Schüler des Pythagoras sich hätten zwei, drei oder wohl gar fünf Jahre lang im Schweigen üben müssen (Seneca, Epistel 52; Aulus Gellius, noctes atticai, I. 9. Kap.; Plutarch von der Neugierde 9; Diog. L. VIII 10; Lukian, Verkauf der philosophischen Sekten), während er wohl nichts weiter gefordert als die Enthaltung von unnützem Geschwätz. — Gleichfalls erdichtet ist die Erzählung von der Gütergemeinschaft bei den Pythagoräern (Diog. L. VIII. 10). „Dies beweisen die Erzählungen des Aristoxenos bei Jamblichos“. Sie erklärt sich wohl daraus, daß die Pythagoräer zusammenhielten, wie heutzutage die Freimaurer, so daß es gewissermaßen „unter Kameraden ganz egal war“, wem etwas gehörte. Natürlich ist es ebenso erfunden, daß sie jedem wegen Unwürdigkeit ausgestoßenen Mitgliede doppelt soviel herauszahlten, als es eingebracht. Das würde doch Spekulanten angelockt haben. Es ist offenbar ebenso erfunden, daß Pythagoras in Samos selbst (nach Jamblichos) nur einen Zuhörer für seine Vorträge (oder wie man es nennen will) über Mathematik gefunden habe, den er noch dazu für die Geduld ihn anzuhören, habe bezahlen müssen.

Von Anakreon aus Teos in Jonien (559—474), dem Dichter des Weines und der Liebe, wird erzählt, er sei an einer Weinbeere erstickt (Plinius, Historia naturalis, Buch 7, Kap. 7). Die Anekdote gehört zur Kategorie der Konsequenzmacherei.

Um die Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.; vergl. S. 72) später noch mehr zu verherrlichen, erzählten die Athener von ihren drei großen Tragödiendichtern hätte Aischylos in der Schlacht mitgekämpft, Sophokles wäre Reigenführer bei dem Siegesfeste gewesen und Euripides an dem Tage der Schlacht auf der Insel Salamis geboren worden. Das letzte dürfte doch etwas zu viel des Guten sein. Auch wollen wir gleich

der wunderlichen Todesarten gedenken, die man diesen dreien später angedichtet hat: dem Aischylos habe ein Adler hoch aus der Luft eine Schildkröte auf die weiße Glatze fallen lassen, die er aus der Höhe für einen Stein angesehen, an welchem er die Schildkröte zerschlagen wollte; Sophokles sei (wie Anakreon) an einer Weinbeere erstickt, die ihm sein Schauspieler Kallippides geschickt hätte; nach andern hätte er sich beim Vorlesen einer sehr langen Periode in seiner „Antigone", die gar keine Interpunktion zuließ, zu Tode gelesen — ein sehr mäßiger Witz —; den Euripides endlich hätten in Makedonien Jagdhunde (oder Weiber) zerrissen. — Was den Aischylos betrifft, so läßt sich die Entstehung der Sage nachweisen. Welcker, alte Denkmäler, Teil II, Göttingen 1850, in einem Aufsatz: „über die Todesart des Aischylos", hatte bereits auf das unwahrscheinliche und märchenhafte in der Erzählung aufmerksam gemacht; aber obwohl er das Kunstwerk in einer Abbildung giebt, hat er doch noch nicht die Entstehung der Erzählung aus demselben erkannt; dieselbe findet sich erst bei Göttling, de morte fabulosa Aischyli, Jena 1854. (Wir erinnern daran, daß χέλους sowohl Schildkröte als Leier bedeutet, indem die Leier ursprünglich eine mit Saiten bespannte Schildkrötenschale gewesen war.)

„Im Stoschischen Kabinet zu Berlin befindet sich ein Karneol, wo Aischylos unbekleidet auf einem Stein sitzt, aus einer Schale trinkend; über ihm schwebt der Adler, der eine Schildkröte, mit der Schale unterwärts in den Fängen hält. Möglich, daß eine Statue des Aischylos zu Athen dasselbe Symbol des Adlers zeigte. Denn ein Symbol ist es; es ist die Apotheose des großen Tragikers. Der Adler trägt die Schildkröte, d. h. die Leier zum Himmel empor, während der Greis aus der Schale die Unsterblichkeit trinkt. Nicht eine vorhandene Geschichte ist im Kunstwerk abgebildet, sondern aus dem mißverstandenen Kunstwerk hat eine spätere Zeit ein Märchen abgeleitet". (Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte S. 166.)

Betreffs des Sophokles erwähnen wir noch, daß auch die Erzählung, er hätte sich mit seinem Sohne Iophon verfeindet, nnd dieser hätte beantragt, den Vater wegen Geistesschwäche unter Kuratel zu stellen, höchstwahrscheinlich unhistorisch ist. Sophokles soll die Richter durch Vorlesen von

Versen aus seinem Oidipos auf Kolonos davon überzeugt haben, daß er noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte sei. Die Nachrichten über dieses alles bei Cicero, Cato major oder de senectute 7, 22, bei Plutarch: „Ob ein Greis Staatsgeschäfte treiben soll“, Kap. 3, und bei Apulejus, apol. 37 und anderen stimmen nicht mit einander überein und widersprechen dem Aristophanes, Frösche 76 und Valerius Maximus 8, 7, die nichts von einer Feindschaft zwischen dem Dichter und seinem Sohne Jophon wissen; vielleicht ist dieselbe nur erfunden worden um die theatralische Scene vor Gericht zu beweggründen. (Zu vergl. F. G. Welcker; die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyclus geordnet; Bonn 1839, S. 254—268 und Schneidewins Ausgabe des Sophokles; Ajax, ed Nauck. Einl. 13 f.)

Vom Empedokles, 490—430, dem es nicht viel besser ergangen als dem Pythagoras, erzählt Diogenes Laërtius VIII. 69, obwohl er es selbst schon bestreitet, auf die Autorität eines Hippobot, daß er, um die Leute in der Meinung zu bestärken, er sei ein Wesen höherer Art gewesen, sich in den Aetna gestürzt, daß der Berg aber einen der kupfernen Schuhe des Philosophen wieder herausgeworfen hätte. Dafür erscheint er dann in Lukians Totengesprächen mit versengten Haaren und nur einem Schuh. Gerade diese Anekdote von dem seltsamen, unhistorischen Selbstmord ist wohl das einzige, was die meisten von ihm wissen; daß er schon die Darwinsche Lehre von dem „Überleben des Passendsten“ geahnt und dadurch die scheinbare Zweckmäßigkeit in der Natur erklärt hat, daß er behauptet, das Licht brauche eine gewisse Zeit um von der Sonne zur Erde zu gelangen, was Aristoteles bestritt (Vergl. de anima II. 7; de sensu, Kap. 6) und erst der dänische Astronom Olaus Römer 1675 aus seinen Beobachtungen der Verfinsterungen der Jupiterstrabanten darthat, daß er schon die Geschlechtlichkeit der Pflanzen erkannt hatte, die Aristoteles gleichfalls leugnet (de

generatione animalium I. Kap. 23), ist den wenigsten bekannt. — Aus dem Leben des Arztes Hippokrates aus Kos (geb. 460) wissen wir wenig Sicheres; auch über die Echtheit der meisten ihm zugeschriebenen Schriften „sind die Gelehrten noch nicht einig“. Als bekannten, in Bildern oft dargestellten Treppenwitz mag die Geschichte erwähnt werden, wie er die Annahme der Geschenke des Königs Artaxerxes verweigert. (Fournier, *E. d. l'H.* S. 6. Vergl. Goell, das gelehrte Altertum S. 66 f., wo auch das 1816 von Girodet der medizinischen Fakultät gewidmete Gemälde wiedergegeben ist.) Die den Hippokrates einladenden Briefe des Königs von Persien sind höchstwahrscheinlich gefälscht und die ganze Berufung nach Persien wohl unhistorisch, aber wie gemacht zum Erwähnen und Malen. — Viel ist auch über Sokrates gefabelt worden. So darf man nicht glauben, daß auch der gutmütigste Sophist sich so hätte von ihm ad absurdum führen lassen, wie es in den platonischen Dialogen geschieht.

„Die Weisheit des Sokrates ist ein philosophischer Glaubensartikel. Daß der platonische Sokrates eine ideale, also poetische Person sei, die platonische Gedanken ausspricht, liegt am Tage; am xenophontischen hingegen ist nicht gerade viel Weisheit zu finden“. (Schopenhauer, Parerga I. S. 44.)

Im „Gastmahl“ läßt Platon den Alkibiades erzählen, daß Sokrates im Nachdenken über etwas, das ihm eingefallen, 24 Stunden starr und steif wie eine Bildsäule dagestanden habe. Die Sache ist wohl physiologisch unmöglich. — Das „letzte Wort“ des platonischen Sokrates im Phaidon: „O Kriton, dem Asklepios schulden wir einen Hahn; gebt ihn und vergesset es nicht“, kann der wirkliche Sokrates nicht gesagt haben. Von schweren Krankheiten Genesene pflegten dem Asklepios einen Hahn zu opfern. Der wirkliche Sokrates hat das Leben nicht als eine Krankheit angesehen. — Auch daß die Athener später die Hinrichtung des Sokrates bereut und seine Ankläger ohne förmlichen Prozeß getötet (Diodor XIV. 37; Plutarch, über den Neid c. 6.; Diogenes Laërtius II. 43 und VI. 9) oder gar ihm ein ehernes Standbild errichtet hätten,

sowie, daß der hauptsächlichste der Ankläger, Anytos, im pontischen Herakleia gesteinigt worden sei (Diogenes Laërtius, Leben des Sokrates), ist nicht wahrscheinlich, wird erst von späteren Schriftstellern berichtet und gehört wohl auch zu den die „poetische Gerechtigkeit" berücksichtigenden Treppenwitzen der Weltgeschichte. Die Phantasie der Nachwelt hatte bei Sokrates um so freieren Spielraum, als er nichts geschrieben hat — eine Eigentümlichkeit, die uns bei Personen, welche auf ihre Umgebung eine gewaltige Wirkung ausübten, öfter begegnet, so bei Pythagoras, Buddha, Jesus. In dem Zauber der Wirkung ihrer Persönlichkeit, in ihrem „göttlichen Wort" erschöpfte sich ihre geistige Kraft, die uns erst in der Brechung und Spiegelung der Anhängerschaft zugänglich wird, — zerstreut, verworren und in verschiedenen Farben.

John Hunter, der berühmte Anatom, verglich das Niederschreiben der Gedanken mit der Inventuraufnahme eines Kaufmanns. *Jene aber waren zu reich, als daß sie sich zu solch einer doch immer etwas lästigen Handlung bequemt hätten.* Auch ist es natürlich, daß die Phantasie der Nachwelt gerade solche Persönlichkeiten, die man, wie die Sonne, nicht direkt anschauen kann, gern zu göttlichen Gestalten zu erheben sucht, weil es ihr bei ihnen, eben der Unkenntnis wegen, leicht wird denselben alles ihrem Ideal gemäß zu geben und auch zu nehmen.

Es giebt noch eine negative Ursache für die Mythenbildung betreffs gewaltiger Personen, außer der positiven, daß sie die Phantasie anregen; nämlich der Umstand, daß ihre Thätigkeit meistens wesentlich eine zerstörende ist, ein Aufräumen von Übelständen, die unerträglich geworden durch ihre Dauer und ihre Zahl, — von denen sie die stöhnende Menschheit „erlösen".

„Epochemachende Geister sind oft weniger durch das wichtig für die Welt, was sie sich selbst als Aufgabe ihres Lebens setzen, als dadurch, daß sie den Bann der gewohnten Auffassungen sprengen und damit neuen Entwickelungen kommender Ge-

schlechter Luft schaffen." (Hausrath; Neutestamentliche Zeitgeschichte, Heidelberg 1772; Teil II S. 33).

Bei allen neuen Religionen ist das Erobernde nicht was sie lehren, sondern was sie verneinen (*ecclesia militans*). Aus diesem Grunde wird fast jede ohne irgend eine Ausnahme schal, sobald das von ihr Verneinte vernichtet ist und sie führt von da an nur noch ein falsches, gespensterhaftes Leben. Darum, weil sie zerstören, jauchzen dem gewaltigen Menschen ganze Völker und Erdteile zu, eine Anerkennung, die dem notwendigerweise langsam arbeitenden, — Schaffenden, niemals oder erst bei seinem Verscheiden wie ein flüchtiges Alpenglühn zuteil wird.... Wenn aber die Erlösung gelingt, und noch mehr, wenn auch schon der Schutt der zerstörten Zwingburgen allmählich weggeräumt worden, können sich die folgenden Geschlechter bald des unerträglichen Zustandes nicht mehr recht erinnern; die Bedeutung des Erlösers klingt durch Überlieferung noch in hörbarer Weise nach, aber sichtbare Folgen seiner Thaten sind für sie eigentlich nicht mehr vorhanden; diese zerstörenden Thaten verblassen bis zur Undarstellbarkeit und um nun doch etwas erzählen zu können, erfinden die folgenden Geschlechter schaffende Thaten, womöglich mit Anknüpfung an irgend etwas vorhandenes.

Hierher gehören dann auch die zum Teil drolligen Anekdoten über das häusliche Leben des Sokrates, zumal über seine Frau, die typisch gewordene Xanthippe. Eine Ehrenrettung derselben hat Zeller versucht in seinen „Vorträgen und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts", Leipzig, 2. Auflage, 1875 S. 56, wo er ganz richtig bemerkt, daß die hauptsächlichste Ursache ihres bösen Rufes der erste Buchstabe ihres Namens sei, durch dessen Schuld sie in alle Fibeln kam:

Xanthippe war ein böses Weib,
der **Z**ank war ihr ein Zeitvertreib.

Zeller erwähnt auch einer Rechtfertigung, die schon 1715

Heumann im ersten Bande der Acta philosophorum versucht hat. Viele der von Diogenes Laërtius und Aelian über sie berichtete Anekdoten machen ganz den Eindruck, als wären sie nur als Folien erfunden, damit der Gleichmut des Sokrates sich um so besser von ihnen abhebe.

Auch die Berichte über die gegenseitigen Lebensrettungen des Sokrates und seiner Schüler sind verworren, so läßt Platon im „Gastmahl" den Alkibiades erzählen, daß Sokrates ihn bei Poteidaia gerettet habe. — Ferner soll Sokrates den Xenophon bei Delion aufgefangen haben, als dieser von seinem Pferde stürzte. (Diogenes Laërtius, Sokrates 22, etwas abweichend bei Strabon, Buch 9.) — Plutarch sagt im Alkibiades 7, bei Poteidaia hätte Sokrates dem Alkibiades und bei Delion Alkibiades dem Sokrates das Leben gerettet und im „Daimonion des Sokrates", 11, Sokrates hätte sich mit Alkibiades und Laches glücklich nach Athen geflüchtet.

Über Eukleides von Megara, den Schüler des Sokrates, giebt es eine hübsche Erzählung, daß er zu der Zeit, als die Athener den Megarern bei Todesstrafe das Betreten ihrer Stadt untersagt hatten, um des Umgangs mit Sokrates willen oft gewagt habe, in der Abenddämmerung und in Weiberkleidern nach Athen zu kommen, des Morgens wieder die 20 000 Schritte nach Hause schleichend. Wir finden die Nachricht aber erst bei dem fast sechshundert Jahre später lebenden Aulus Gellius (Noctes Atticae VII. [VI] 10). Als Autorität nennt Gellius den Taurus, „einen zu seiner (des Gellius) Zeit noch ganz berühmten platonischen Weltweisen", welcher an die Erzählung als Nutzanwendung die Bemerkung geknüpft habe, daß zu seiner Zeit die Philosophen selbst, um zu lehren, in die Häuser der reichen, jungen Leute liefen und fast bis Mittag harrten, bis ihre Schüler den gestrigen Weinrausch ausgeschlafen. Wenn nur Taurus nicht um des Kontrastes willen die nächtlichen Ausflüge des Eukleides erfunden hat!

Was **Platon** betrifft, so sind diejenigen Biographien, welche für uns die wertvollsten gewesen wären, z. B. die von seinem Neffen und Nachfolger Speusippos verfaßte, verloren gegangen.

„Eine Kritik der überlieferten Angaben über Platons Leben, wonach dieselben als fast durchaus unhistorisch oder mindestens als fast durchaus unzuverlässig erscheinen, giebt **Heinrich von Stein**, „Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus", Teil II, Gött. 1864, in dem Abschnitt (§ 17): Der biographische Mythus und die litterarische Tradition, S. 158—197; hieran knüpft, noch weiter gehend, **Schaarschmidt** an in seiner Schrift: Die Sammlung der platonischen Schriften, zur Scheidung der echten von den unechten untersucht". Bonn 1866, S. 61 ff. A. E. **Chaignet**, *la vie et les écrits de Platon*, Paris 1871. Die zu scharfe (?) Kritik v. Steins und Schaarschmidts sucht K. **Steinhardt** in „Platons Leben", Leipzig 1873, auf das richtige Maß zurückzuführen .... Auf Grund der verschiedenen auf uns gekommenen Nachrichten und Sagen hat E. **Welper**, „Platon und seine Zeit, hist.-biogr. Lebensbild", Kassel 1866, einen Roman geliefert, dessen Vergleichung mit der Überlieferung zur deutlichen Einsicht in die Art, wie Gegebenes durch fortwuchernde Dichtung erweitert zu werden pflegt und demgemäß auch zur richtigen Würdigung eines Teiles der Überlieferung selbst förderlich sein kann." (Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums; 6. Auflage, bearbeitet von Max Heinze, Berlin 1880, S. 121.)

Diese Mangelhaftigkeit der Berichte über Platon hat einen tieferen Grund; wie **Emerson** bemerkt (*Representative men*; *Plato*):

„*Great geniuses have the shortest biographies.* **Their cousins can tell you nothing about them.** *They lived in their writings, and so their house and street life was trivial and common-place.*"

Man **möchte** aber doch gern etwas interessantes berichten und darum erfindet man es. Wenn wir im folgenden einige der bekannten Anekdoten 2c. über Platon nach Steinhardt als unhistorisch aufführen, glauben wir gegen den Vorwurf einer zu strengen Kritik gesichert zu sein. — Unecht sind danach zunächst die noch erhaltenen **dreizehn Briefe**; keiner derselben ist ohne eine bestimmte **Tendenz** verfaßt; mit Ausnahme des ersten, der irrtümlich in die Sammlung gekommen ist, haben fast alle die Form von Selbstapologieen des Philosophen gegen Vorwürfe, die ihm von Zeitgenossen gemacht wurden. — Seltsam berührt es uns sodann, wenn Plutarch *Συμποσιακά*, 8. c. 2. und Diogenes Laërtius 3. 2. einer Sage erwähnen, wonach die Geburt Platons unter ähnlichen Umständen erfolgt sei, wie diejenigen, welche der erste und der dritte Evangelist über

die Geburt des Erlösers berichten; Apulejus und Olympiodoros, dieser in seinem Leben Platons nennen den Apollon gradezu den Vater des Kindes. Sein Geburtstag soll der siebente Tag des Monats Thargelion gewesen sein, sowie der sechste derjenige des Sokrates. Jener Tag war aber in Athen dem Apollon geweiht, dieser der Artemis und beide Geburtstage sind erst später auf diese Daten übertragen worden, um Platon gewissermaßen zum Sohne des Gottes zu machen. Ob seine königliche Abstammung (von Kodros nach Thrasyllos) besser beglaubigt ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Daß er auch an seinem Geburtstage gestorben sei, weiß erst Seneca (ep. 58, 33). Als junges Kind soll Platon sodann von seinen Eltern, als sie dem Pan, den Nymphen und dem Apollon ein Opfer bringen wollten, auf dem Hymettos niedergelegt sein, worauf Bienen heranflogen und ihm den Mund mit Honig anfüllten, als ein Vorzeichen der Süßigkeit seiner Rede (Olympiodor); dies wird aber ganz ähnlich schon von Pindar auf dem Berge Helikon berichtet (Pausanias 9, 23 und früher schon von andern). — Sodann soll Platon noch kurz vor seinem Tode erklärt haben, er danke den Göttern für vier Dinge, daß er als Mensch, nicht als Tier, als Mann, nicht als Weib, als Grieche, nicht als Barbar, endlich als Bürger Athens zur Zeit des Sokrates geboren sei. So berichtet es Lactantius, Divinarum institutionum libri VII. 3, 17 und ähnlich Plutarch im Leben des Marius, Kap. 46, nur daß er das Weib ausläßt. Doch wird ein ähnliches Wort bereits dem Thales zugeschrieben (Diogenes Laërtius I. 1, 7); „es war also eine jener nicht übel ersonnenen Wanderanekdoten, die von einem bedeutenden Manne immer auf den andern übergehen". — Ferner wird Platon ein Distichon auf einen schönen, früh gestorbenen Jüngling Aster zugeschrieben, der seinem Namen (der Stern) und der doppelten Gedankenverbindung gemäß mit Leidenschaft Astronomie getrieben hatte:

Ἀστέρας εἰσαθρεῖς, ἀστὴρ ἐμός· εἴθε γενοίμην
Οὐρανὸς ὡς πολλοῖς ὄμασιν εἰς σε βλέπω.
„Auf zu den Sternen blickst Du so gern; o wär' ich der Himmel,
Tausendäugig auf Dich, blickt' ich, mein Aster, herab."

Wird oft citiert. Es ist jedoch durchaus unwahrscheinlich, „daß von Platons dichterischen Jugendspielen noch etwas auf uns gekommen sei" und daß der schöne Aster überhaupt jemals gelebt hat.

Aus der schon erwähnten Neigung, den Platon mit dem Apollonmythus in Verbindung zu setzen, stammt auch die Erzählung, Sokrates hätte in der Nacht, ehe Platon zu ihm kam, geträumt, ein junger, noch nicht flügge gewordener Schwan habe sich auf seinem Schoße niedergelassen, aber bald seien ihm die Flügel gewachsen und er sei mit einem alle Hörer bezaubernden Gesang davongeflogen. Als nun Tags darauf ihm Platon zugeführt wurde, habe er sofort, als er ihn erblickt, ausgerufen, dies eben sei jener Schwan (Diogenes Laërtius, im Leben Platons und andere).

Zwischen Platon und Xenophon, — der attischen Muse oder Biene, die jedoch etwas langweilig war, — hat man eine feindselige Stimmung voraussetzen zu müssen geglaubt, weil Platon den Xenophon niemals, dieser jenen nur einmal (Denkwürdigkeiten 3, 6, 1), allerdings ohne alle Gehässigkeit erwähnt; — ferner weil beide, jedoch in verschiedenem Sinne, eine Apologie des Sokrates geschrieben, beide ein Gastmahl, in welchem Sokrates die Hauptrolle spielt, jedoch mit ganz entgegengesetzter Tendenz; beide hätten auch durchaus verschiedene Staatsideale entworfen. Es hätte Xenophon seine Kyropädie dem „Staat" des Platon gegenübergestellt und dieser wieder mit seinen „Gesetzen" geantwortet. (Gellius, Noctes Atticae 14, Kap. 3.) Diesen Klatsch hat schon Boeckh widerlegt (de simultate quam Plato cum Xenophonte exercuisse fertur, Berlin 1811). Denn Xenophons „Apologie" ist ein unechtes, ungeschickterweise aus den Denkwürdigkeiten zusammengestoppeltes Machwerk, wie zuerst (1776) Valckenaer

vermutete; auch die Echtheit des xenophontischen Gastmahls ist keineswegs zweifellos; ferner ist es chronologisch unmöglich, daß die Kyropädie nach dem „Staat“ verfaßt sei. —

Xenophon neigte, was wir ihm nicht verdenken wollen, wie Platon, auch zu spartanischen Einrichtungen hin, weil man eben niemals das schätzt, was man hat und schickte — deshalb aus Athen verbannt — seine Söhne zu den athenischen Truppen, als die Athener den Spartanern gegen Theben zu Hülfe gezogen waren. Als man ihm nun — erzählt Diogenes von Laërte (II. 55) — als er gerade opferte, die Nachricht vom Tode seines Sohnes Gryllos überbrachte, hätte er den Kranz abgenommen, aber gleich wieder aufgesetzt, als er erfahren, Gryllos wäre als Held gefallen; auch soll er bemerkt haben: „ich wußte, daß ich einen Sterblichen gezeugt“ — eine Wander-Anekdote, die auch bei Perikles hängen geblieben ist.

Über Platons Verhältnis zu Diogenes von Sinope, dem Kyniker, giebt es auch einige „abgedroschene Anekdoten“. Diogenes soll mit schmutzigen Füßen in Platons Wohnung kommend ausgerufen haben: „ich trete auf die stolzen Teppiche des Platon“ und dieser darauf erwidert: „ja, aber mit größerem Stolz“. — Das Geschichtchen von dem gerupften Hahn (noch heute in England sehr beliebt), welchen Diogenes in Athen auf den Markt gebracht haben und den Menschen Platons genannt haben soll, um dessen Definition des Menschen als eines „zweifüßigen Tiers ohne Federn“ lächerlich zu machen, ist weiter nichts als ein schaler Witz, den man vielleicht schon früh über die „zoologischen Definitionen im ‚Politikos‘ gemacht hat“. Ebenso wenig verbürgt ist die Anekdote des Diogenes Laërtius, daß Sokrates, als Platon ihm den Lysis vorgelesen, ausgerufen habe: „Beim Herakles, wieviel doch dichtet dieser Jüngling mir an!“

Gleichfalls unhistorisch dürfte die Erzählung sein, daß Platon das delische Problem gelöst habe oder wenigstens

die Veranlassung dazu gegeben. Plutarch (über das Daimonion des Sokrates, Kap. 7) berichtet: auf der Rückreise von Ägypten seien dem Platon in der Gegend von Karien eine Anzahl Delier begegnet,

„welche ihn baten, da er Geometrie verstehe, er möchte ihnen einen seltsamen Orakelspruch auslegen, den ihnen der Gott aufgegeben habe. Derselbe lautete nämlich, die Delier wie die übrigen Hellenen würden von den dermaligen Übeln befreit werden, wenn sie den Altar in Delos verdoppelten."

Hierbei nun hätten sie sich sehr ungeschickt benommen, zuerst z. B. einen Altar mit doppelt so großen Seiten gebaut, ohne zu bedenken, daß er dadurch $2 \times 2 \times 2$ = achtmal so groß als früher wurde; in ihrer Not hätten sie nun Hülfe bei Platon gesucht; dieser hätte ihnen ihre Vernachlässigung der Geometrie verwiesen und sie belehrt, daß man zur Verdoppelung des Würfels zu zwei gegebenen Linien zwei mittlere Proportionale finden müsse (welchen Satz auch Eukleides in seinem achten Buch dem Platon zuschreibt). Doch hätte der Gott seine Antwort nicht wörtlich verstanden wissen, sondern sie von ihren Leidenschaften ab zur Beschäftigung mit der Wissenschaft und einem bessern Lebenswandel rufen wollen u. s. w. — Eutokios in seinem Kommentar zu des Archimedes Schrift über Kugel und Cylinder, beschreibt auch das Instrument, welches Platon zur Konstruktion dieser zwei Linien erfunden haben soll; es ist abgebildet bei Bretschneider, die Geometrie und die Geometer vor Eukleides, Leipzig 1870, Figur 12.

Nach den Kommentaren des Proklos zum Eukleides (von Alexandria) war es jedoch schon Hippokrates von Chios (ca. 440 v. Chr., nicht zu verwechseln mit dem berühmten Arzte desselben Namens von Kos), der das Problem der Verdoppelung des Würfels auf dasjenige zurückführte, zu zwei gegebenen geraden Linien zwei mittlere Proportionale zu finden, also:

$$a : x = x : y = y : b$$

Wird hierin $b = 2a$ gesetzt, so ist x die Seite des

Würfels, welcher doppelt so groß ist, als der Würfel mit der Seite a; denn es verhält sich, a = 1 gesetzt

$$1 : 2^{\frac{1}{3}} = 2^{\frac{1}{3}} : 2^{\frac{2}{3}} = 2^{\frac{2}{3}} : 2$$

Außerdem ist dies nur eine Verschiebung, nicht eine Lösung des Problems. Zwei solche Lösungen lieferte vielmehr erst Menaechmos, ein Schüler Platons, und zwar vermittelst zweier Parabeln und vermittelst einer Parabel und einer Hyperbel; andere gaben dann später noch andere Lösungen. Eratosthenes endlich (276—195 v. Chr.) erfand ein Instrument, das Mesolabion, zur Konstruktion der beiden mittleren Proportionalen. Es besteht aus drei kongruenten, verschiebbaren Rechtecken und ist abgebildet bei Suter, Geschichte der Mathematik, Figur 5.

Die Nachricht betreffs der Inschrift über der Tür der Akademie *μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω μοῦ τὴν στέγην* (laß keinen der Geometrie Unkundigen hier eintreten) findet sich erst bei Johannes Philoponus in seinem Kommentar zu des Aristoteles Schrift de anima, wo es heißt: *Πυθαγόραιος δὲ ὁ Πλατων οὗ καὶ πρὸ τῆς διατρίβης ἐπεγέγραπτο· ἀγεωμέτρητος μηδεὶς εἰσίτω* (Ein Pythagoräer aber ist Platon, vor dessen Schule angeschrieben stand, kein der Geometrie Unkundiger möge hier eintreten). Daher stammt wohl auch die Behauptung, daß der Spruch pythagorisch sei, was keinen rechten Sinn hat. Auch kommt das Wort *ἀγεωμέτρητος* erst bei Aristoteles vor. Sodann findet sich der Spruch bei Tzetzes Chiliaden, VIII. Vers 972—975.

Πρὸ τῶν προθυρῶν αὑτοῦ γράψας ὑπῆρχε Πλάτων·
μηδείς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω μου τὴν στέγην,
τουτέστιν, ἄδικος μηδεὶς παρεις ερχέσθω τῇδε·
ἰσότης γὰρ καὶ δίκαιόν ἐστι γεωμετρία.

Vor seine eigene Tür hatte Platon geschrieben: Niemand, der nicht Geometrie getrieben hat, soll unter mein Dach treten, d. h. kein Ungerechter soll hier eintreten, denn Gerechtigkeit und Billigkeit (Gleichmäßigkeit) bedeutet die Geometrie.

Vielleicht hat Tzetzes den Spruch bei Philoponos aufgelesen; er kann aber auch andere Quellen gehabt haben, die uns nicht mehr zu Gebote stehen, da er sehr belesen war. Seine Erklärung des Spruches ist unrichtig. Daß man vor der Dialektik Geometrie treiben solle, ist eine im „Staat" und in den „Gesetzen" von Platon aufgestellte Lehre, aus der dann jene Überschrift über der „Schule" gemacht worden ist. (Vergl. Rothlauf; Die Mathematik zu Platons Zeiten. Jena 1878, S. 7.) Des Tzetzes Erklärung erinnert an die (richtige) plutarchische θεός ἀεὶ γεωμετρεῖ = Gott treibt immer Geometrie, womit allerdings gesagt sein soll, daß die Gottheit gerecht ist, d. h. nach der δικαιοσύνη διανεμητική, der gleichverteilenden Gerechtigkeit die Welt regiert, denn diese gleichverteilende Gerechtigkeit verhalte sich, — nach des Aristoteles Ethik und schon nach Platons „Gesetzen" wie eine geometrische Proportion, während die ἐπανορθωτική, die ausbessernde, sich nur wie die arithmetische Proportion verhält. Die Erzählung könnte aus dem Bericht des Aristoteles entstanden sein (Metaphysik I, Kap. 6) Platon hätte die geometrischen Figuren als Mittelwesen zwischen den ewigen Ideen und den einzelnen Dingen angesehen (vergl. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. Teil II. S. 143). Auch der geheimnisvolle Eingang des vierten Evangeliums „Im Anfang war der Logos", d. i. die ratio numerica, das Zahlenverhältnis, hängt vielleicht hiermit und mit der pythagoräischen Zahlenphilosophie zusammen (Schopenhauer; Parerga I. S. 42). Vielleicht ist die Anekdote herausgearbeitet aus derjenigen, welche Diogenes Laërtius, Kap. 2, 6, über Xenokrates, den zweiten Nachfolger des Platon berichtet. Zu einem der weder Musik noch Geometrie noch Astronomie studiert hatte, gleichwohl aber seine Schule besuchen wollte, soll Xenokrates gesagt haben: „bleibe weg, du besitzest nicht die Handhaben der Philosophie" (Bretschneider, a. a. O. S. 138).

Auf bloßen Klatsch sind die Reibereien und Sticheleien zurückzuführen, in welche Platon, Aischines und Aristippos am Hofe des Dionysios von Syrakus sich gegen einander ergangen haben sollen; die Erzählung, daß Platon später, auf Veranlassung des Tyrannen, in Aigina als Sklave verkauft, jedoch bald wieder ausgelöst worden sei (Diodor XV. 7; Diogenes Laërtius III. 14), ist so hoffnungslos verworren, daß man nicht beurteilen kann, was daran historisch ist. — Annikeris aus Kyrene, der zufällig anwesend war, soll ihn für 20 oder 30 Minen (= 1500 oder 2250 Mark) freigekauft und später die Wiedererstattung dieses Betrages von Platons Freunden abgelehnt haben; darauf hätten diese für das gesammelte Geld das Gärtchen bei der Akademie gekauft; alles dies ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil Platon vermögend genug war, sich selbst freizukaufen.

Ein anderer Klatsch ist die Erzählung des Sillographen (Spottschriftenschreibers) Timon (325—235 v. Chr.), welche bei Gellius, Noctes Atticae III. 17 steht, Platon habe um vieles Geld ein kleines Buch gekauft, um darnach seinen Timaios zu verfassen. Ein unechter Brief Platons an Dion (s. o.) enthält den Auftrag, pythagoräische Bücher zu kaufen. Hermippos (um 200 v. Chr.) sagt, Philolaos habe ein Buch geschrieben, das Platon erstanden habe, um daraus den Timaios abzuschreiben (Uglarmey, Grundriß der Gesch. der Phil. des Altertums, 6. Aufl. 1880 S. 54).

Ein völlig grundloses Vorurteil ist die schon im Altertum sehr verbreitete, im 18. Jahrhundert von Tennemann (System der platonischen Philosophie; Leipzig 1792) wieder aufgefrischte, von Schleiermacher aber ein für allemal zurückgewiesene Meinung, daß Platons mündlicher Unterricht nicht bloß in der Form, sondern auch in der Sache wesentlich verschieden von dem gewesen sei, was er in seinen für einen größeren Leserkreis bestimmten Schriften gab, mit einem Wort das Märchen von einer exoterischen und einer esoterischen

Lehre, „das nur so lange noch fortwuchern konnte, als man die platonischen Briefe (s. o.) für echt hielt.“ — Auch des Verhältnisses Platons zu seinem großen Schüler Aristoteles hat sich die Klatscherei bemächtigt; weil dieser zu bedeutend war, ein bloßer Widerhall zu sein, heißt es gleich, Platon habe ihn mit einem Füllen (πῶλος) verglichen, weil er, wie Aelian (nicht Platon) meint, gleich einem solchen, nachdem es sich satt getrunken, gegen seine Mutter ausgeschlagen (Aelian, ποικίλη ἱστορία 3, 19; 4, 9; Diogenes Laërtius 5, 1, 2). — Bei den Berichten über sein Ende endlich klingt der Apollon-Mythus wieder an;

„sein Tod soll ihm durch einen Traum angekündigt worden sein, in welchem er als Schwan von Baum zu Baum zu fliegen glaubte, ohne von den nachjagenden Vogelstellern erreicht zu werden; ein Traum, den der Sokratiker Simmias, der damals schwerlich noch am Leben war, dahin gedeutet haben soll, daß kein Erklärer dem hohen Fluge seiner Gedanken habe folgen und ihre Tiefe ergründen können.“

Diese Anekdote gehört zu den ausgezeichnet erfundenen; denn es hat über 2000 Jahre gedauert bis Franz Zöllner († 26. April 1882) darauf aufmerksam machte, daß die mangelhafte Erkenntnis, welche in dem berühmten Mythus von der dunklen Höhle (Staat, Buch 7) den in die Höhle Eingesperrten möglich ist, — nämlich diejenige der auf eine Wand fallenden Schatten vorübergetragener Dinge — grade derjenigen entspricht, welche das menschliche Auge aus den auf seine Retina fallenden Strahlen dem menschlichen Verständnis vermittelt. (Zöllner; Wissenschaftliche Abhandlungen; Leipzig 1878; Teil I. S. 260 ff.) Man wird dabei an das Wort des Apostels Paulus erinnert, 1. Korinther 13, 12:

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in rätselhafter Weise, dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt wurde.“

Platon erscheint uns oft ähnlich einem Religionsstifter; Die Krystalle zur Mythenbildung um seine Person sind aber im Anschießen gestört worden.

Vom Diogenes von Sinope, den Platon einen toll gewordenen Sokrates genannt haben soll (Diog. Laërt. 6. 2. 54)

hat schon Diogenes Laërtius in seinen Biographien der griechischen Philosophen zu sehr vielen Anekdoten aus seinem Leben zwei auch mehrfache Lesarten. Wer hat nicht Bilder gesehen, auf denen er in seiner Tonne liegend dargestellt wird? Aber diese Tonne war ein kleines thönernes Haus, welches nur der Spott der Athener eine Tonne (πίθος) genannt hatte. — Er soll bei Tage mit einer brennenden Laterne herumgegangen sein und auf Befragen erwidert haben, „er suche einen Menschen" (Diog. L. 6, 2 und 41); nach Phaedrus B. 3, 19 stammt dies Wort aber von Aesop.

Aristoteles galt bekanntlich lange Zeit im Mittelalter als die Quelle und Fundgrube aller nur möglichen Weisheit, und was man nicht herausinterpretieren konnte, interpretierte man hinein. Auch sollte er, als man im 17. Jahrhundert durch Fernröhre die Gebirge des Mondes kennen lernte, selbst diese schon gekannt haben und davon in seinen Werken nichts erwähnt haben, nur um Alexander den Großen nicht dadurch zu kränken, daß er von einer Welt spräche, die dieser unmöglich erobern konnte, worauf man wohl durch die Anekdote des Plutarch (über die Gemütsruhe) geführt worden, Alexander hätte geweint als er von dem Philosophen Anaxarchos hörte, daß es unzählige Welten gebe, da er noch nicht eine unterworfen hätte. Zu den schon bei Alexander berührten Anekdoten mag noch erwähnt werden, daß sich Aristoteles nach Einigen in Chalkis in den Euripos gestürzt haben soll, in dessen unregelmäßigen Strömungen er vergeblich ein Gesetz zu erforschen bemüht gewesen, und zwar mit den Worten: „Fasse mich, da ich dich nicht fassen kann." Diogenes Laërtius, der viele Anekdoten über ihn hat, auch unglaubliche, weiß nichts davon; sie ist erst in christlicher Zeit aufgetaucht. (Justinus Mart. Paraenet. ad Gent. — Gregor Nazanz III. S. 1; — Schon Tanaquil Faber verwarf diese Anekdote.)

Ein arger Flunkerer, wenigstens stellenweise, muß Apion, mit dem Beinamen Pleistonikes gewesen sein, aus Oasis in Ägypten, der

unter Tiberius und Claudius in Rom Rhetorik und Grammatik lehrte. Aus seinem Buche „über Ägypten“ hat Aulus Gellius (Noctes Atticae V. 13) die berühmte Geschichte von Androclus mit dem Löwen. Danach hat Apion die — Dreistigkeit gehabt, zu erzählen, daß, als er zufälligerweise einmal in Rom den Tierhetzen im Circus Maximus beiwohnte, besonders ein gewaltiger Löwe seine Aufmerksamkeit erregt hätte, mit dem zu kämpfen ein Sklave verurteilt worden war.

„Der Name dieses Sklaven war Androclus. Sobald der Löwe diesen von ferne erblickte, blieb er plötzlich, gleichsam voller Verwunderung stehen, dann näherte er sich langsam und bedächtig diesem Menschen, als wolle er sich genau überzeugen, ob er auch recht sehe. Dann wedelt er nach Gewohnheit und Art schmeichelnder Hunde freundlich, liebkosend und schönthuend mit dem Schweife, schmiegt sich an des Menschen Seite an und leckt sanft mit der Zunge dem beinahe schon vor Furcht entseelten Hände und Beine. Unter diesen Liebkosungen von seiten des wilden Tieres gewinnt dieser Androclus seine verlorene Besinnung wieder, wendet seine Blicke allmählich auf den Löwen, um sich ihn genauer zu betrachten. Nun aber, fuhr er fort, hättest du, gleichsam nach wechselseitig erfolgter Wiedererkennung, sie beide sehen sollen, den Menschen und den Löwen, wie sie erfreut waren und in Glückwünschen sich ergingen.“ (Aulus Gellius, N. A. III. V., Kap. 14, übersetzt von Weiß.)

Die Scene erregt natürlich das größte Aufsehen; auf Befragen erzählt Androclus dem Kaiser, wie er in Afrika vor der Grausamkeit seines Herrn in die Wüste geflohen und beim Aufsuchen eines Verstecks in eine Löwenhöhle geraten sei. Bald nach ihm sei der Löwe hinkend und ächzend erschienen, habe sich aber wider Erwarten ihm ganz zahmer Weise genähert und seinen Fuß hingehalten, aus dem ihm dann Androclus einen großen Holzsplitter gezogen und den Eiter ausgedrückt hätte. Hierauf wäre der Löwe neben ihm eingeschlafen. Seitdem hätte er drei Jahre mit dem Löwen in der Höhle gelebt und sei von diesem ernährt worden, „denn von allen den Tieren, welche er auf der Jagd erbeutete, brachte er mir stets die fetteren und besseren Stücke (!) nach der Höhle, welche ich dann, da ich kein Feuer haben konnte, mir an der Mittagssonne briet und dann verzehrte“. Auf die Dauer von dieser Lebensweise doch nicht recht befriedigt, wäre er entflohen, aufgegriffen, seinem früheren Herrn, einem Consul, zugeführt worden, der ihn zur Strafe zur

Tierhetze im Circus verurteilte. Auf Wunsch des Volkes wird dann dem Sklaven die Freiheit und auch noch der Löwe geschenkt, mit welchem, ihn an einem dünnen Riemen in der Stadt herumführend, ihn Apion wieder selbst gesehen haben will;

„wohin er kam, sahen wir, daß Androclus mit Geld beschenkt, sein Löwe aber mit Blumen bestreut wurde, und alle die ihnen begegneten, riefen unwillkürlich: dies ist der Löwe, der sich als ein Gastfreund dieses Menschen und dies der Mensch, der sich als Arzt dieses Löwen bewies."

Diese unsäglich dumme Geschichte macht noch immer Schulbücher unsicher und kleine Jungen hören und lesen sie mit Rührung. Sie findet sich übrigens auch bei Aelian, Tiergeschichten VII. 38 mit der Abweichung, daß das Volk, als der Löwe dem Androclus nichts thut, diesen für einen Zauberer hält. Deshalb ließ man einen Panther auf ihn los, den der Löwe jedoch zerriß. Seitenstücke findet man mehrere bei Plinius, Naturgeschichte VIII. 16.

Ein anderer Flunkerer ist Pausanias; derselbe hat sein Werk: „Führer durch Griechenland (περιήγησις τῆς Ἑλλάδος)", so abgefaßt, als stammte seine Wissenschaft überall aus eigener Anschauung. Kalkmann in seinem Werke: „Pausanias der Perieget; Untersuchungen über seine Schriftstellerei und seine Quellen, Berlin 1886", hat jedoch dargethan, daß der „Führer"

„sein Werk jedenfalls in aller Ruhe zu Hause redigiert hat und zwar im kleinasiatischen Heim" (S. 276) „daß er Athen gar nicht gesehen hat, denn er beschreibt es so, wie es zu seiner Zeit gar nicht mehr vorhanden war" (S. 54—72). — „Er benutzt unzählige Male Herodot, ohne ihn zu nennen; dagegen ertappt man ihn öfters darauf, daß er Herodot gerade da nennt, wo er das Citat aus andern Quellen herübernahm" (S. 51).

Von Lukian von Samosata erzählt der fromme Suidas, er wäre von wütenden Hunden zerrissen worden, weil er über das Christentum gespottet; die Geschichte ist zweifellos erfunden, vielleicht mit Anlehnung an die Bemerkung Lukians über das Lebensende des Peregrinus, er (Lukian) wäre bei dessen Selbstverbrennung beinahe von den Kynikern zerrissen worden, wie Aktäon von den Hunden. Wenn übrigens Lukian über das Christentum gespottet hat, so hatte er wohl seinen guten Grund dazu. Persönlichkeiten, die sich bei solchen

mächtigen Bewegungen in den Vordergrund drängen, berühren selten in angenehmer Weise. Jener Märtyrerenthusiasmus der Christen war ihm unverständlich; er sah dabei und vielleicht nicht immer mit Unrecht Eitelkeit und Haschen nach augenblicklichem Beifall durchblicken; statt aber die Christen selbst zu nennen, erwähnte er eben den überspannten Philosophen Peregrinus Proteus, der sich in Olympia vor dem versammelten Volke (165 n. Chr.) auf einem Scheiterhaufen verbrennen ließ. Doch ist diese Erzählung vielleicht nur eine von Lukian erfundene Karrikatur. Denn „es weiß niemand vor und unabhängig von Lukian etwas von dem ungewöhnlichen Ereignis". (Baur, Geschichte der christlichen Kirche I. S. 412; andere sind anderer Ansicht.)

Die Römer.*)

Unsere Hauptquellen für die ältere römische Geschichte sind Titus Livius aus Padua, und Dionysios von Halikarnaß, daneben Plutarch in einigen seiner Lebensbeschreibungen. Der erste Zweifler an der Richtigkeit dieser älteren Geschichte ist — Titus Livius, denn er läßt sich in dem Vorwort zu seinem Werke also vernehmen:

„Jene mehr im Schmucke der dichterischen Erzählung als durch unverfälschte Denkmale der Geschichte auf uns gekommenen Angaben von Umständen, die sich längere Zeit oder zunächst vor Erbauung der Stadt ereignet haben sollen, denke ich ebensowenig zu bekräftigen als zu widerlegen. Man hält es der alten Welt zu gute, wenn sie durch die in die Begebenheiten der Menschen eingemischten Erzählungen von Göttern, die Urgeschichte der Staaten ehrwürdiger zu machen sucht;"

und ferner Buch 8, Kap. 40:

„Verfälscht wurde die Geschichte meiner Meinung nach durch die Lobreden auf Verstorbene und durch die unrichtigen Unterschriften der Ahnenbilder, insofern jede Familie den Ruhm hoher Thaten und Ämter, durch Unwahrheiten sich zueignete, denen niemand nachspüren kann."

---

*) Wo in diesem Kapitel keine Autorität weiter angegeben, ist Mommsens Römische Geschichte, fünfte Auflage, benutzt; von Niebuhrs Römischer Geschichte wird die erste Ausgabe von 1811 citiert. —

Wie schon aus jenen Worten hervorgeht, sieht Livius die Wundererzählungen für das an, was sie sind; er verhält sich auch immer ablehnend gegen sie; aber er liebt pathetische und rührende Scenen mehr als ein Historiker sollte. Trotzdem haben seine Berichte, soweit sie reichten, fast allen „Weltgeschichten" als Grundlage gedient und noch heute wird in den Schulen darnach gelehrt, vielleicht weil sein Werk ein richtiges Schullesebuch ist, schon in seiner kindlichen Tendenz die Geschichte der Römer so darzustellen, als hätten sie nie einen ungerechten Krieg geführt, sich immer nur gegen Angriffe verteidigt und dabei so nebenher die Welt erobert — ja selbst manches, was Livius — ärgerlich über die törichte Leichtgläubigkeit der Vorfahren nur erwähnt, um es als kindisch bei Seite zu schieben, wird beim Schulunterricht wieder zu Gnaden angenommen und fließt als historische Thatsache mit ein. — (Über die Abstammung römischer Geschlechter von Königen, vergl. Plutarch, Numa, 21.)

Allein der Zweifel an vielen dieser Erzählungen hat sich schon vor mehr als 250 Jahren geregt. Wir erwähnen zunächst Cluvier (geb. 1580 zu Danzig, † 1623), dessen Italia antiqua 1624 erschien; er hielt die ganze Geschichte Roms bis zur Einnahme durch die Gallier für unsicher. — Perizonius (1651—1715) wies in seinen Animadversiones Historiae, die 1685 erschienen, auf die Mangelhaftigkeit der äußeren Zeugnisse für die ersten Jahrhunderte Roms hin; — de Pouilly versucht in einer im Dezember 1722 in der Akademie der Inschriften zu Paris vorgelesenen Abhandlung die Unzuverlässigkeit der römischen Geschichte bis zu dem Kriege mit Pyrrhos zu beweisen (*Dissertation sur l'incertitude de l'histoire des quatre premiers siècles de Rome* in den *Mémoires de l'Academie des Inscriptions* VI., 14—29 und eine zweite Abhandlung daselbst Seite 71). — Diese drei Werke haben mir nicht vorgelegen, wohl aber Louis de Beauforts: *Dissertation sur l'incertitude des cinq*

premiers siècles de l'histoire romaine; nouvelle édition; Haag 1750 (es giebt eine frühere Auflage von 1738, in welcher der Verfasser sich nur mit *L. d. B.* bezeichnet und noch eine andere Schrift von ihm: *la République romaine ou plan général de l'ancien gouvernement de Rome;* Haag 1766, Paris 1767, in welchem er eine vorsichtige Wiederherstellung versuchte). In der *dissertation* deckt er schonungslos das Fehlen aller Quellen betreffs der ersten Jahrhunderte Roms auf, sowie die traurige Beschaffenheit derjenigen für die folgenden; — es sind größtenteils verlogene Familienchroniken und übertreibende Nachrufe auf Verstorbene, wie sie in Rom Sitte waren (Vergl. Livius 8, 40). So geistreich und gründlich auch Beauforts Werk war, so war sein Erfolg doch kein durchschlagender. Dieser ward erst dem auf Beauforts Schultern stehenden, jedoch noch gründlicheren Niebuhr zu teil, dessen 1811—12 erschienene „Römische Geschichte" die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. So genial das — übrigens in klassischer Sprache geschriebene — Werk auch ist, so beruht doch seine Haupterklärung, die ganze ältere Geschichte Roms sei aus Liedern entstanden, auf der von ihm mißverstandenen Stelle Livius I. 26: lex horrendi carminis erat; carmen aber ist „formelhafte Rede, sei es in Versen oder in Prosa" (Seinecke, Geschichte des Volkes Israel II. S. 57). Außerdem ist Niebuhr, wie alle großen Kritiker, schwach im Positiven; an Stelle des Zerstörten versucht er etwas anderes „aus der Tiefe seines Bewußtseins" zu konstruieren und gerät dabei in einen Enthusiasmus, der ganz unstatthaft ist. Vergl. seinen Brief an Frau Heusler vom 20. Dez. 1829. Wie sehr aber Niebuhr anregte, sieht man daraus, daß alle Nachfolger auf seinem Felde genötigt waren, Stellung zu ihm zu nehmen, zustimmender oder ablehnender Weise, dieses so sehr, daß fast keine seiner Ansichten unbestritten geblieben ist.

Schließlich erwähnen wir noch des sehr lesenswerten Werkes

von Sir George Cornewall Lewis: *An Enquiry into the credibility of the early Roman history;* London 1855 (deutsch von Felix Liebrecht, Hannover 1863), in welchen mit gründlicher Gelehrsamkeit und Berücksichtigung aller Vorgänger, sowie mit großer Ruhe die Zuverlässigkeit aller Quellen geprüft und das nicht Haltbare verworfen wird.

Wir wenden uns nunmehr zu den Einzelheiten.

Die Dichter nennen Rom gern die „Siebenhügelstadt“ (Roma septicollis). Aber wie mit fast allen Siebenzahlen des Altertums hat es damit seinen Haken. Das ganz alte „palatinische“ Rom bestand nicht aus sieben Hügeln, sondern aus sieben „Ringen“; jedenfalls waren die einzelnen Teile nicht alles Hügel. Das spätere „servianische“ Rom, von der Mauer umgeben, deren Erbauung dem Könige Servius Tullius zugeschrieben wurde, enthielt auch nicht sieben Hügel. Mommsen sagt darüber:

„Als ‚Siebenhügelstadt‘ hat das servianische Rom sich nicht betrachtet, sondern es bezeichnet dieser Name in guter Zeit ausschließlich das engere, palatinische Alt-Rom. Erst in der Zeit des Verfalles, wo das auch in der Kaiserzeit beständig beibehaltene und mit großer Vorliebe gefeierte ‚Fest der sieben Berge‘ fälschlich als allgemeines Stadtfest zu gelten anfing, haben unwissende Skribenten die sieben Berge in dem Rom ihrer Zeit gesucht und dann auch gefunden. Den Ansatz zu diesem Mißverständnis findet man bereits in den griechischen Rätselreden Ciceros ad Att. 6, 5, 2 und bei Plutarch qu. Rom. 69 (vgl. Tibullus 2, 5, 55; Martialis 4, 64, 11; Tertullian apolog. 35); aber die älteste Quelle, welche in der That 7 Berge (montes) Roms aufzählt, ist die Stadtbeschreibung aus der Zeit Constantins des Großen. Sie nennt als solche Palatin, Aventin, Caelius, Esquilin, Tarpeius, Vaticanus und Janiculum, — wo also der Quirinal und Viminal, offenbar als colles, fehlen und dafür zwei ‚montes‘ vom rechten Tiberufer mit hineingezogen sind. Andere noch spätere und ganz verwirrte Listen geben Servius (zur Aen. 6, 783), die Berner Scholien zu Virgils Georgiken 2, 535 und Lydus de mens. S. 118 Bekker. Die uns geläufigen 7 Berge Palatin, Aventin, Caelius, Esquilin, Viminal, Quirinal, Capitol kennt kein alter Schriftsteller.“ *)

Die Römer brauchten zu ihren großartigen Erfolgen einen anständigen, interessanten Anfang. Sie haben ihn sich, nicht ohne Geschick, zusammengestoppelt und dem ersten Anschein nach paßt alles so ziemlich zu einander, wie bei manchem

*) „Mommsen erwähnt, wie man sieht, nicht die Stelle Offenbarung Johannis 17, wo Vers 5 Babylon genannt wird, aber Rom gemeint sein soll (Vers 9).

religiösen Glaubensbekenntnis. Erst wenn man ins Einzelne geht, bemerkt man die zahlreichen, ja überwiegenden Absurditäten. Dabei hatten die Römer wenig Originalität; die römische Geschichte holt sich fast alle Pointen

wofür sie besonders schwärmt,
wenn sie wieder aufgewärmt

aus den griechischen Historikern. Die Erzählung von Romulus ist z. B. eine ziemlich parallele Wiederholung der Legende vom Kyros, wie man bei Betrachtung der Einzelheiten leicht erkennen wird und schon Plutarch (Romulus 8) bemerkt, daß sie manchem verdächtig erscheine, weil sie sich so gut für die Bühne eigene und so märchenhaft laute. Niebuhr I. S. 148 äußert sich darüber wie folgt:

„Mythologische Erzählungen dieser Art sind Nebelgestalten oder oft gar eine Fata Morgana, deren Urbilder uns sichtbar, das Gesetz ihrer Refraktion uns unbekannt ist, und wäre es das auch nicht, so würde doch keine Reflexion so scharfsinnig und gelehrt verfahren können, daß es ihr gelänge, aus diesen wunderbar vermischten Formen das unbekannte Urbild zu erraten.“

Freilich hat man es dennoch oft versucht. Vergleicht man die Stamm- und Gründungssagen der verschiedenen Städte und Staaten, so trifft man, wie wir schon bei den Assyrern S. 32 bemerkten, fast überall auf eine durchschimmernde Identität der Nationalgötter mit den Gründern der Gemeinschaft; in jenen aber erkennt man sehr oft Sonne und Mond, also Zwillinge. Die schon oben S. 32 erwähnte sonnenähnliche Natur gewaltiger Menschen klingt hier wieder mit an. Pausanias erwähnt Buch VIII. Kap. 12 eine der römischen Stammsage ganz ähnliche Geschichte, welche die Phigalier (in Arkadien) von einem ausgesetzten und dann geretteten Sohne des Herakles erzählten. Auch die Gründung Thebens durch die Zwillinge Amphion und Zethos gehört hierher. Daß Stammheroen von Tieren gesäugt werden, wiederholt sich ungemein häufig; sogar die wilden Yuracares in Brasilien erzählen von ihrem göttlichen Helden Tiri, daß ihn ein Jaguarweibchen genährt habe. (Tylor, *Primitive culture* I. S. 255.) Das Heranschwimmen der ausgesetzten Kinder deutet auf Flut-

sagen, Gewitter &c. Allerdings zerfließen dergleichen Erklärungen, da sich „Alles in Allem spiegelt“ (s. Schopenhauer; Parerga I. S. 230) zuletzt so sehr, daß eigentlich nichts mehr erklärt wird und Niebuhr mit seiner eben angegebenen Warnung recht behält. (Vergl. Schwartz: der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms unter dem Reflex indogermanischer Mythen. Jena 1878.) — Daß Romulus, um Ansiedler herbeizulocken, eine Freistatt für Flüchtlinge und Heimatlose aller Art eröffnet habe und darauf „Unzufriedene und Verbannte, Abenteurer und Verbrecher“ zusammengeströmt seien, ist wahrscheinlich eine Fabel; wenigstens stimmt die spätere Verfassung Roms, als eines Geschlechterstaats nicht im geringsten dazu; aber den Ort, wo die Flüchtlinge sich einzufinden hatten, erwähnt noch Tacitus (Hist. 3. 71) als vorhanden. — Die Erzählung vom Raube der Sabinerinnen ist wohl weiter nichts als eine Erinnerung daran, daß es auch bei den Römern einst Sitte war, daß die Frau geraubt wurde und zwar nicht aus dem eigenen Stamm, sondern aus einem andern, — eine Sitte, die noch heute bei manchen wilden Völkern besteht. Wenn man diese Erklärung nicht annimmt, hat man eine ganz alberne Geschichte, die von Unwahrscheinlichkeiten wimmelt.

Auch was uns sonst über den Romulus durch Dionysios von Halikarnaß, Livius und Plutarch berichtet wird, ist höchst unglaubwürdig.

„Im Gegenteil findet man, daß das ganze Gewebe der Erzählungen, mit wenigen Ausnahmen ein Mosaik von aneinandergereihten, ätiologischen Sagen ist, die eine zusammenhängende Darstellung erhalten haben und sich teils auf die politische Geschichte und auf politische Institutionen, teils auf Monumente und Örtlichkeiten, teils auch auf die Religion und den Ritus beziehen .... Offenbar hat beim Zusammenstellen der Erzählung der Grundsatz gewaltet, alles, was in den ältesten Einrichtungen und Zuständen Roms charakteristisch und trefflich erschien, zu sammeln und dem Romulus als Gründer zuzuschreiben.“ (Sir George Cornwall Lewis; Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der alt. römischen Geschichte; deutsch; I. S. 417.)

So verblaßt Romulus schließlich zu einem Schattenbilde, zum bloßen Heros eponymos der Stadt Rom.

Der Bericht von den drei Horatiern und den drei Curiatiern (unter Tullus Hostilius) ist bis auf die kleinsten Einzelheiten einer Geschichte nachgebildet, der über den Kampf zwischen zwei arkadischen Städten, der in einem von Stobaeus aufbewahrten Fragment beschrieben ist. Nicht Livius, wohl aber Dionysios von Halikarnaß erzählt uns, die Mütter der beiden Drillingsgruppen wären Schwestern gewesen. Da auf ca. 20 000 Geburten erst eine Drillingsgeburt kommt, kann man die verschwindend geringe Wahrscheinlichkeit dieser romantischen Angabe leicht ersehen.

Zur Sage von des Königs Servius Tullius Geburt im Sklavenstande hat nach Niebuhr wohl sein Name Veranlassung gegeben oder wenigstens geschienen sie zu beweisen. Er bemerkt darüber (I. S. 244):

„Überhaupt sind die meisten auch schon von den Römern versuchten Erklärungen ihrer gebräuchlichen Namen völlig so leer, als wenn wir diejenigen, die bei uns jetzt die gewöhnlichsten sind, aus deutschen Wurzeln ableiten wollten; denn sie sind sabinischen oder anderen fremden Ursprungs, welches selbst Varro, der willkürlichste aller Etymologiker, bekennt."

Servius heißt wohl weit eher ein am Abend geborenes Kind. Vergl. im übrigen Bachofen; die Sage von Tanaquil; eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien; Heidelberg 1870, S. 171. — Das Ende des Königs, da die Tochter über die Leiche des gemordeten Vater fährt und von seinem Blut bespritzt wird, während trotzdem noch nachher ein feierliches Begräbnis stattfindet, ist ganz novellenhaft und wohl auch ein dichterisches Erzeugnis. Eine andere Auffassung über diese Sagen hat Bachofen; nach ihm deutet die Erzählung von Servius auf frühere asiatische Sitten, Erhebung eines niedrig Stehenden zur höchsten Würde durch ein Weib nach dem sogenannten „Mutterrecht". (Vergl. S. 20.) Ein näheres Eingehen darauf würde uns aber hier zu weit führen.

Die Erzählung, wie Sextus Tarquinius, der Sohn des letzten Königs, sich zum Schein stäupen läßt, dann nach Gabii flieht, dort faktisch Diktator wird, wie dann der Vater mit

dem um weiteren Rat bittenden Boten in den Garten geht, dessen Bericht schweigend anhört und die höchsten Mohnblumen mit dem Stabe abschlägt, mit dem Befehl, zu melden, wie er aufgenommen sei (Livius I. 53), steht schon mutatis mutandis beim Herodot, Buch V. Kap. 92: Thrasybulos, der Tyrann von Milet, führt bei diesem den Boten des Periandros von Korinth durch ein Ährenfeld und zieht immer die höchsten Ähren aus. Aristoteles, Politik 3, 8, 3—6 (vergl. 5, 8, 7) erzählt die Geschichte übrigens wohl mit Recht umgekehrt.

Die Geburt der Republik ist mit allerlei Anekdoten ausgestattet, welche sich manchmal ganz gut ausnehmen, aber die Kritik nicht aushalten, wenn man sie sich realisiert. Das Abenteuer der Lucretia z. B. ist kaum glaublich, wenn man alle Umstände in Betracht zieht. — In die Zeit zwischen der Vertreibung der Könige und dem Kriege mit Porsena, nach Polybios unter die ersten Konsuln nach der Vertreibung fällt der erste Handelsvertrag zwischen Rom und Karthago, dessen Wortlaut Polybios, Buch III., Kap. 22 mitteilt. Livius erwähnt denselben nicht, worauf schon Beaufort hinweist (s. S. 103).

„Verborgen war er ihm nicht, denn des Polybios Geschichte liegt, wie jeder weiß, so weit sie sich erstreckte, der seinigen oft bis zu übersetzender Nachbildung zum Grunde... Die römischen Annalisten, aus denen Livius schöpfte, hatten des Vertrages jedoch nicht gedacht; er war auf einer im Kapitol verwahrten Tafel verzeichnet gewesen, welche vermutlich durch den Brand in der Zeit des Marianischen Krieges vernichtet worden war." „Ein anderer Grund über sie zu schweigen war aber eben, was sie uns so wichtig macht, ihre gänzliche Unvereinbarkeit mit der dichterischen Erzählung, welche zur Geschichte geworden war; denn sie enthüllt unleugbar das Geheimnis des Verfalls der politischen Größe Roms, welchen die Verbannung der Könige veranlaßte, ein Geheimnis, welches die späteren Enkel mit thörichter Ängstlichkeit zu verbergen suchten." (Niebuhr I, 332 ff.)

In dem Vertrage kontrahiert nämlich Rom außer für sich auch für Ardea, Antium, Laurentum, Circeji und Terracina, als ihm unterthänige Städte. Dadurch fällt die Belagerung von Ardea und damit die ganze Novelle à la Paul Heyse von der Lucretia. Während wir sonst nur berichtetes anführen, das unhistorisch ist, erwähnen wir

hier ausnahmsweise etwas unleugbar Historisches, das unterdrückt worden, weil es einen Einblick in die Art und Weise giebt, wie die ältere römische Geschichte des Livius gemacht worden.

Horatius Cocles soll mit zwei anderen allein die Brücke über die Tiber gegen das Heer des Porsena verteidigt haben, bis sie abgebrochen war und dann den Flußgott anflehend glücklich über die Tiber geschwommen sein; freilich bemerkt schon Livius II. 10, daß diese That bei der Nachwelt mehr Bewunderung als Glauben gefunden; nach Polybios (VI. cap. 55) ist er jedoch dabei ertrunken. Nach Tacitus aber Historia III. cap. 4. 92 und nach Plinius H. N. XXXIV. 14 (nicht 39), welcher den betreffenden Vertrag gelesen zu haben angiebt, hatte sich die Stadt damals dem Könige ergeben und sogar auf allen Gebrauch des Eisens, ausgenommen zum Ackerbau verzichtet, so furchtbar war sie gedemütigt worden. Livius aber verschweigt dies und traktiert uns mit der Geschichte von Mucius Scävola, der mit Zustimmung des Senats sich in das feindliche Lager schleicht um den König zu töten, aber einen anderen trifft und dann um seine Standhaftigkeit zu zeigen sich den Arm abschwälen läßt. Der römische Historiker oder wenigstens seine Quelle begeht hier aber ein Plagiat an dem griechischen Agatharkides von Samos im vierten Buche seiner Persica; vergl. Stobaeus: Florilegium 7. 63. Dionysios von Halikarnaß 5. 27—31 erzählt nichts von dem abgeschwälten Arm.

Wahrscheinlich ist die Übertragung auf den Römer geschehen, um den plebejischen Muciern einen alten Stammbaum zuzuweisen. „Der große Krieg mit Etruriern ist wohl nur durch chronologische Verwirrung in den Jahrbüchern so nahe an die Vertreibung der Tarquinier gerückt worden“ (Mommsen I. S. 250). Übrigens wimmelt die Erzählung jener Heldenthat von Unwahrscheinlichkeiten, wenn nicht von Unmöglichkeiten. Der Name jedoch, Scaevola (der Linkhändige) kam der griechischen Anekdote halbwegs entgegen und wurde dadurch

aus einem Spottnamen ein Ehrenname, gerade so wie die weiter unten aufgeführten Torquatus und Praetextatus. — Unverschämt wird die Erfindungssucht, wenn, kurz nachdem der Senat den beabsichtigten Meuchelmord des Mucius gutgeheißen, er die Cloelia, welche ihrer Gefangenschaft als Geisel entfliehend zu Pferde über die Tiber nach Rom zurückschwimmt (!), dem Könige aus moralischem Zartgefühl wieder zustellen läßt. Die Sage ist wohl nur ein Versuch des Volkes, sich die Entstehung des später in der Nähe der via sacra vorhandenen auffallenden Denkmals, ein Weib zu Pferde darstellend einigermaßen zu erklären, von dem es gar nicht einmal ganz gewiß war, wem es errichtet worden war; eine andere Auslegung war, daß Porsena der Cloelia ein prächtig aufgezäumtes Schlachtroß aus Bewunderung geschenkt habe; später hat man beide Erklärungen zu einer Geschichte zusammengezogen. Überhaupt ist die dem Porsena bei dieser Gelegenheit durch Livius angedichtete Gemütlichkeit eine solche, wie die Menschen sie — fast immer irrtümlich — gewaltigen Personen gern zuschreiben; es ist ihnen dann wohler ums Herz.

Die Schlacht am Regillussee 496 v. Chr. gegen den lateinischen Städtebund ist ganz „wie die Schlachten der Iliade. Alle Feldherren begegnen sich in Zweikämpfen und diese wenden den Sieg hierhin und dorthin, während die Menge ohne Entscheidung streitet.“ (Weiter s. Niebuhr I. S. 364.) Nach Dionysios erschienen die Dioskuren in der Schlacht, sowie nach derselben in Rom, wuschen sich und ihre Waffen in der Quelle Juturna (auf dem Forum in der Nähe des Dioskurentempels) und meldeten dann den Sieg „ehe ein sterblicher Reiter die Nachricht dorthin bringen konnte.“ Livius schweigt davon. Eine rationalistische Auslegung, daß etwa der Feldherr die Siegesnachricht nach Rom auf elektrischem Wege telegraphiert hätte möchten wir nicht versuchen; es ist aber ungemein merkwürdig, daß schon betreffs der etwa

ein Jahrhundert früheren Schlacht am Flusse Sagras zwischen Lokroi und Kroton, die Nachricht vom Siege jener Stadt auch am selben Tage noch Athen, Korinth und Lakedaimon erreicht haben soll (Justinus XX. 3, 8); es ändert hieran nichts, daß Strabon 6, 1, 10 Lokroi und Rhegion mit einander kämpfen und die Nachricht nach Olympia kommen läßt. Ähnliches erzählte man auch von der Schlacht bei Pydna; wieder sollen die Dioskuren ihre Rosse in der Quelle Juturna getränkt haben. (168 v. Chr.; Cicero, de natura deorum 2, 2 u. a.) und von dem Siege des Marius über die Cimbern (101 v. Chr.). Auch wenn alle diese Angaben betreffs schneller Übermittlung einer Nachricht erfunden sind, bleibt es sehr auffallend, wie häufig gerade die beiden Dioskuren, welche ja den Matrosen als kleine elektrische Flämmchen an den Mastspitzen erschienen, dabei erwähnt werden (vergl. S. 33); und daß sie ihre „Waffen" in einer Quelle waschen oder ihre „Rosse" in einer solchen tränken, als wäre beidemal ein Draht zur Herstellung der Leitung in eine Flüssigkeit getaucht worden.*) — Auch über die Schlacht bei Pharsalus (43 v. Chr.) meldet Cassius Dio 41, 61, daß „zwei Jünglinge" den Ausgang derselben den Syrern gemeldet, sowie Gellius, Noctes Atticae 15, Kap. 18, daß der Priester Cornelius Remex am selben Tage in der Stadt Patavium (Padua) den Sieg verkündet hätte.

Wegen ihrer spätern bedingungslosen Anbetung des goldenen Kalbes thaten sich die Römer etwas darauf zugute, daß ihre Vorfahren allen Reichtum verachtet hätten. Valerius

---

*) Götte: das delphische Orakel; Leipzig 1839 sagt S. 74 in einer Anmerkung: „Auffallend, ja unglaublich ist die Schnelligkeit, mit welcher die Orakel von allen wichtigen Ereignissen Kunde erhielten. Könnte man die Wahrheit mancher Nachrichten nicht in Zweifel ziehen, so möchte man sich das Wunder beinahe durch eine telegraphenähnliche Veranstaltung erklären." Man sehe z. B. Plutarch, Kimon, Kap. 18, wo die Priester des Jupiter Ammon den Botschaftern des vor Cypern mit seiner Flotte liegenden Kimon antworteten, sie möchten nur wieder umkehren, Kimon wäre schon bei dem Gotte; er war nämlich nach ihrer Abreise gestorben.

Publicola soll dreimal Konsul und doch bei seinem Tode so arm gewesen, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. (Livius II. Kap. 16.) Sehr hübsch erfunden, aber doch ziemlich einfältig, jedenfalls höchst unwahrscheinlich; wahrscheinlich ist nur, daß er aus dem Ertrag einer Pfennigkollekte beerdigt worden ist, aber nicht, weil er zu arm gestorben, sondern weil das nach alter Sitte eine Ehrenbezeugung sein sollte wegen seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste. — Die Fabel vom Magen und den Gliedern durch welche Menenius Agrippa die ausgewanderten Plebejer zur Rückkehr bewegt haben soll (494 v. Chr.), ist eine alte indische; es ist kaum denkbar, daß sie, die sich gut für Schulbücher eignet, mit ihrer Verherrlichung des Magens gerade auf eine Masse Menschen hätte wirken sollen, die eben durch die Härte der Patrizier am Magen gekränkt worden waren. — Die Erzählung, wie der durch nichts zu erweichende Cajus Marcius Coriolanus (491 v. Chr.) durch die Tränen seiner Familie gerührt wird, ist sehr hübsch; allein schon die Erklärung seines Beinamens Coriolanus dadurch, daß ihm die Eroberung der Stadt Corioli zu danken ist, ist höchst wahrscheinlich unhistorisch. Livius selbst sagt an andrer Stelle (XXX. Kap. 45), Scipio sei der erste gewesen, der einen Beinamen nach seiner Eroberung erhalten habe (Niebuhr I. 431 ff.). Coriolan's Ausruf: „O, Mutter, Mutter, Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren“, ist sehr theatralisch, allein die ganze Erzählung strotzt von Unwahrscheinlichkeiten. Nach den ältesten, bei den Römern benutzbaren schriftlichen Quellen soll er bei den Volskern bis in ein hohes Alter gelebt haben, nach andern jedoch nach dem Abzuge von Rom getötet worden sein. (Livius 2, 40 führt die verschiedenen Lesarten an.) Dieser letzteren Erdichtung zu Liebe ist wohl auch jenes pathetische Wort erfunden.

Eine andere Fabel, die von der Vernichtung der Fabier, erzählt uns Livius 2, 50 (vergl. Dionysios 9, 19, 20), der

zwei Lesarten hat, mit großem Wohlbehagen; er kommt auch gern darauf zurück. Sie sollen, 306 Mann stark (Dionysios setzt hinzu, wohl um die Geschichte glaubwürdiger zu machen, nebst 4000 Klienten und Freunden) die Verteidigung einer im vejischen Gebiete angelegten Festung an der Cremera übernommen haben. Die Vejenter hätten sie dann durch täuschende Aussicht auf Beute aus der Festung gelockt und alle niedergehauen (477 v. Chr.). Nur ein kleiner Knabe sei übrig geblieben und habe später das Geschlecht fortgesetzt. Der Bericht ist höchst seltsam. Schleppte denn jeder Fabier seine kleinen Jungen mit in die Schlacht, wie Napoleon III. bei Saarbrücken? Und wenn nicht — wie kam es, was schon Dionysios von Halikarnaß fragt, daß bei einem Geschlecht von 306 Männern nur ein einziger Knabe lebte und sonst alles Erwachsene waren? Niebuhr, II. 77, verfährt jedoch ungewöhnlich milde gegen diese Erzählung, obwohl er selbst II. 464, dem Livius 7, 16 folgend, von einer Schlacht erzählt (357 v. Chr.), in welcher die Tarquinienser den römischen Consul C. Fabius schlugen und von den Gefangenen 307 (!) den Göttern opferten. — Auch die erbauliche Geschichte vom typisch gewordenen Cincinnatus ist sehr verdächtig, der nach Livius III. 26 einmal, nach Dionysios von Halikarnaß X. 17 u. 24 sogar zweimal bei seiner Wahl zum Consul (460 v. Chr.) und bei der zum Diktator (458 v. Chr.), nach Cicero endlich nur einmal, aber zu seiner zweiten Diktatur (439 v. Chr.) direkt vom Pfluge geholt wird, Rom zu retten. Wo konnte sich der edle Römer wohl die einem Feldherrn nötige Wissenschaft angeeignet haben, oder aber, angenommen, er hätte dazu Mittel und Wege gefunden, wie konnten die Römer das erste Mal wissen, daß er sie besaß? Ranke, W. G. II. S. 61, bemerkt über die Erzählung:

„Historisch bewährt ist sie wohl überhaupt nicht, aber aus der römischen Geschichte könnte man sie doch nicht etwa verweisen. Sie ist charakteristisch für den Unterschied der Lebenszustände, welcher aus der Beschäftigung mit dem einfachen Landbau, dem sich auch noch die Patricier widmeten,

und dem Übergang aus demselben zu der höchsten politischen Würde entspringt."

Andere Bedenken, z. B. daß jeder Soldat 12 Schanzpfähle mitgetragen, während die alten Legionsoldaten ihrer nur drei oder vier trugen, was schon eine bewunderte Anstrengung war, bei Niebuhr (II. S. 98).

Sehr wunderlich, zum Teil ganz novellenartig, zum andern Teil ganz unverständlich ist die Geschichte der Decemvirn, die zuerst geschriebene Gesetze geben sollten. Zunächst melden sowohl Livius 3, 31 als Dionysios von Halikarnaß 10, 51 bis 52, 54, daß die Römer (454 v. Chr.) eine Gesandtschaft von drei Männern nach Athen und Griechenland zur Kenntnisnahme der dortigen Gesetze abgefertigt hätten, wobei Livius noch besonders erwähnt, daß sie die solonischen Gesetze abschreiben sollten. Nach der Rückkehr dieser Gesandten werden dann unter Aufhebung aller andern Behörden die Zehnmänner, zu welchen die drei Gesandten auch gehören, ernannt, um die schriftlichen Gesetze zu entwerfen. Dies geschieht; die Gesetze werden vom Senat, sowie vom Volke gutgeheißen, dann in zehn Tafeln auf Erz eingegraben und öffentlich ausgestellt. Nun, sollte man meinen, wäre die Sache erledigt, aber nein; das Volk wünscht die Wiederwahl von Zehnmännern; man versteht nicht recht warum, angeblich jedoch, weil noch zwei Tafeln fehlten. (Vergl. jedoch Bachofen, das Mutterrecht; Stuttgart 1861, S. 325, wonach die Zehnzahl dem Mutter-, die Zwölfzahl dem [athenisch-römischen] Vaterrecht entspricht.) — Appius Claudius, der einer der ersten Zehnmänner gewesen und nun fast die Rolle eines Opern-Intriganten spielt, wird, — jedoch mit meistens unbedeutenden Personen —, auch in das zweite Kollegium gewählt; dieses aber macht sich verhaßt durch allerhand Schandthaten. Die schlimmste darunter begegnet uns in der sehr rührenden und theatralischen Geschichte des Virginius (450 v. Chr.), welcher seiner Tochter ein Schlachtmesser ins Herz stößt, um sie vor der Verführung

durch den Appius Claudius zu schützen. Sie ist aber voller Unwahrscheinlichkeiten und wohl von den Patriziern zurechtgemacht. Das Motiv des Sturzes der Decemvirn wäre demnach demjenigen der Vertreibung der Könige mit dem schon erwähnten Originalitätsmangel nachgearbeitet. Es war im Altertum und auch später bei politischen Umwälzungen überhaupt beliebt, weil es auch einem langsam denkenden Kopf verständlich und deshalb zur Entflammung der Massen geeignet ist. Bekanntlich hat Lessing dasselbe in seiner Emilia Galotti auf das Theater gebracht, sowie Shakespeare den Coriolan, — ein verdächtiger Umstand. Hat vielleicht der Name Virginius die Erzählung hervorgerufen oder wenigstens stark gefärbt?

Die Berichte über die Zehnmänner sind frei von aller theologischen Färbung und insofern glaubwürdig, aber — schon die Absendung der Gesandten nach Athen und anderen griechischen Städten ist höchst unwahrscheinlich. Der Charakter der Gesetze der zwölf Tafeln entspricht durchaus nicht den griechischen, „wie denn auch Cicero sie für unendlich vortrefflicher hielt als diese und in seiner Schrift de republica 2. 36 die vorgebliche Gesandtschaft nach Athen in keiner Weise erwähnt. Auch bei keinem einzigen griechischen Autor findet sich irgend eine Andeutung, daß diese in Athen oder sonstwo in Griechenland gewesen" (Lewis a. a. O. II. S. 177). Lelièvre in seinem Commentarius de legibus XII tabularum patria, Löwen 1827, „zeigt, daß die Zwölftafelgesetze in sehr wesentlichen Punkten von den solonischen abweichen, und daß, wo eine Übereinstimmung zwischen beiden sich vorfindet, diese Ähnlichkeit entweder zufällig oder in der gleichartigen Natur der menschlichen Verhältnisse begründet ist". Schwegler; Römische Geschichte III. S. 19.*) Die Thaten des Appius, wie sie uns erzählt werden, passen sehr gut in einen Roman, aber nicht in die Geschichte.

---

*) Cicero erwähnt jedoch, daß solonische Gesetze in die 12 Tafeln aufgenommen worden sind, de legibus, Kap. 23. u. 25, bzw. § 59 u. 64, speziell über Leichenbegängnisse.

Den Camillus gar scheint eine antike Louise Mühlbach unter den Händen gehabt zu haben; die hübschen Antworten, die theatralischen Situationen jagen einander förmlich in seiner Geschichte. — Dabei zeigt sich uns wieder der schon erwähnte Mangel an Originalität; die Geschichte der Eroberung von Veji (396 v. Chr.) z. B. erinnert schmerzlich an diejenige von Troja; beide dauern zehn Jahre: bei beiden wird von außen ein Tunnel nach einem Tempel gegraben, was ohne Kenntnis des Kompasses einfach unmöglich ist (Niebuhr II. S. 233 ff.); während man eher hätte glauben sollen, die volkreiche Stadt wäre nach so langer Belagerung durch Hunger zur Übergabe gezwungen worden; aber davon wird kein Wörtchen erzählt. Livius verliert bei dem Bericht über die Einnahme zuletzt die Geduld:

„Hier bekommt eine Sage einen Platz: Als der König der Vejenter geopfert habe, habe die Versicherung des Opferschauers, daß dem der Sieg beschieden sei, der die Eingeweide dieses Opfertieres den Göttern vorlegen werde, die römischen Soldaten, die dies in der Mitte gehört hätten, bewogen den Gang zu öffnen, das Opferfleisch zu rauben und zum Diktator (Camillus) zu bringen. Bei Erzählungen von so hohem Alter will ich zufrieden sein, wenn man das für wahr annimmt, was allenfalls wahrscheinlich ist. Was sich aber, wie diese Angabe, mehr mit der Darstellung auf der Bühne, welche Abenteuer willkommen heißt, als mit der Glaubwürdigkeit verträgt, das zu erhärten oder zu widerlegen verlohnt sich nicht der Mühe" (5, 21).

Als Camill die Stadt Falerii belagerte, soll ein Lehrer vornehmer Knaben seine Schüler verräterischer Weise in das römische Lager geführt haben, worauf Camill den Knaben Ruten giebt, womit sie den Lehrer in die Stadt zurück treiben; durch soviel Edelmut gerührt, unterwirft sich dann die Stadt den Römern (393 v. Chr.), (Livius 5, 26—27, Dionysios von Hal. 13, 1—2 u. a.); diese Geschichte, die oft gemalt worden ist, muß, denke ich, aus einem römischen Schulbuch, einer Art „Kinderfreund" herstammen oder aus einem antiken „Töchteralbum". Denn 37 Jahre später erschienen die Falisker, verbündet mit Tarquinii als Roms offene Feinde; nicht wie Rebellen, sondern als ein unabhängiges Volk. Überhaupt sind die Erzählungen von der Rechtlichkeit, Groß-

mut, Gemütlichkeit und Milde der Römer meistens Fabeln; Leute, welche reich werden oder sonst große Erfolge aufzuweisen haben, sind meistens unliebenswürdig, häufig sogar unausstehlich — und nur dann angenehm, wenn es in ihr Geschäft paßt. Ihr Erfolg summiert sich zum Teil aus kleinen Rücksichtslosigkeiten, die einzeln nicht geradezu strafbar sind und aus großen Brutalitäten, welchen sich niemand entgegenzustellen wagt. Auch ein bischen Verlogenheit gehört dazu — *you cannot institute without peril of charlatan* (Emerson; *Representative Men;* Artikel Platon).

Drei Jahre später fällt die Schlacht an der Allia (390 v. Chr.) und gleich darauf die Besetzung Roms durch die Gallier, welche rauhe Wirklichkeit sich die Römer nachher, so gut es ging, glatt geleckt haben. Eine Anzahl Greise, man sagt 80, bleiben (Plutarch, Camillus 21) nach der Flucht der meisten Bewohner auf ihren Stühlen auf dem Forum unbeweglich sitzen und werden für Götter oder Bildsäulen gehalten (!); einer wird von einem skeptischen Gallier am Barte gezupft, erwidert diese Neckerei mit einem Stockschlage; dann große Metzelei. Nach Livius erwarteten die Greise aber in den Vorhöfen ihrer Häuser den Tod, was weniger dramatisch ist; Diodor weiß von der ganzen Geschichte nichts. Der am Barte zupfende Gallier ist wirklich der einzige, mit dem man einigermaßen sympathisieren kann in der ganzen Mummerei. Es wird wohl richtig sein, was Polybios Buch I. Kap. 6 erzählt, daß die Römer die Gallier durch tausend Pfund Gold zum Abzuge bewogen haben. Das vae victis des Brennus mag wirklich gesprochen worden sein, aber das Wort des Camill: „Weg mit dem Golde! mit dem Eisen erkauft der Römer sein Vaterland“ ist viel zu rhetorisch, als daß es historisch sein sollte. Die ganze sehr dramatische Entsetzung Roms durch Camillus, sowie seine vorherige Ernennung zum Diktator werden jetzt wohl einstimmig ins Reich der Fabel verwiesen —; die Gallier zogen ab, weil die Veneter ihr Land angegriffen hatten;

— ebenso auch die Lesart, daß er das Gold, welches die Römer den Galliern ausgeliefert hatten, oder gar doppelt so viel denselben wieder abgenommen. (Auch sein prunkender Triumphzug mit vier weißen Rossen ist möglicherweise erfunden, anfangs vielleicht um ihn zu verherrlichen, wobei noch zu erwähnen ist, daß meistens erzählt wird, er hätte ihn nach der Eroberung von Veji gehalten, bei Diodor aber, nachdem er den Galliern das Gold wieder abgenommen.) Das Ereignis und die dazu passende Phrase treffen fast nie zusammen. Wenn aber doch die Phrase zu gleicher Zeit gesprochen wird, so ist's gewöhnlich mit dem Ereignis nicht ganz richtig, wie z. B. das *n'ayant pas pu mourir* bei Sedan 1870. Die Nachricht endlich von der vollständigen Zerstörung der Stadt durch Feuer ist mit der, daß die Gallier dann noch sechs Monate in derselben verblieben, schwer zu vereinigen. — Die Sage vom Curtius ist bekannt, der in eine auf dem Forum plötzlich entstandene Erdspalte zu Pferde hinein sprang (362 v. Chr.), worauf selbige sich schloß, damit das Wort der Auguren sich erfülle, der Abgrund werde verschwinden, wenn Rom sein kostbarstes hineingeworfen. Sie ist nicht einmal orginell, sondern einer phrygischen Sage nachgebildet, welche Plutarch, Parall. 5 erwähnt. Livius erzählt die Geschichte auch, brummt aber stark dabei.

Eine Erfindung ist wohl der siegreiche Zweikampf des Titus Manlius Torquatus, (Livius 7, 10) in einer Schlacht ca. 360 v. Chr., mit einem stämmigen Gallier, dem er eine goldne Kette abgenommen. Polybios weiß nichts davon; sie dürfte zu dem Beinamen ersonnen worden sein; denn dergleichen Geschichten zur Erklärung von Beinamen spielen bei den Römern ungefähr dieselbe Rolle wie später im Mittelalter die Wappensagen.

Unter den Belägen seiner Lehre von der Erblichkeit der Eigenschaften, nach welcher unter anderm der Charakter vom Vater erbt, führt Schopenhauer auch auf, daß Publius

Decius Mus, sein Leben den unterirdischen Göttern weihend, mit verhülltem Haupt in das Heer der Latiner gesprengt sei, so den Seinen durch Aufopferung seines Lebens den Sieg verschaffend und daß etwa 40 Jahre später sein Sohn, gleichen Namens, dasselbe gethan hätte. Grade dieser Teil der römischen Geschichte ist aber sehr entstellt. Der Vater soll die Heldenthat 340 v. Chr., der Sohn 295 bei Sentinum vollbracht haben; und selbst vom Enkel wird ähnliches, in der Schlacht bei Asculum, erzählt (s. jedoch Niebuhr III. S. 588); zwei von diesen (Cicero; Tuscul. I. 37, de Fin. II. 19, de senectute 13) hat man jedenfalls irrtümlich mit dieser Handlung geschmückt, verleitet durch die Identität des Namens, und mit diesem Belag Schopenhauers für seine Lehre ist es nichts.

Um 321 ereignete sich der Unfall in den Caudinischen Pässen, wo nach Livius die Samniter unter Cajus Pontius die Römer wie in der Mausefalle fingen. Aus anderen Quellen, sowie aus dem Text des Friedensvertrages geht jedoch hervor, daß in Wirklichkeit nach heißem Kampfe eine furchtbare Niederlage der Römer stattgefunden haben muß, welche Livius vertuschen will. Auch das Ratfragen beim Herennius, dem alten Vater des Cajus Pontius ist entweder eine bloße Sage, oder doch die Antwort des Vaters bei Livius, man solle die Gefangenen entweder ganz freilassen ohne alle Demütigung oder alle töten, ganz entstellt; sie mußten, statt bis zum Friedensabschluß gefangen zu bleiben, nur nach Auslieferung ihrer Waffen 2c. durchs Joch gehen (nicht kriechen), was durchaus nichts Furchtbares, sondern damals in dergleichen Fällen übliche Sitte war. Nur um ihre geradezu schandbar niedrige Gesinnung, mit welcher sie den Cajus Pontius, als er später besiegt in ihre Hände fiel, hinrichten ließen, wenigstens einigermaßen in ein günstigeres Licht zu rücken, haben die Römer später dieses durch das Joch gehen als eine unerhörte Demütigung darzustellen versucht, vor der denn schon der Vater des von ihnen hingeschlachteten gewarnt haben

muß. Was die Römer zur Befriedigung ihrer Eitelkeit sonst noch über diesen Krieg und seine Folgen zusammengelogen haben, möge man bei Niebuhr (III. S. 252 ff.) weiter nachlesen.

Die Nachrichten über den Einfall des Königs Pyrrhos in Unteritalien und seine Begegnungen mit dem römischen Feldherrn Fabricius enthalten auch manche hübsche Antithesen und einen Aufwand von Ehrlichkeit und Edelmut, wie er wohl sonst nur in schlechten Romanen und Schauspielen vorkommt; eine Schulvorschriften-Moral, so recht geeignet, um in Quarta vorgetragen zu werden; Mommsen bemerkt, wohl weil Pyrrhos der erste Grieche war, der den Römern im Kampfe entgegentrat. Unhistorisch ist gleich zu Anfang das doch an zu plumper Zweideutigkeit leidende und von Ennius dem in Delphi dem Kroisos (s. S. 51) erteilten Spruche nachgeahmte Orakel: Ajo te Aeacida Romanos vincere posse, woran schon Cicero zweifelte (de divinatione II. 56). (Cassius Dio in einem Fragment erzählt, das Orakel in Dodona hätte den Pyrrhos geantwortet, wenn er nach Italien übersetze Ῥωμαιὸς νικήσειν, zu deutsch etwa: dann würde ein „Römersieg" erfolgen.) Der König mag wohl seine Siege über die Römer für sich einer objektiven Kritik unterworfen haben, „wenn er auch nicht so thöricht war, wie die römischen Poeten nachher gedichtet haben, in der Aufschrift des von ihm in Tarent aufgestellten Weihgeschenkes diese Selbstkritik dem Publikum mitzuteilen." „Mit solchen Soldaten," soll sich der König ausgedrückt haben, „wäre die Welt mein und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre." So berichtet Zonaras. Sehr hübsch, sehr bühnenmäßig und — sehr fraglich, indem der kluge König schwerlich sein eigenes tapferes Heer so beleidigt haben wird und man für sich selbst kaum solche Pointen macht. Auch seine Antwort an einen Gratulanten nach der Schlacht bei Askulum: „Noch einen solchen Sieg und ich bin verloren," oder wie Diodor XXII. etwas weniger zugespitzt berichtet: „wenn ich in noch einer Schlacht die Römer

besiege, so wird mir von den Truppen, die ich herübergebracht kein Mann übrig bleiben", woher der sprüchwörtliche Ausdruck „Pyrrhossieg", ist aus demselben Grunde mindestens unwahrscheinlich.

Sein Wetteifern mit Fabricius in Ritterlichkeit geht nach den Berichten ins Weite. Es sollen römische Gesandte vor dem Könige erschienen sein, um Auswechselung der Gefangenen zu bitten. Der König verweigert es, giebt den Gefangenen aber Urlaub nach Rom zur Feier der Saturnalien im Schoße ihrer Familien zu gehen. Falls der Senat seine Friedensbedingungen annähme, wären sie frei; andernfalls geben sie ihr Wort in die Gefangenschaft zurückzukehren. Der Senat genehmigte die Vorschläge des Königs nicht, „läßt Todesstrafe für den verkündigen, der seinem Worte untreu würde; also daß kein einziger unter irgend einem Vorwand zurückgeblieben sein soll." Man kann auf diese Schullesebuch-Geschichte das Wort anwenden, welches der General Bosquet im Krimkrieg am Tage der Schlacht bei Balaklava, 25. Okt. 1854, gesprochen haben soll: *C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre.* Niebuhr macht darauf aufmerksam, daß die angegebene Erzählung bei Appian steht (Samn. X.) und bei Plutarch (Pyrrhos, Kap. 20), andere aber ganz anders berichteten, daß Pyrrhos die Gefangenen unbedingt freigegeben, was wenigstens Sinn und Verstand hat. (Näheres Niebuhr III. S. 587.) Die Berichte über die Schlacht bei Asculum, wie sie aus Dionysios in Dio und von da in Zonaras übergegangen sind, haben vollkommen das fabulose Gepräge des Timaios, z. B. gleich die freundschaftliche Erörterung, wer unbehindert über den Fluß kommen soll, „damit bloß die Tapferkeit um den Preis kämpfe!" (Droysen, Geschichte des Hellenismus, III. 157.)

Ein Vertrauter des Königs soll den Römern schriftlich angeboten haben, seinen Herrn zu vergiften, Fabricius aber den Brief an Pyrrhos geschickt haben. Aulus Gellius (N. A. III. Kap. 8) erzählt, nach Claudius Quadrigarius, die römischen Konsuln hätten dem Könige mittelst eines Briefes gewarnt

und teilt den Wortlaut desselben mit. Pyrrhos soll darauf nach andern ausgerufen haben: „Eher könnte die Sonne von ihrem Lauf abgelenkt werden, als Fabricius vom Wege der Rechtschaffenheit". Die erste Hälfte der Phrase ist wieder einmal ein Plagiat an der Antwort der Athener, welche sie dem von Mardonios gesandten Alexandros dem Philhellenen, Könige der Makedonier, in Gegenwart der spartanischen Gesandten erteilten, als er ihnen den Vorschlag des Mardonios vorgetragen hatte, zu den Persern überzutreten. An der Handlung des Fabricius ist aber gar nichts großes, indem es doch kein besonderes Lob verdient, eine Niederträchtigkeit von sich gewiesen zu haben; außerdem aber findet sich in den verschiedenen Lesarten über diese beabsichtigte Vergiftung ein so betäubendes Durcheinander, daß man nicht anders als Niebuhr beistimmen kann, wenn er (III. S. 595 ff., wo die verschiedenen Berichte angegeben werden) zuletzt meint, daß beide Teile das Gerücht nur verbreitet hätten, um einen anständigen Vorwand zur Anknüpfung neuer Unterhandlungen zu erhalten, gerade wie Fox und Napoleon I. 1806. Wir erwähnen hier zugleich, daß nach Plutarch (Pyrrhos 34), der König nach seiner Rückkehr nach Griechenland bei der Einnahme von Argos umgekommen sein soll, indem ihm eine arme Frau mit beiden Händen von einem Dache aus einen Ziegel auf den Kopf warf, als sie den König im Handgemenge mit ihrem Sohn erblickte. Justinus (XXV. cap. 5) jedoch weiß nichts von einem Kampfe innerhalb der Stadt; nach ihm ist Pyrrhos beim Sturm auf die Mauern umgekommen. (Vergl. Droysen, Gesch. d. Hellenismus III. S. 218.)

Wir kommen zu den punischen Kriegen; auch sie hat der Treppenwitz der Weltgeschichte nicht verschont. Der Militärstaat besiegt schließlich den Handelsstaat; die uns vorliegenden Berichte stammen alle aus römischen Quellen: daher der Ausdruck „fides Punica"; hätte Karthago gesiegt, würde es „fides Romana" geheißen haben. — Von der Treulosigkeit des Siegers

darf eben nachher nicht gesprochen werden. — Der Konsul Marcus Atilius **Regulus**, durch den karthagischen Heerführer, den Spartaner Xanthippos vor den Mauern Karthagos 255 v. Chr. geschlagen und gefangen genommen, **soll** von den Karthagern zur Vermittelung eines Friedens nach Rom gesandt, dort jedoch den Frieden widerraten haben, dann nach Karthago zurückgekehrt und unter schauderhaften Martern getötet worden sein. Mommsen sagt darüber (I. S. 531):

„Unter den wenigen Gefangenen war der Konsul selbst, der später in Karthago starb; seine Familie, in der Meinung, daß er von den Karthagern nicht nach Kriegsgebrauch behandelt worden sei, nahm an zwei edlen karthagischen Gefangenen die empörendste Rache, bis es selbst die Sklaven erbarmte und auf deren Anzeige die Tribunen der Schändlichkeit steuerten. Weiter ist über des Regulus Ende nichts mit Sicherheit bekannt; **selbst seine Sendung nach Rom, die bald 503 bald 513 (der Stadt) gesetzt wird, ist sehr schlecht beglaubigt. Die spätere Zeit, die in dem Glück und Unglück der Vorfahren nur nach Stoffen suchte für Schulakte,** hat aus Regulus das Prototyp des unglücklichen, wie aus Fabricius das des dürftigen Helden gemacht und eine Menge obligat erfundener Anekdoten auf seinen Namen in Umlauf gesetzt; widerwärtige Flitter, die übel kontrastieren mit der ernsten und schlichten Geschichte.“

Desgleichen bemerkt C. **Neumann**: das Zeitalter der punischen Kriege; Breslau 1883:

„ Es ist eine bekannte Erzählung, daß die Karthager ihn 251 oder 250 nach **Appian** (*Σικελική*, 2, 1) oder nach desselben *Λιβυκή* 4 erst 241 zu Verhandlungen nach Rom geschickt haben sollen, indem] sie ihm die eidliche Versicherung abnahmen im Falle des Mißlingens wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren. Trotzdem soll Regulus den Abschluß des Friedens widerraten haben, und wieder nach Karthago zurückgekehrt sein. — Die Erzählung ist im einzelnen romanhaft und in deklamatorischer Weise ausgeschmückt; sie erweckt schon hierdurch Verdacht. Es ist auch sonst nicht recht denkbar, daß die Karthager sich eingebildet haben sollten durch die Vermittelung dieses Mannes sich günstige Bedingungen erwirken zu können; sie konnten zu dem Zweck gewiß keinen schlechteren Fürsprecher wählen. . . . . . Man hat von dieser Mission gesprochen, um eine Anlehnung für die Fabeln zu gewinnen, die man aus andern Gründen über das Ende des Regulus zu verbreiten für zweckmäßig hielt.“

Die Rede, welche Regulus bei dieser Gelegenheit in Rom gehalten haben würde, muß übrigens ein willkommenes Thema für die späteren Rhetorenschulen gewesen sein, welche in ihren sogenannten Kontroversen in der Ausmalung der Kollision der Pflichten schwelgten, wovon Friedländer in seinen „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“ (Leipzig 1871, Band I, S. 287 ff.) sehr ergötzliche Beispiele giebt. Vielleicht ist die ganze

Sendung nach Rom eine Erfindung dieser Rhetorenschulen. Regulus hatte durch seinen Hochmut, durch seinen unzweideutig ausgesprochenen Willen Karthago als politische Macht zu vernichten, den Zorn der Einwohner aufs äußerste gereizt. Dennoch schützten ihn später einige vornehme Karthager gegen die Beleidigungen des Pöbels. Über die Martern, denen man ihn nach seiner angeblichen Rückkehr aus Rom unterworfen, giebt es verschiedene Lesarten, die sich gegenseitig an Gräßlichkeit zu überbieten suchen.

Die älteste Quelle darüber ist nach Ranke (Weltgeschichte) der Konsul C. Sempronius Tuditanus (129 v. Chr.), welcher nach Gellius (Noctes atticae VI. 4), erzählt, Regulus wäre durch Schlafberaubung getötet worden; er läßt ihn vor dem Senat behaupten, daß ihm die Karthager ein schleichendes Gift beigebracht hätten. Die Nachricht über das patriotische Verhalten des Regulus steht bei Zonaras (nach Dio). Polybios weiß überhaupt nichts von diesen Vorgängen, woraus schon Paulmier (Schweighäuser, Appian III. 313 ff.), Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Erzählung hergeleitet hat und bei Livius fehlt das betreffende 18. Buch, während in der erhaltenen Inhaltsangabe zwar die Hinrichtung, aber nichts von den Martern erwähnt wird. Die Schauergeschichte findet sich aber bei Cicero, de officiis I. 13 und 3. 26 und de finibus 2. 20 u. 5. 27, sowie bei Valerius Maximus 9. 2, 1 und bei späteren, namentlich bei Tzetzes, Chiliaden III. 356, angeblich nach dem (verlorenen) 24. Buche des Diodor; nach Gellius hatte sie auch Lucius Aelius Tubero, Ciceros Freund in seinem Geschichtswerk. Danach erkennt man, daß die Ursache der boshaften Erfindung, — welcher übrigens die allen Semiten eigene Rachsucht und Grausamkeit der Karthager entgegen kam, — diese war, jene vorerwähnte schändliche Behandlung zweier karthagischer Gefangenen durch die Frau des Regulus, wenn nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu entschuldigen oder zu erklären. (Die erste Arbeit des englischen Freidenkers

John Toland war eine Abhandlung, nach welcher der tragische Tod des Regulus eine Fabel gewesen. Vergl. auch O. Jaeger, Über das Schicksal des Regulus; Köln 1878, Gymnasial-Programm.)

Über den Xanthippos äußert sich Mommsen I. S. 529, Note.

„Der Bericht, daß zunächst des Xanthippos militärisches Talent diesmal Karthago gerettet habe, ist wahrscheinlich gefärbt; die karthagischen Offiziere werden schwerlich auf den Fremden gewartet haben, um zu lernen, daß die leichte afrikanische Kavallerie zweckmäßiger auf der Ebene verwandt werde als in Hügeln und Wäldern. Von solchen Wendungen, dem Echo der griechischen Wachtstubengespräche, ist selbst Polybios (I. 32) nicht frei. — Daß Xanthippos nach dem Siege von den Karthagern ermordet worden sei, ist eine Erfindung: er ging freiwillig fort, vielleicht in ägyptische Dienste."

Jene „Wachtstubengespräche" machen ihn zu der theatralisch dankbaren Figur eines deus ex machina oder Erlösers, der mit einem leicht verständlichen Stichwort den anscheinend hoffnungslos verschlungenen Knoten „spielend" entwirrt.

Auch den Archimedes, den Verteidiger von Syrakus gegen den Konsul Marcellus, hat man mit allerhand Flittern bedacht, obgleich ein so außerordentlicher Mann ihrer am wenigsten bedurfte. So soll er bei dieser Verteidigung die römischen Schiffe mit Brennspiegeln angezündet haben.

„Polybios (fast ein Zeitgenosse), der die Belagerung von Syrakus ausführlich beschreibt, weiß überhaupt nichts von einer Verbrennung der Flotte, ebensowenig Livius oder Plutarch; die Nachricht davon steht zuerst bei Lukian in dessen Hippias und bei Galenos, welche berichten, daß Archimedes durch künstliche Mittel, durch Zündwerk, die Flotte vernichtet habe; daß Brennspiegel dabei angewandt seien, sagt mit Bestimmtheit keiner von beiden. Der erste, welcher erwähnt, daß Archimedes die Flotte der Römer mittelst der Sonnenstrahlen verbrannt habe, ist Anthemios in seiner Schrift „Mechanische Paradoxen", berühmt durch die Erbauung der Sophienkirche unter Justinian I. im 6. Jahrhundert; er bezweifelt aber, daß es auf Schußweite eines Bogens mit einem Brennspiegel geschehen könne, und schlägt daher vor, mehrere ebene Spiegel so zu kombinieren, daß sie die auffallenden Sonnenstrahlen nach einem Punkt hin reflektieren. Eigentlich sind es erst Zonaras (IX. 5 S. 210, 6, ed. Bonn), Tzetzes (Chiliaden, II, 35, beruft sich auf Diodor und Dio) und Eustathios, byzantinische Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, durch welche die Sage, daß Archimedes die römische Flotte durch Brennspiegel verbrannt habe, in Umlauf gebracht ist. Ebenso unwahr ist die Erzählung des Zonaras XIV. 3), Vol. II. S. 55 ed. Paris), daß Proklus die Flotte des Vitalianus, der unter dem Kaiser Anastasius (reg. 491—518) Konstantinopel belagerte, durch Spiegel verbrannt habe. Es ist diese Geschichte schon um deshalb nicht glaublich, weil Anthemios nichts davon erwähnt und doch gerade er die Erzählung über Archimedes wahrscheinlich zu machen gesucht hat.

— Was übrigens beide Begebenheiten von vornherein sehr unwahrscheinlich macht, ist die große Schwierigkeit der Anfertigung von Hohlspiegeln, die in bedeutender Entfernung zünden und der Umstand, daß es bei größerer Nähe wirksamere Mittel giebt eine Flotte in Brand zu stecken.“ (Poggendorf, Geschichte der Physik; Leipzig 1879 S. 21 f.)

Aus der Thatsache, daß Archimedes eine Abhandlung über Brennspiegel geschrieben und dem Bericht über die Verbrennung der Flotte haben die effekthaschenden Erzähler später wohl die Sage kombiniert, wie schon Montucla in seiner *Histoire des mathématiques* vermutet. Ranke in seiner Weltgeschichte (II. S. 238 Note) ist jedoch auffallend milde gegen die Anekdote gestimmt; und erinnert daran, daß Zonaras, der überhaupt aus Dio Cassius geschöpft, diesen in der oben erwähnten zweiten Stelle ausdrücklich erwähnt. Die Stelle, wo die Brennspiegel gestanden haben sollen, wird noch heute in Syrakus gezeigt. — Ob das von Simplicius überlieferte δός μοι πᾶ βῶ καὶ κινῶ τὰν γᾶν: „gebt mir worauf ich stehe, und ich bewege den Erdball“ historisch ist? Ist es wahrscheinlich, daß der scharfsinnige, so merkwürdig klar-geistige Mann sich dieser ziemlich tolpatschigen, unbestimmten Phrase bedient habe? Nach Plutarch (Marcellus, Kap. 14) lautete sie übrigens: „wenn ich noch einen Erdball hätte, so wollt' ich diesen von jenem aus in Bewegung setzen“. Dem römischen Soldaten, welcher ihn tötete, soll er, in seinen Studien, und Linien auf den Boden zeichnend, überrascht, das bekannte Wort zugerufen haben: „Noli turbare circulos meos“. Büchmann bemerkt jedoch in seiner zwölften Auflage, daß dies Wort erst aus dem lateinischen Lesebuche von Gedike und den lectiones latinae, dem Anhange zur Broederschen lateinischen Grammatik stammt und in einer noch früheren, daß Lübkers Reallexikon drei Stellen bei diesem Wort angebe, wo es nicht stehe; Cicero fin. 5. 19. 50. Livius 25. 31. Valerius Maximus 8. 7. An dieser letzten Stelle steht jedoch etwas ähnliches; Valerius Maximus läßt den Archimedes ausrufen: „Noli, obsecro, istum (den Staub, in den die Figuren gezeichnet waren) disturbare“.

Also 30 Jahre nach Christi Geburt erscheint diese Anekdote über das Ende des genialen Mathematikers zuerst, über welches Plutarch im „Marcellus“ Kap. 19 u. sonst allein drei verschiedene Berichte hat. Archimedes hatte auch entdeckt, wenn bei einem Kegel, einer Kugel und einem Cylinder die Höhe des ersten und dritten dem Durchmesser der zweiten und die Basis des Kegels und des Cylinders dem größten Kreise der Kugel gleich sei, daß dann der Inhalt dieser drei Körper sich verhalte wie 1 zu 2 zu 3. Auf seinem Grabmale, wird oft erzählt, sollen daher ein Kegel, eine Kugel und ein Cylinder in Gold und von den angegebenen Dimensionen angebracht gewesen sein. Cicero (Tuscul. 5. 23.), der das Grab wieder auffand, berichtet jedoch nur von einer Kugel und einem Cylinder, welche auf dem Grabmal eingraviert waren. Das Gold und der Kegel sind spätere Zusätze für Jugendschriften. —

Ein Grab des Archimedes wird übrigens noch heute gezeigt; es dürfte aber erst aus dem 19. Jahrhundert stammen.

Diese Jugendschriften enthalten auch häufig Abbildungen wie Hannibal auf Wunsch seines Vaters als neunjähriger Knabe am Altare kniet, den Römern ewigen Haß zu schwören. Die erste Nachricht davon steht bei Polybios III. 11; der König Antiochos von Syrien soll den an seinem Hofe als Flüchtling lebenden Hannibal wegen der diesem von den römischen Gesandten erwiesenen Aufmerksamkeiten mit Argwohn behandelt haben; diesen Argwohn zu dämpfen soll dann Hannibal, da seine verschiedenen Versicherungen nicht viel fruchteten, die Erzählung dieses Schwures, daß er niemals ein Freund der Römer werden wolle, als letzten Trumpf mit Erfolg ausgespielt haben; niemals — bemerken gewöhnlich die Schulbücher — ist ein Schwur treuer gehalten worden. Livius XXI. 1, 4 hat den Ausdruck etwas stärker; Hannibal schwört, sobald er könne, ein Feind des römischen Volkes zu werden. Appian (Iberica c. 9.) bezeichnet die Erzählung als eine Sage.

Von der Erzählung, daß **Hannibal** die Alpen mit Essig habe zerfressen lassen, um so einen Pfad für sein Heer zu erhalten, weiß Polybios, — der selbst die Alpen bereist hat (III. 48, Schluß) — durchaus nichts; er tadelt aber die Übertreibungen und Fabeln, welche schon zu seiner Zeit betreffs des Übergangs Hannibals über die Alpen erzählt wurden. Ein Heros soll demselben den Weg gezeigt haben, während der geniale Karthager sich vorher wohl über alles unterrichtet hatte und kundige — menschliche Wegweiser und Führer überall benutzte (III. 47—56, besonders 55). Wohl waren schon vorher große Heere über die Alpen nach Italien heruntergestiegen, aber in so schneller und erstaunlicher Weise mit Reiterei und Elefanten noch keines, „so daß gerade Hannibals Übergang bald im Munde des Volkes eine legendenhafte Gestalt annahm und eine ins Übernatürliche spielende Umformung erfahren mußte". Darum heißt es bei Livius (21, 37), — allerdings nur von einer Klippe, — der einzigen, über welche der Weg möglich war: struem ingentem lignorum faciunt, eamque, quum et vis venti apta faciendo igni coorta esset, succendunt ardentiaque saxa **infuso aceto** putrefaciunt. Zu vergleichen Appian (de bello Hann. 4), der von Wasser und Essig spricht; Juvenal 10, 153 (wo sogar der Essig allein ohne das Feuer als das die Berge sprengende Mittel bezeichnet wird), Ammianus Marcellus 15, 10, 11, der hervorhebt, das nämliche Verfahren sei bei dem Bergbau in Spanien sowohl den Eingeborenen als auch den Puniern bekannt gewesen, sowie daß die Soldaten Hannibals wohl, ähnlich wie die römischen, Essig immer bei sich geführt hätten, um das Trinkwasser damit zu vermischen; deshalb sei die Nachricht an sich nicht unglaublich. (Paehler; die Löschung des Stahles bei den Alten; Wiesbaden 1885 S. 29 unten ff.)

Eine bessere Vermutung ist vielleicht folgende: die Felsen waren mit einem spitzen Werkzeug, d. i. mit Spitzhacken, durchschreitbar gemacht worden — also mit **etwas Scharfem**;

(vergl. acuo ich schärfe; acus die Nadel). Der volkstümliche, in unsern Wörterbüchern allerdings nicht enthaltene Name dieses Werkzeugs hatte vielleicht einen auffallenden Anklang an den des Essigs. Diese Erklärung scheint befriedigender als diejenige Henneberts *Histoire d'Hannibal, II. vol,* Paris 1878, der unter acetum einen Sprengstoff verstanden wissen will, sowie als die frühere André Daciers, welcher meint, Hannibal hätte seinen Sapeuren tüchtige Rationen sauren Weines zukommen lassen, um sie zur Arbeit anzufeuern. Was dem wörtlichen Verständnis des Berichtes so sehr entgegenkam, ist die Thatsache, daß der Essig die einzige Säure ist, die den Griechen und den Römern bekannt war und daß sie sich daher schon von seiner zersetzenden und zerstörenden Kraft eine ganz übertriebene Vorstellung machten.

Gerade wie von der Gewalt des Essigs machten sich die Römer auch von der Wirkung der Zauderpolitik des Quintus Fabius bald eine übertriebene Vorstellung.

„Nicht der Zauderer hat Rom gerettet, sondern das feste Gefüge seiner Eidgenossenschaft und vielleicht nicht minder der Nationalhaß der Occidentalen gegen den phönikischen Mann". (Mommsen I S. 609.)

Wie Livius XXII. 16, 17 die Kriegslist des Hannibal bei Casilinum erzählt, lautet sie albern für die Römer: Hannibal band seinen Ochsen Reiser an die Hörner, zündete diese an und ließ die Ochsen in die Berge zwischen die römischen Posten hinauftreiben; nun heißt es, die Römer hätten sie für Gespenster gehalten und wären entflohen. Das Wahre ist aber was Polybios III. 93, 94 erzählt. Nichts war gewöhnlicher unter den Alten, als des Nachts bei Windlichtern zu marschieren; als nun die römischen Posten Fackeln zwischen sich in der unbesetzten Gegend sahen, glaubten sie, die Karthager brächen durch und zogen schleunig auf die vermeintliche, gefährliche Stelle hin, ihnen den Weg jenseits zu sperren. Während dessen waren die übrigen Karthager dicht an die Pässe gerückt und stürmten die verlassenen Posten und so zog sich das ganze Heer ohne Verlust heraus; das römische Lager ging in Flammen

auf. (Vergl. Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte, Berlin 1847, Band II. S. 56.) — Die Keuschheit Scipios, des Gegners Hannibals, muß nicht zu nahe untersucht werden, damit sie nicht Schaden leide. Die Geschichte ist hübsch und wird auch oft bildlich dargestellt. Lassen wir sie daher passieren. (Vergl. Polybios X. 18, 19.) Valerius Antias erzählt nach Gellius N. A. VII. Kap. 8 das Gegenteil.

Sehr merkwürdig ist es, daß der so unendlich oft citierte Ausspruch des älteren Cato: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam“ sich in keinem alten lateinischen Schriftsteller nachweisen läßt, sondern nur griechisch bei Plutarch. Wer ihn zuerst in der jetzt üblichen lateinischen Form geschrieben, kann nicht angegeben werden.

Von demselben Cato stammt noch eine Geschichte, von der man sich nur wundern muß, daß sie noch nicht zu einem Operetten-Libretto verwendet worden. Sie ist uns überliefert durch Aulus Gellius (N. A. I. 23) und Macrobius (Saturnalia I. 6). Es ist diejenige vom Papirius Praetextatus (toga praetexta, die Knaben-Toga); der Beiname, ursprünglich vielleicht wie Scaevola (s. S. 135) ein Spottname, ist wohl Veranlassung zur Entstehung der Geschichte gewesen. Cato soll sie, nach Gellius, in seiner Rede „vor den Soldaten gegen Galba“ angebracht haben; es sollen nämlich die römischen Senatoren die Sitte gehabt haben, auch schon ihre unerwachsenen Söhne mit in die Ratsversammlung zu nehmen. Als nun einmal der junge Papirius auch so mitgenommen worden, soll eine wichtige Angelegenheit zwar beraten aber nicht erledigt und deshalb allen Anwesenden das tiefste Stillschweigen auferlegt worden sein. Nachdem der Knabe dann nach Hause gekommen, soll die Mutter ihn aus Neugierde so lange gequält haben, bis er endlich, um Ruhe zu haben, ihr erzählt hätte, es wäre darüber beraten worden, ob nicht in Zukunft ein Mann sich zwei Frauen oder eine Frau zwei Männer nehmen könnte. Kaum hat sie dies er-

fahren, heißt es weiter, so stürzt sie fort zu ihren Freundinnen und erzählt die Schauergeschichte. Am nächsten Tage ist der Senat nicht wenig überrascht, als ein Schwarm Weiber in das Sitzungslokal dringt und unter Thränen fleht, man möchte doch lieber gestatten, daß eine Frau zwei Männer, als daß ein Mann zwei Frauen nehmen dürfe, bis dann endlich der Knabe hervortritt und den Irrtum erklärt. Hierauf hätte der Senat beschlossen, daß Knaben nicht mehr in die Sitzung mitgebracht werden dürften mit Ausnahme des jungen Papirius. — Polybios, dem die Gabe der göttlichen Grobheit nicht versagt war, bemerkt III. 20 (nicht II. 20), wahrscheilich mit Beziehung auf diese Geschichte: „Die Erzählung, daß Väter ihre Söhne von zwölf Jahren an mit sich in den Senat gebracht und diese, unterrichtet von den Ratschlüssen nicht einmal ihren Anverwandten etwas von dem, was geheim bleiben sollte, verraten hätten — sei so unwahrscheinlich als unwahr; es hätte denn, ‚beim Zeus‘, zu den anderen Gaben das Glück auch noch dies den Römern verliehen, daß sie gleich von Geburt an gescheut wären“. Schließlich meint er, „es sei Geschwätz für Barbierstuben passend“.

Auf Marius (156—86) soll in seiner Jugend, als er einmal unter einem Baume schlief, ein Adlernest mit sieben Jungen herabgefallen sein, was man später auf die sieben Konsulate gedeutet hat, welche er inne gehabt. Das Adlerweibchen legt aber garnicht so viel Eier. Plutarch (Marius Kap. 36) bezweifelt die Erzählung deshalb schon; sie ist also wohl auch nur vom Treppenwitz der Geschichte erfunden, der Prophezeiung zu Liebe. — Der sprüchwörtlich gewordene Lucullus soll im Jahre 74 v. Chr. die Kirsche aus Pontus, speziell aus der Stadt Kerasus nach Italien gebracht haben (Plinius H. N. 15, 25, Athenaios II. 50, Tertullian, Apologie 11). Dies kann sich aber nur auf eine besonders edle und neue Sorte beziehen; auch heißt die Frucht nicht nach der Stadt, sondern umgekehrt, wie schon Eustathios in

seinem Kommentar zur Iliade II. 853 erkannt, die Stadt nach ihrem Reichtum an Kirschenpflanzungen. — Bei Julius Cäsar, als einem durchaus litterarisch gebildeten Mann, hat die passende Äußerung am passenden Ort schon größere Wahrscheinlichkeit. Das „jacta est alea“ und das „veni, vidi, vici“ werden wohl vor der Kritik bestehen; Cäsar selbst zwar erwähnt sie nicht; wohl aber Plutarch beide und jenes auch Sueton; aber zwei ebenso bekannte Worte sind minder gefeit; das eine: „Du trägst den Cäsar und sein Glück,“ welches er zum Schiffer bei der stürmischen Überfahrt gesagt haben soll und das andere, sein letzter Ausruf, als er ermordet wurde: „Et tu, Brute“. Des ersteren Wortes erwähnt Cäsar nicht in seinen Kommentaren, auch sonst findet man bei den Alten immer nur angegeben: „Du trägst den Cäsar“, (Florus 4, 2 und Cassius Dio 41, 46), nur Plutarch (Cäsar 38) hat „und das Glück des Cäsar“, was aber nichts half, da der Steuermann doch schließlich umkehren mußte; über das zweite Wort weichen die Angaben der Alten zu sehr ab — Sueton und Plutarch lassen Cäsar sogar ganz schweigend hinsinken — als daß man diesem Ausrufe eines Sterbenden trauen sollte. Daß aber Cäsar vor Alexandrien vom Schiffe in voller Rüstung ins Meer gesprungen und dann und wann sogar wegen der auf ihn gerichteten Geschosse untertauchend, doch mit einer Hand seine Papiere über Wasser trocken haltend, ans Land geschwommen sei, ist ein solcher Unsinn, daß es unbegreiflich ist — indem Cäsar selbst nichts davon schreibt — wie man es dem Plutarch (Cäsar, Kap. 49), dem Cassius Dio 42, 40 und dem Sueton (Cäsar, Kap. 64) so oft hat nacherzählen können, wenn auch Camoens in ähnlicher Weise von sich berichtet, daß er, das Manuskript der Lusiaden in einer Hand haltend, bei einem Schiffbruch das Ufer schwimmend erreicht habe. (Man zeigte auch die Höhle in Macao, wo Camoens sein Gedicht verfaßt haben soll, als Seitenstück zu der Höhle auf der Insel Salamis,

wo nach Philochoros der Tragödiendichter Euripides seine Dramen niedergeschrieben. (Gellius, Noctes Atticae, 15, Kap. 20.)

In Cäsars beiden auf uns gekommenen Schriften „über den gallischen Krieg" und „über den Bürgerkrieg" besitzen wir weniger Geschichtswerke als mit Meisterhand geschaffene politische Aufsätze, seine Handlungsweise vor dem römischen Volke zu rechtfertigen. Er hatte Gallien erobert, ohne vom Senat dazu beauftragt zu sein, weil er des Landes Tempelschätze brauchte.

„In Gallien raubte er die mit Weihgeschenken gefüllten Heiligtümer und Tempel der Götter aus und zerstörte die Städte öfter um der Beute als um eines Vergehens willen." (Sueton, Cäsar 54.)

Bei seiner Rückkehr nach Italien brachte er soviel Gold mit, daß dieses Metall bedeutend in seinem Preisverhältnis gegen Silber zurückging und sich auf $8._{93}$: 1 stellte, während das gesetzliche Verhältnis damals $11._{91}$: 1 war (Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens; Berlin 1860, S. 463 f.). Davon natürlich erzählt Cäsar nichts.

Von den Mördern Cäsars berichtet Plutarch in dessen Leben (Kap. 69) u. a., daß Cassius sich mit demselben Dolche das Leben genommen habe, mit welchem er auf Cäsar zugestoßen habe, was etwas an Platens „verhängnisvolle Gabel" erinnert; — allein im Leben des Antonius (Kap. 22) und in dem des Brutus (Kap. 43) hat er diese poetische Gerechtigkeit vergessen und erzählt, Cassius habe sich von seinem Freigelassenen Pindaros durch Abschlagen des Kopfes töten lassen. Daß „einige der Mörder Cäsars" sich mit denselben Dolchen umbrachten, mit denen sie ihn getötet, erzählt übrigens auch Sueton (Cäsar 89). Porcia, die Frau des Brutus, soll sich durch Verschlucken glühender Kohlen getötet haben;

— und als sie sich allein sah, schlang sie Feuer;

das klingt sehr unglaublich. Martial setzt Asche an Stelle der glühenden Kohlen; vielleicht hat sie sich mit Kohlendunst erstickt.

Betreffs der Freundin Cäsars, der Kleopatra, hat Adolf Stahr auf die Unwahrscheinlichkeit einiger sehr bekannten Anekdoten aufmerksam gemacht. Kleopatra soll mit Antonius gewettet haben, sie werde in einer einzigen Mahlzeit die Summe von zehn Millionen Sesterzien (etwa 2,000,000 Mark) verzehren und um dies zu thun, eine ihrer beiden kostbarsten Perlen in Essig aufgelöst und getrunken haben. Als sie sich dann angeschickt habe, auch die zweite folgen zu lassen, soll ihr der zum Schiedsrichter der Wette bestellte Lucius Plancus, einer der Generale des Antonius, in den Arm gefallen sein und den Antonius für besiegt erklärt haben, ein Ausspruch, der später, wie der Erzähler (Plinius, H. N. IX. Kap. 35) hinzusetzt, als böses Omen angesehen wurde, „nachdem sich das Schicksal des Antonius erfüllt hatte"; allerdings lösen sich Perlen in scharfem Essig, jedoch wenn er kalt, erst in mehreren Stunden, in kochendem schneller, kleine Perlen in 8—15 Minuten; die ganze Geschichte ist aber wohl erfunden, vielleicht um die Prophezeiung hinterher daran anbringen zu können. Bei der Angabe eines andern Omens, nämlich, daß bei Actium das Flaggenschiff des Antonius durch einen kleinen halbfußlangen Fisch, Echeneis (Schiffhalter) genannt, angehalten sei, dem der Aberglaube solche Kraft zuschrieb (Plinius XXXII. 1), liegt das der Widersinnigkeit wegen am Tage. Stahr, der, so zu sagen, eine große General-Reinigung der römischen Kaisergeschichte unternahm, erwähnt auch einer sehr charakteristischen, von Plutarch berichteten Anekdote. Antonius hatte dem Octavian vor der Einnahme Alexandrias durch letztern noch ein glückliches Gefecht geliefert. In die Stadt zurückgekehrt, stellt er darauf seinen tapfersten Krieger der Kleopatra vor, welche demselben einen goldenen Helm und Harnisch als Ehrengabe überreicht.

„Der Mann nahm das Ehrengeschenk und desertierte noch in derselben Nacht ins Lager Octavians. Es ist ein poetischer Zug, der das Pathos der hoffnungslosen Lage des Antonius gesteigert hervorheben sollte, eines jener „Lichter", wie es die Maler, auch die mit Worten malenden, ihren Gemälden aufzusetzen lieben."

Endlich sind die Nachrichten über den Tod der Kleopatra sehr verschieden. Daß sie bei Lebzeiten an verurteilten Verbrechern Versuche über die Wirkung der Gifte angestellt, erzählt Plutarch (Antonius 71), welche Erzählung der Dichter Rabirius bis ins Grausenhafte übertrieben hat. Allein die Angaben der Alten über die Todesart der Kleopatra lauten verschieden. Gewisses weiß man nicht, da man sie schon tot und ihre beiden Kammerfrauen im Sterben fand. Im Triumphzug des Augustus ist aber ein Bild mit aufgeführt worden, auf welchem man die Kleopatra mit einer Natter auf ihrem Arm sah (Plutarch; Antonius, Kap. 86); denn dem Maler war der Tod vermittelst eines Schlangenbisses der dankbarste Vorwurf.

Über die Abstammung der Römer von den Trojanern bemerkt Mommsen (S. 471):

„Von troischen Seefahrten weiß die ganze ältere Poesie nichts; bei Homer herrscht Aenäas nach Ilions Fall über die in der Heimat zurückbleibenden Troer. Erst der große Mythenwandler Stesichoros (632—553) führte in seiner „Zerstörung Ilions" den Aenäas in das Westland, um die Fabelwelt seiner Geburts- und seiner Wahlheimat, Siziliens und Unteritaliens, durch den Gegensatz der troischen Helden gegen die hellenischen poetisch zu bereichern. Von ihm rühren die seitdem feststehenden dichterischen Umrisse dieser Fabel her, namentlich die Gruppe des Helden, wie er mit der Gattin und dem Söhnchen und dem alten, die Hausgötter tragenden Vater aus dem brennenden Ilion davongeht und die wichtige Identifizierung der Troer mit den sizilischen und italienischen Autochthonen, ... Aber der eigentliche Vollender der später geläufigen Fassung dieser Troerwanderung ist Timaios von Tauromenion auf Sizilien, der sein Geschichtswerk 262 v. Chr. schloß. . . . . Auch ist bei ihm Dido Karthagos Gründerin und Rom und Karthago werden in demselben Jahre erbaut. . . . . Im wesentlichen kann die Erzählung nicht von Latium herübergenommen, sondern nur die eigene nichtsnutzige Erfindung der alten „Sammelvettel" gewesen sein. . . Er war vollkommen dazu berufen aus der naiven Dichtung der älteren Zeit den wüsten Brei zu kneten, welchem das Spiel des Zufalls eine so seltsame Celebrität verliehen hat."

Diesem Spiel des Zufalls also verdankten es die Ilier, daß, als sich der König Seleukos von Syrien an den römischen Senat um Bündnis und Freundschaft bittend wandte (es ist nicht ganz sicher welcher Seleukos; nach Mommsen Seleukos Nikator [472 d. St.], nach Droysen Seleukos Kallinikos [507 d. St.]), der Senat beides in einem griechischen Briefe

versprach, falls der König die Ilier als Stammverwandte der Römer von allen Lasten befreien wolle (Sueton, Claudius; Kap. 25) und daß 189 v. Chr. nach dem Frieden mit Antiochus Ilion für „frei" erklärt wurde. — Ferner haben die Römer eine Gesandtschaft an die Ätolier geschickt, sie möchten die Akarnanen in Ruhe lassen, da dies die einzigen Griechen wären, deren Väter nicht mit gegen Troja gezogen (Justinus 38, 1); die Zeit ist ungewiß. — Uns ist diese Abstammung jedoch am vertrautesten durch den Dichter Virgil, welcher das Geschlecht der Julier direkt von Aenäas herleitet; eine lächerliche Eitelkeit, welche die europäischen Herrscherfamilien bis ins Mittetalter hinein nachahmten. Lewis a. a. O., Teil I. S. 83 bemerkt:

„Virgil besonders, dessen Aeniede in hohem Grade das Gepräge eines zur Verherrlichung der julischen Familie geschriebenen Gedichtes eines Hofpoeten an sich trägt, erschöpft seinen Scharfsinn darin, dies Geschlecht und die Thaten des Augustus mit der ältesten Sagengeschichte Roms zu verbinden."

Viel eher kann man es dem Dichter verzeihen, daß er mit Timaios (s. o.) die gute Königin Dido von Karthago durch mehrere Jahrhunderte verschiebt, um sie in ein romantisches Verhältnis mit seinem Helden bringen zu können, bei welcher Gelegenheit erwähnt zu werden verdient, daß der Bericht, nach welchem Dido von den Eingeborenen soviel Land bewilligt erhalten, als sie mit einer Kuhhaut umspannen könnte, und dann die Kuhhaut in schmale Streifen zerschnitten und sich so in den Besitz eines großen Stückes Land gesetzt haben soll — daß dieser Bericht wohl auch zu den wortinterpretierenden Treppenwitzen der Geschichte gehört. Der Ort, aus welchem späterhin Karthago (karda hadascha — neue Stadt) entstand, hieß Betzura oder Bosra, das war im Hebräischen und Phönizischen die „Burg"; die Griechen aber sprachen es Byrsa aus (= Fell), möglicherweise auch, weil die Gestalt der Halbinsel, auf der die Stadt lag, der einer Kuhhaut ähnelt, und erfanden zu dem Namen die Erzählung. Übrigens wiederholt sich der Bericht von der Kuhhaut in der

Geschichte; diese gehört also zu den Stoffen der Wander-Anekdote. — Wir wollen übrigens noch erwähnen, daß man die Unverschämtheit hatte, das Schiff, in welchem Aenäas nach Italien gekommen, noch zur Zeit des Prokopios († ca. 565 n. Chr.) zu zeigen (Prokopios de bello Gothico 4, 22). Es soll gar keine eisernen Teile an sich gehabt haben.

„Das Schweigen aller früheren Schriftsteller inbetreff eines so merkwürdigen Überbleibsels, sowie seine Angabe, daß alle Teile des Schiffs sich in vollkommenem Zustande befanden, lassen vermuten, daß es nicht sehr alt war." (Lewis a. a. O. Teil I. S. 311 Note.)

Zu vergleichen wäre noch Cauer: die römische Aeneassage von Naevius bis Vergilius; Leipzig 1886 bei Teubner.

Der Kaiser Augustus soll nach Sueton, als er die Nachricht von der Niederlage des Varus erhalten hatte, in der Stadt einen Aufruhr gefürchtet und dem Jupiter große Spiele gelobt haben, wenn er der Gefahr entgehe; ferner heißt es, er hätte sich den Bart wachsen lassen, sei mit dem Kopf gegen die Wand gerannt und habe ausgerufen: „Vare, redde legiones!" „Schade," bemerkt Ranke (W. G. III. S. 330) „daß sich diese sprüchwörtlich gewordene Anekdote in der Gesellschaft so augenscheinlicher Übertreibungen findet."

Auch die „letzten Worte" des Kaisers „valete et plaudite" sind wohl unhistorisch. Ranke (W. G. III. S. 332) schreibt darüber:

„Die eigentliche Quelle derselben ist Sueton (Augustus Kap. 99). Er erzählt, nach einem Gespräch mit Tiberius in Nola habe Augustus noch einmal befohlen, ihm einen Spiegel zu reichen, sein Äußeres in Ordnung zu bringen (malas labentes corrigi praecepit). Dann habe er sich mit der Frage an die eingelassenen Freunde gewandt, ob er ihnen das Schauspiel des Lebens glücklich vollendet zu haben scheine; wenn dem so sei, dann möchten sie — das Letzte habe er in griechischer Sprache gesprochen — Beifall klatschen. (Δότε κρότον καὶ πάντες ὑμεῖς μετὰ χαρᾶς κτυπήσατε) Denkt man sich in das Zimmer eines gefährlich Erkrankten auf der Einsamkeit einer Reise, so ist es doch kaum glaublich, daß der sterbende Mann den Ton eines Schauspielers nach glücklich vollendetem Spiel angenommen habe. Wohl aber sehr möglich, daß es anderen so vorkam, als habe Augustus das Ziel seiner Thätigkeit glücklich zu Ende geführt. Das ganze Leben des Augustus erschien ihnen wie ein Schauspiel, das nun zu Ende gekommen sei; es bliebe nichts übrig, als Beifall zu klatschen. Es hat nichts zu bedeuten, daß Dio, der hier überhaupt die ungünstigen Nachrichten noch überbietet, an diese Scene geglaubt hat. Mir scheint sie aus derselben Quelle zu stammen, wie jener Anblick Alexanders

und der Ptolemäer: nicht wahr, aber sehr gut erfunden." — (Nachdem Augustus die Leiche Alexanders betrachtet, soll er es abgelehnt haben, die Gräber der Ptolemäer zu besuchen — „er wolle Könige sehn, nicht Tote.")

Über die Kaiser, vom zweiten ab bis Nero, diesen miteingeschlossen haben uns Tacitus, Suetonius und andere Historiker wahre Schauergemälde von Grausamkeit und Verworfenheit geliefert. Schon Montaigne und nach ihm Voltaire, dieser in seinem Aufsatz *„Le Pyrrhonisme dans l'histoire," chap. XIII,* haben sich skeptisch über Tacitus ausgesprochen. Ihm folgte der erste Napoleon 1804 in seinen Äußerungen gegen Fontanes. In neuerer Zeit hat Adolf Stahr eine Lanze für Tiberius und eine andere für Agrippina gebrochen, ohne im ganzen damit viel Anerkennung zu finden. Doch ist manches in seinen Schriften wohl zu beachten. Wieviel zu den Schauergeschichten über die Kaiser die ohnmächtige Wut der aus dem Sattel gehobenen römischen Geschlechter, wieviel boshafter und unkontrollierbarer Hofklatsch beigetragen, wieviel die Absicht nach dem Aussterben des Julisch-Claudischen Geschlechts mit Nero der folgenden Herrscherfamilie zu schmeicheln, ist heut wohl nicht mehr möglich zu entscheiden. Hermann Schiller in seiner Geschichte des römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero, Seite 7, urteilt wie folgt:

„Wir sind gewohnt, Tacitus als das Muster eines Geschichtsschreibers preisen zu hören und es mag dies Lob in mancher Hinsicht gegründet sein; nur darf man darunter nicht die Quellenkritik und die eigene Forschung begreifen; denn diese stehen auch bei Tacitus erstaunlich tief. Archivalische Studien hat er nie gemacht."

Stahr macht besonders darauf aufmerksam, wie Tacitus sich immer stellt, als wisse er ganz genau die geheimsten Gedanken, welche Tiber bei allen seinen Entschlüssen und Handlungen gehabt (was doch eigentlich nur dem Romanschreiber frei steht), und dann jeder Handlung die niedrigsten Motive unterlegt. Das Ende des Tiber war nach Tacitus, daß er, nachdem er schon für tot gehalten, wieder zu sich kam, jedoch mit Kissen erstickt wurde. Suetonius erwähnt dies nur als ein Gerücht; Ranke bemerkt darüber (W. G. III. S. 303):

„Die Erzählung des Tacitus ist stilistisch und litterarisch ein Meisterstück, aber der historischen Kritik gegenüber ist sie unhaltbar.“

Die Geschlechter hätten den Kaiser gern wie ein giftiges Reptil erdrückt; darum erzählten sie schließlich, er wäre so erdrückt worden.

Über Caligulas Kriegszug existieren zwei Berichte, — von Sueton und von Dio Cassius. „Sie sind beide fabulos, aber sehr verschieden in ihren Fabeln.“ Die Einzelheiten würden hier zu weit führen; allbekannt ist die Geschichte, wie Caligula seine Soldaten sich schlachtbereit aufstellen läßt und dann plötzlich den Befehl giebt Muscheln zu sammeln, die er als dem Ocean abgenommene Beute bei seinem Triumph in Rom mit vorführt.

„Aus den beiden Berichten kann man nichts abnehmen, als daß Caligula Demonstrationen gegen Germanien und Britannien machte, die zu nichts führten. Wenn er merkwürdige Produkte der See nach Rom schickte, nachdem er einen Kriegszug angekündigt hatte, so ist leicht zu erklären, wie die Schlagfertigkeit der Truppen und dieser kleine Gewinn mit einander in Gegensatz gebracht wurden und in jene fabelhafte Geschichte ausarteten, die von Sueton und Dio in ähnlichen, aber doch verschiedenen Fassungen wiederholt wird.“ (Ranke, W. G. III. S. 339.)

Nero hat seinen Stiefbruder Britannicus umbringen lassen; es ist auch das oft, möglicherweise mit Unrecht, bezweifelt worden; man lese aber des Tacitus Beschreibung des Gastmahls, während dessen die Vergiftung stattfindet und frage sich, ob diese — hinreißend geschilderte — Scene möglich ist; sie könnte gleich so auf dem Theater gespielt werden — zumal Britannicus noch in derselben Nacht bestattet wird — da alles dazu vorbereitet war. Wir finden Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung!

Hat Nero Rom in Brand gesteckt? (19. Juli 64 n. Chr.) Nein! Selbst Tacitus (Annalen XV. Kap. 38—44) sagt, daß es für Behauptungen, der zufälligen sowohl, als der beabsichtigten Entstehung des Brandes Gewährsmänner gebe. Finstere Gestalten sollen umhergeschlichen sein, Zündstoff in die Häuser werfend, und andere am Löschen verhindernd — höheren Befehl vorschützend; aber nach einem Ereignis wie der Brand Roms dürften die aufgeregten Gemüter der Bewohner der-

gleichen Angaben ebenso leicht erfunden, als geglaubt haben; und selbst wenn jene finstern Gestalten die erwähnten Befehle vorgeschützt hätten, folgt daraus gleich, daß es wahr gewesen? Nero selbst befand sich in Antium und kam erst nach Rom, als auch sein Haus angefangen hatte zu brennen. Er that dann, wie Tacitus an einer andern Stelle (Annal. 15, 50) erzählt, alles mögliche zur Unterdrückung des Brandes und zur Linderung der dadurch verursachten Not und lief in der Nacht ohne Begleitung durch die Stadt; trotzdem war das Gerücht verbreitet, er habe während des Brandes seine Hausbühne bestiegen und im Tragödenschmuck sich an der Flammen Pracht weidend, den Untergang Trojas gesungen; ein berühmtes Bild von Piloty stellt den Nero dar, wie er, wie oben beschrieben, die Laute schlägt. Tacitus, der dieses Gerücht auch erwähnt (Ann. XV. 40), verwirft es; Sueton (Nero 38) giebt es als Thatsache, ebenso Dio Cassius (62. 18). Der bewußte Turm wird noch heute gezeigt. Sueton erzählt sogar, die Brandstiftung wäre geschehen, weil einmal jemand in Neros Gegenwart citiert hätte:

ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί

(nach meinem Tode möge die Erde in Flammen aufgehn), worauf Nero auf griechisch hinzugefügt hätte: Vielmehr schon während ich lebe! und die betreffenden Befehle gleichsam *à propos* erteilt habe. — Der Bericht bei Tacitus über die nach dem Brande stattgefundene Christenverfolgung ist ganz verworren, aber merkwürdig für uns, weil er die einzige Erwähnung des Erlösers in einem profanen Schriftsteller ist (die andere, vermutlich gefälschte, findet sich bei Josephus, Archäologie XVIII 3, 3). Ergo abolendo rumori Nero subdidit reos, sagt Tacitus, Annalen XV. 44, 4, et quaesitissimis poenis affecit, quos per flagitia invisos, vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis eius Christus, qui Tiberio imperante, per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat. Die Christen, auf welche Nero die Schuld ge-

schoben, wurden nach Tacitus nicht sowohl der Brandstiftung, als vielmehr des Hasses gegen das Menschengeschlecht überwiesen (wir würden heute vielleicht sagen des Pessimismus oder der Verneinung des Willens); wörtlich genommen paßt jener Ausdruck mehr auf die Juden mit ihren Speisegesetzen, als auf die Christen; sie waren geständig; aber weder in ihrem Geständnis noch in der Untersuchung wurde des städtischen Unglücks gedacht und als die Verurteilten in Neros Gärten zu Tode gemartert werden, bedauert sie das Volk, daß sie nicht des allgemeinen Besten wegen, sondern um Neros Lust an blutigen Schauspielen zu befriedigen, hingeopfert werden und nur Tacitus giebt ihnen noch einen Tritt, indem er meint, sie hätten ihre Strafe wegen ihres Aberglaubens verdient. „Das ist keine Geschichte und daraus läßt sich keine machen“. (Bruno Bauer, Christus und die Cäsaren; Berlin 1877, S. 154.) — Von Cassius Dio ist der über Neros Regierung handelnde Abschnitt, (für den man Plinius Naturgeschichte und Sueton — nicht Tacitus — als Quellen ansieht), nur in dem Auszuge des Xiphilinus (lebte im 11. Jahrhundert) erhalten. Von dem Brande Roms ist Buch 62 Kap. 16—18 die Rede. Nero läßt aus Übermut die Stadt anzünden, um einen zweiten Brand Trojas zu sehen, das Volk flucht ihm; er sucht es zu besänftigen und erhebt Kontributionen mit Berufung auf den Brandschaden — aber von den Christen ist mit keiner Silbe die Rede. Ob dies bei Dio selbst auch der Fall war, bleibt allerdings unentschieden. Sueton berichtet auch (Nero Kap. 16) die Hinrichtung der Christen durch Nero, wenn auch nicht mit der Beschuldigung der Brandstiftung in Verbindung gebracht. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob damals schon eine größere Christengemeinde in Rom existierte, denn die Apostelgeschichte (s. w. u.) ist als Autorität dafür nicht genügend und wenn Paulus am Schluß seines Römerbriefes (Kap. 16) eine Menge Personen grüßen läßt, so ist daran zu erinnern, daß die beiden letzten Kapitel 15 und 16

möglicherweise ein späteres Anhängsel sind, indem der Gnostiker Marcion im Jahre 140 den Brief noch ohne jene beiden Kapitel in Händen hatte.

Über Neros Ende bemerkt Bruno Bauer (a. a. O. S. 169):

„Der bunte Kranz von Anekdoten, mit denen die letzten Wochen, Tage und Stunden Neros ausgeschmückt sind, wie er z. B. (Dio Cassius 63, 26) zur Zeit des gallischen Allarms in einer Nacht Senatoren und Ritter, als wollte er mit ihnen über das Ereignis des Tages beraten, zu sich berief und ihnen dann nur eröffnete, daß er die Kunst entdeckt habe, der Wasserorgel einen stärkeren und helleren Ton zu geben, ist das Werk einer lustigen Dichtung, der es Spaß machte, das fruchtbare Thema des närrischen Virtuosen gegenüber der Erhebung Galliens und dem Anmarsche Galbas zu Variationen zu benutzen. Jene Anekdote des Dio Cassius ist sogar nach demselben Schema geformt, nach welchem bei Juvenal Domitian einem nächtlichen Staatsrat die Frage nach der Servierung der großen Steinbutte vorlegt und Caligula bei Dio Cassius (95, 5) den Senatoren, die er wie zu einer wichtigen Beratung citiert hatte, tanzend aus seinem Kabinet entgegenkommt und einen Solotanz zum Besten giebt."

Darüber, wie das Bild des letzten Fürsten aus einer gestürzten Dynastie zur Karrikatur wird, vergleiche man das weiter unten über Richard III. von England angeführte. — Daß aber speziell Nero den Römern so verhaßt war, daß sie sich gar nicht Genüge leisten konnten in den Schandthaten, die sie ihm andichteten, erklärt sich vielleicht aus ihrer Abneigung gegen dasselbe Griechentum, das sie doch schließlich nach allen Richtungen hin anerkennen mußten und dem Nero seine Huldigungen allerdings etwas hinzeigender Weise entgegentrug; die Vorwürfe, welche die Römer den Griechen machten, oft ohne den Balken im eigenen Auge zu sehen, werden gegen Nero zur unmöglichen Karrikatur zugespitzt. Wie dem aber auch sei, gegen die Schandthaten des ekelhaften Philipp II. von Spanien und seiner Inquisition bleiben Neros Grausamkeiten doch fast eine Spielerei. Dabei sind aber einzelne Züge, die von Nero berichtet werden, so unerhört, daß eine kritische Bearbeitung seines Lebens gerade so wie desjenigen des Dionysios von Syrakus sehr zu wünschen wäre. Über diesen stammen die meisten der bekannten Anekdoten wohl aus Cicero (Tuskulanen V. 20), der jedoch damit auf Cäsar zu sticheln scheint.

Auch bei Diodor z. B. 14. 107 und 15. 74 klingt einiges über Dionysios Mitgeteilte sehr wie Klatsch.

Unverschämt und damit zum Teil sehr drollig sind die Geschichten, welche der jüdische Geschichtsschreiber Josephus über das Ende des jüdischen Reichs und die Zerstörung Jerusalems zum besten giebt. Bei der Belagerung von Jotapata durch Vespasian möchte er gerne unter einem Vorwande durchbrennen, aber die belagerten Juden verhindern ihn daran. Als die Römer schließlich stürmen, verkriecht er sich mit 39 andern in einen Brunnen. Vespasian, so erzählt Josephus, will ihn durchaus bei sich haben und schickt mehrere Parlamentäre, die ihn von oben herab einladen; aber die miteingesperrten Juden drohen, ihn im Falle eines solchen Verrats zu töten und verlangen, daß er mit ihnen freiwillig sterbe. Darauf hält er ihnen einen Vortrag gegen den Selbstmord und schlägt vor, sie sollten sich alle gegenseitig paarweise töten und die Reihenfolge durch das Los bestimmen; wird angenommen, wie er erzählt; die Juden erstechen sich gegenseitig paarweise „bis er mit dem letzten der 39 übrig bleibt, mit dem er sich freundschaftlicher Weise abfindet, heiler Haut zusammen aus dem Brunnen zu klettern." (!) Der letzte Abgesandte des Vespasian soll diese wunderliche Scene von oben mit angesehen haben. Vor Vespasian geführt, prophezeit er (so flunkert er weiter), daß dieser Kaiser werden würde; diese Prophezeiung leidet an allen Symptomen eines unverschämten Humbugs. Bei der Belagerung Jerusalems durch Titus endlich, die er ganz theatralisch schildert, spielt er dann, nach seinem Bericht, die in seiner Lage sehr wunderliche Rolle des „ehrlichen Maklers", indem er die Juden in der belagerten Stadt mehrmals zu Gunsten der Römer apostrophiert; er wohnt dem Triumphzuge des Vespasian über die Juden bei, welchen er schildert, als ob sie ihn garnichts angingen und tritt dann als kaiserlich römischer Preß-Jude in die Dienste des Bezwingers seines Vaterlandes. Eisenbahnkonzessionen gab es damals noch

nicht. Wie sich Josephus nach diesen Leistungen darüber beschweren konnte (gegen Apian 1, 10), „daß schlechte Menschen sein Geschichtswerk ein Schulbuch für Kinder genannt haben", bleibt unerfindlich. Seine Schriften

„. . . waren die offiziösen Broschüren, die ein großes Zeitereignis im Sinne des regierenden Hauses zurechtlegten und die Bewunderung der heranwachsenden Jugend auf die Person des von der Gottheit begünstigten Machthabers hinlenkten." (Bruno Bauer; Christus und die Cäsaren S. 193.)

Mit den Kaisern Vespasian und Titus behauptet Josephus zwar auf sehr gutem „Reporter"-Fuß gestanden zu haben; sonst aber war Titus als Eroberer Jerusalems den Juden natürlich tötlich verhaßt. Er soll, den Gott derselben schmähend, behauptet haben, selbiger wäre nur mächtig auf dem Wasser und hätte deshalb den Pharao ersäufen können; wenn er wirklich stark wäre, hätte er den Kaiser vor Jerusalem bekriegt. Da habe eine Stimme vom Himmel gerufen: „Schändlicher Mensch! ich habe ein kleines Geschöpf, welches Dich bekriegen wird." Nachdem Titus gelandet, sei dann eine Mücke ihm in die Nase gekrochen und habe sieben Jahre hindurch Löcher in sein Gehirn gefressen. Als sein Schädel später geöffnet worden, sei die Mücke so groß gewesen, wie eine Taube; ihr Mund sei aus Kupfer und ihre Krallen aus Eisen gewesen. (*Disraeli, Curiosities of litterature*, S. 48.) Was die Juden über die Bestrafung des Kaisers in der Hölle anführen, ist nicht salonfähig, ja nicht einmal stammtischfähig. — Aulus Gellius, den wir oft citierten, schwindelt nicht soviel wie Josephus, hat aber auch seine schwachen Stunden; so erzählt er in seinem Noctes Atticae, Buch 9 Kap. 4, daß er nach seiner Rückkehr von Griechenland nach Italien bei der Landung in Brundusium einige Bündel alter Scharteken von griechischen Büchern zum Verkauf habe aufliegen sehen, „voll von Wundern und Märchen und unerhörten, unglaublichen Geschichten, deren Verfasser oft Schriftsteller von nicht geringem Ansehen gewesen, z. B. Aristeas von Prokonnesos, Isigonos von Nikaea, Ktesias,

Onesikritos, Polystephanos und Hegesias. Da sie sehr wohlfeil sind, kauft er die meisten und giebt nun im erwähnten Kapitel eine Anzahl leider größtenteils recht läppischer Wundererzählungen zum besten."

„Die so sorgfältig ausgemalte Geschichte klingt ganz glaublich, ist aber dennoch Fiktion; was sich Gellius selbst aus seinen Schätzen notiert haben will, ist aus dem siebenten Buch von Plinius' Naturgeschichte herübergenommen, wo auch die betreffenden Autoren alle genannt werden. Vergl. Kretzschmer: de auctoribus Gellii grammatici 13 ff." (Kalkmann; Pausanias der Perieget, Berlin 1886, S. 8.) Übrigens erwähnt Gellius im selben Kapitel, daß er im siebenten Buche des Plinius eine der Angaben wieder (!) gelesen habe.

Belisar, nachdem er dem Kaiser Justinian mehrere Königreiche erobert hatte, soll schließlich, in Ungnade gefallen, als blinder Bettler in den Straßen Konstantinopels um Almosen gefleht haben. Etwa 600 Jahre nach seinem Tode schildert zuerst Johannes Tzetzes „in zehn schlechten griechischen Versen" den blinden und bettelnden Belisar, welche Mär dann vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach Italien drang und allgemein geglaubt wurde. Eine schöne antike Statue, damals im Museum Borghese, erhielt sogar den Namen des bettelnden Belisar. Winckelmann hat später nachgewiesen, daß sie den Augustus mit der Nemesis (!) darstellt. In Frankreich und Deutschland ist diese Anekdote aber erst im 18. Jahrhundert durch Marmontels Aufsehen erregenden Roman populär geworden, zu welchen ihm ein Bildnis Belisars von van Dyck begeistert hatte, worauf ihm 1781 der Maler David noch durch ein Gemälde zu Hülfe kam und unter Napoleon I. Jouy mit einer Tragödie, die jedoch erst 1825 mit Talma in der Titelrolle gespielt wurde. Marmontel behauptete, den Procopius, den Sekretär Belisars, benutzt zu haben; das ist aber durchaus unwahr. Auch Jouy gab, wohl nur aus Unwissenheit, an, sich streng an die Geschichte gehalten zu haben. Feller endlich in seiner *Universal biography* erzählt, daß „bis auf den heutigen Tag" ein Gefängnis in Konstantinopel als Turm des Belisar gezeigt werde. „Es steht an den See auf dem Wege vom Schloß der sieben

Türme nach dem Serail." Die Leute erzählten, daß er von da aus einen kleinen Sack an einem Bindfaden herabgelassen habe, rufend: date obolum Belisario quem Fortuna evexit, Invidia oculis privavit. — Mit der Ungnade hat es seine Richtigkeit; die fabelhaften Zusätze aber sind widerlegt worden (nach Delepierre, *Historical difficulties*, S. 28) durch Samuel Schelling, Dissertatio historica de Belisario, Wittenberg 1665; Th. Fr. Zeller, Belisarius, Tübingen 1809 und Roth, Über Belisars Ungnade, Basel 1846. —

Zum Schluß noch ein Wort über die Vernichtung der Bibliothek in Alexandria durch den Khalifen Omar. Nach der Einnahme Alexandrias, heißt es, hätte der Feldherr Amru die Bibliothek seinem Freunde Johannes Philoponus schenken wollen, der Khalif aber hätte auf Amrus Anfrage die plumpe Antwort gegeben, wenn das in den Büchern enthaltene mit dem Koran übereinstimme, wären sie nutzlos, wo nicht, wären sie schädlich und daher jedenfalls zu vernichten. Darauf wären denn sechs Monate lang die Bäder in Alexandria mit diesen Büchern geheizt worden. Nun ist aber die 298 v. Chr. von den Ptolemäern gegründete Bibliothek von 400 000 Handschriften zufällig bei der Einnahme durch Cäsar 47 v. Chr. verbrannt. Eine andere Bibliothek, die des Königs Attalus von Pergamon, welche später Antonius der Kleopatra geschenkt, wurde 390 n. Chr. zerstört bei Gelegenheit der Unterdrückung des Heidentums durch den „christlichen" Bischof von Alexandria, Theophilus. Es fragt sich also, ob der Verlust dessen, was der Araberfeldherr Amru am 21. Dezember 640 noch vorfand, so zu bedauern ist, als es, wenn die gewöhnliche Erzählung richtig wäre, unvermeindlich scheint. Allein die Mohamedaner leugnen, daß Omar den erwähnten brutalen Ausspruch gethan. „Die Mythe der Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch Amru (das sechsmonatliche Heizen von 4000 Badestuben) beruht auf dem alleinigen Zeugnisse

von zwei Schriftstellern, welche 580 Jahre später lebten, als die Begebenheit sich zugetragen haben soll." (Humboldt, Kosmos II. S. 251.) Nach Delepierre (*Historical difficulties* p. 35 f.) stammt die Fabel von Gregorius Bar-Hebraeus, besser bekannt unter dem Namen Abulpharadsch circa 1264, welcher zuerst eine Beschreibung der Verbrennung der Bibliothek in syrischer Sprache anfertigte und sie dann ins Arabische übersetzte. Nun war aber Johannes vor der Einnahme der Stadt (21. Dezember 640) schon gestorben. Daß die Stadt damals 4000 Bäder hatte, erzählt d'Herbelot in seiner *Bibliothèque Orientale.* Wieviel Bücher wären nötig gewesen um diese 4000 Bäder sechs Monate lang zu heizen! auch ist es ein absurder Gedanke, Pergament zum Heizen zu benutzen.

„Die Bewohner von Alexandrien erwiesen, sagt der Bischof von Nikiu, dem arabischen Emir alle Ehrerbietung. Von Tag zu Tag wurde er stärker. Der Bischof sagt wörtlich: „Amru ließ sich die Auflage zahlen, die man ihm versprochen hatte, aber er nahm nichts von den Gütern der Kirche; aller räuberischen Gewaltsamkeiten enthielt er sich. So damals wie nachher." (Der Bischof Johannes von Nikiu lebte ca. 686; sein Bericht ist in französischer Übersetzung 1883 herausgegeben; Ranke, W. G. 5, 2 S. 275.) „Man sieht wohl, wie wenig die Erzählung von der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek zu diesem thatsächlichen Verhältnis paßt. Ich sehe darin nichts, als einen Reflex des späteren Erfolges, daß die römisch-griechische Litteratur in den Hintergrund trat, die arabische dagegen die Oberhand bekam." (Ranke, W. G. 5, 1 S. 152 f.)

Die Deutschen.

Gleich die Anfänge der deutschen Geschichte, die Begegnungen mit Rom sind ein ergiebiger Boden für reiche Mythenbildungen geworden. Zu solchen Mythen gehört z. B. die allgemein verbreitete Ansicht, daß die berühmte Schlacht am Teutoburger Walde in der Nähe von Detmold vorgefallen sei. Man liest das so in unsern Geschichtsbüchern; die Kinder lernen es in den Schulen. Auch die Geographiebücher gehen von derselben Annahme aus, und unsere geographischen Karten enthalten regelmäßig für den Gebirgszug, welcher das west-

fälische Tiefland im Nordosten begrenzt, den Namen des Teutoburger Waldes. Auch hat man in der Nähe von Detmold auf der Spitze der Grotenburg am 16. August 1875 ein prächtiges von Ernst von Bandel († 25. Sept. 1876) verfertigtes Standbild enthüllt. Es stellt den Cheruskerfürsten Hermann dar, welcher, auf erhabenem Gerüst thronend, mit seiner Riesengestalt hoch über die Berge ragt. Man hat diese Stelle für ihn ausgesucht, weil man von der Überzeugung ausging, daß hier der Schauplatz seiner glänzendsten That gewesen sei. Glücklicherweise sind die Mienen des cheruskischen Recken in starres Erz gegossen, sonst würde er sich eines gelinden Lächelns wohl nicht erwehren können, wenn man ihm fort und fort gerade an dieser Stätte die hergebrachten Huldigungen entgegenbringt. Denn daß die Schlacht am Teutoburger Walde in der Nähe des Hermanndenkmals stattgefunden habe, ist eine Annahme, die durch nichts gerechtfertigt ist.

Der Teutoburger Wald soll seinen Namen von dem Berge Teut erhalten haben. Man versteht hierunter jenen Berg, auf dem das Denkmals Hermanns des Cheruskerfürsten steht. Teutoburg aber soll die Burg des Gottes Teut gewesen sein.

Nun hat es aber leider einen Gott Namens Teut bei dem deutschen Volke nie gegeben. Auch der Teutoberg bei Detmold ist lediglich ein Gebilde der Phantasie. In Wirklichkeit heißt der Berg die Grotenburg. Um so weniger hat man ein Recht, den Namen des Teutoburger Waldes für den gesamten Gebirgszug anzusetzen, welcher von Horn aus in nordwestlicher Richtung über Bielefeld hinaus sich fortzieht. Dieses Gebirge hat seit alten Zeiten in den schriftlichen Denkmälern stets Osning geheißen, während im Munde des Volkes der Name „Lippischer Wald“ gebräuchlich war. Erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verfertigte der Bischof Ferdinand von Paderborn eine Karte, auf welcher für das genannte Gebirge der Name des Teutoburger Waldes

verzeichnet war, weil der hochwürdige Herr von der Voraussetzung ausging, daß die berühmte Varusschlacht in jener Gegend vorgefallen, und auf seine Autorität hin haben nach ihm die Geschichtsschreiber und Geographen an dieser Meinung festgehalten.

Wo in Wirklichkeit die Schlacht im Teutoburger Walde vorgefallen ist, lehrt uns Knoke in seinem Werke: „Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland“; Berlin 1887. Nach ihm ist die römische Niederlage dadurch hervorgerufen, daß Varus mit seinen drei Legionen zwischen die Berge in der Nähe von Iburg geriet. Er hatte die Absicht, von seinem Sommerlager an der Weser, welches wir uns unweit Rehme zu denken haben, durch den Iburger Paß zu ziehen, um die aufständischen Brukterer in der Gegend von Münster zu bekämpfen. Als er dort in die Nähe des Passes gelangte, wurde er gewahr, daß derselbe von den Aufständischen besetzt war. Zugleich aber fielen die Deutschen von allen Seiten über seine Marschkolonnen her, und es entspann sich ein hartnäckiges Gefecht. Da der römische Feldherr den Paß von Iburg zu forcieren nicht im stande war, aber auch den Rückzug nicht wieder antreten konnte, ein Entweichen zur Seite aber wegen der Höhe der Berge unmöglich war, so blieb ihm nichts weiter übrig, als den Zug zwischen den Bergwänden weiter fortzusetzen. Auf diese Weise mußte freilich der Plan, in das Brukterergebiet einzudringen, fallen gelassen werden. Aber dies war auch selbstverständlich. Es kam für den römischen Feldherrn jetzt auch noch darauf an, eine Zufluchtstätte zu sichern. Er zog deswegen in westlicher Richtung weiter, indem er hoffte, so nach Rhema zu gelangen, wo er über die Ems setzen konnte und durch das Land der den Römern befreundeten Friesen an den Rhein gelangen mußte. Auf diese Weise schlug er sich bis in die Gegend von Leeden, etwa 2 1/2 Meilen von Iburg, durch. Hier aber geriet er in ein sumpfiges Tal, welches von allen Seiten

derartig von den Feinden eingeschlossen war, daß er die Waffen strecken mußte. Auf der Linie zwischen Borgloh südöstlich von Osnabrück und Leeden hat demnach die Schlacht im Teutoburger Walde stattgefunden.

Durch die Untersuchungen Knokes ist auch festgestellt worden, daß der Name Teutoburg von der Düte, einem Nebenflusse der Haase, herzuleiten ist und nichts weiter als das Dütegebirge, d. i. das Gebirge an den Quellen der Düte bedeutet. Nur der Gebirgszug, welcher von diesem Flusse etwa bis in die Gegend von Tecklenburg reicht, verdient daher auch in Wirklichkeit den Namen des Teutoburger Waldes, während der Gebirgszug im Osten der Dütenquellen, welcher über Bielefeld hinaus sich in derselben Richtung weiterzieht, nach den Quellen der Haase den Namen Osning trägt.

Eine Fabel ist es, wenn man in unsern Büchern liest, Varus sei ein feiger Anführer gewesen und habe außerdem nichts vom Kriege verstanden. Auch seine Soldaten hätten nichts getaugt. Nicht deshalb ist das große römische Heer im Teutoburger Walde zu Grunde gegangen, weil Varus und seine Soldaten sich nicht gehörig schlagen wollten, sondern weil sie von den Deutschen, wie die Römer einst in den Caudinischen Pässen, völlig eingeschlossen waren und nicht wieder aus den Bergen, zwischen die man sie gelockt hatte, herauskommen konnten. Nur bestand der Unterschied zwischen den Caudinischen Pässen und dem Teutoburger Walde darin, daß die Samniter so gutmütig waren, ihre Feinde nur unter das Joch zu schicken, während unsere Ahnen ihre Unterdrücker, wie sie es verdienten, über die Klinge springen ließen.

Unsere Geschichtsschreiber gehen über das Hauptereignis des Germanicusfeldzuges vom Jahre 15 n. Chr. mit kurzen Worten hinweg. Sie machen es damit ebenso wie Tacitus, welcher sich nicht gern mit jener Thatsache lange aufhält, weil sie für die Römer wenig ehrenvoll war. Und doch ist

die Hauptschlacht des Jahres 15 eine der interessantesten und wichtigsten unter allen Römerschlachten. War sie doch die Veranlassung dazu, daß der römische Imperator seinen Rückzug antrat und den ganzen mit vielem Pomp in Scene gesetzten Feldzug aufgab. Auch über die Einzelheiten dieser Schlacht kann man sich in dem Knokeschen Werke unterrichten. Sie fand in dem Engpasse zwischen dem Wiehengebirge und dem großen Moore in der Nähe von Barenau statt. Die vielen römischen Münzen aus der Zeit der Republik und des Augustus, welche man daselbst gefunden hat, sind eine Hinterlassenschaft des römischen Heeres.

Endlich ist es ein Irrtum zu glauben, daß der Führer der Deutschen in jenen Kämpfen, Hermann, ein Barbar gewöhnlichen Schlages, wenn auch mit einer gewissen Schlauheit begabt gewesen sei. Hermann war, wie die Wahl der Örtlichkeiten seiner Schlachten beweist, ein Mann, welcher mit dem größten militärischen Scharfblick seine Maßregeln getroffen hatte, und muß zu den bedeutendsten Feldherren aller Zeiten und Völker gerechnet werden.

Den Triumphzug des Germanicus, wie ihn das berühmte Gemälde Pilotys in der Pinakothek zu München darstellt, wollen wir uns auch einmal näher ansehen. Die entsprechende Erzählung ist aus einem Kompromiß zwischen den Berichten des Strabon (Buch VII., Art. I., 4) und des Tacitus (Annalen II., 41) entstanden. Eine interessante Broschüre von Linsmayer (der Triumphzug des Germanicus; München 1875) bespricht die Bedenklichkeiten, welche sich bei einem solchen Kompromiß herausstellen. Tacitus erwähnt indirekt, daß der Triumph nicht ganz gesetzlich gewesen, da der betreffende Krieg noch fortdauerte; vorgeführt wurden nach ihm Waffenbeute, Gefangene, Landschaftsbilder von Bergen und Flüssen und Schlachtenbilder. „Der Krieg wurde als beendigt angenommen, weil Germanicus verhindert worden war ihn zu beendigen ꝛc. ꝛc.“ Was für Gefangene

das waren, sagt Tacitus nicht. Strabon, welcher der Zeit nach den Ereignissen näher steht, der aber seine Geographie in Asien schrieb, erwähnt als in dem Triumph aufgeführt Segimuntus, des Segestes Sohn, die Thusnelda, Gemahlin des Armenius (Ἀρμενιος) und ihren dreijährigen Sohn Thumelicus sowie andere Personen, die uns hier nicht weiter interessieren; er erwähnt noch, daß Segestes selbst, der zu den Römern übergegangen war und zu Rom hoch gehalten wurde, den Triumphzug mit angesehen, in dem diejenigen, die ihm die liebsten sein mußten, als Gefangene aufgeführt wurden. Außer Strabon weiß kein griechischer, auch kein römischer Schriftsteller von diesen romantischen Einzelheiten; woher hat er dieselben? Augenzeuge, wie man wohl vermutet hat, kann er wegen chronologischer Bedenken nicht gewesen sein, obwohl er Rom besucht hat; aus einem römischen Schriftsteller hat er sie wohl nicht; die uns erhaltenen schweigen, wie erwähnt, davon; auch verstand er nicht genug Latein, um z. B. Caesars Commentarien richtig zu benutzen; die griechischen Annalen aber erwähnen nach Tacitus des Arminius gar nicht; es bleibt also nur mündliche Erzählung übrig, von der Strabon anerkennt, daß er sie mitunter auch benutzt hat (II. 5, 11). Nach den römischen Triumphgesetzen, wenn sie in ihrer größten Strenge Anwendung fanden, wurden die mitaufgeführten feindlichen Anführer oder Fürsten schmachvoll hingerichtet. Wenn der Triumphator auf seinem Wagen vom Forum gegen das Kapitol einbog, so gab er das Zeichen, sie in das Gefängnis abzuführen und durch Peitschung, Erwürgung oder Enthauptung zu töten; dann setzte er seinen Zug auf das Kapitol fort. Dort wartete er, bis die Meldung eintraf, die Hinrichtung sei vollzogen. Dann erst brachte er dem Jupiter das Opfer dar. Nach Strabons Angabe aber unterlagen alle die von ihm erwähnten fürstlichen Personen der Strafe (ἔτισαν δίκας) des Triumphes. Das ist aber nach Tacitus (Annalen I. 57, 58) wohl nicht möglich, da er

erzählt, daß Segestes, sein Sohn Segimund und seine Tochter ins Lager des Germanicus kamen und freundlich aufgenommen wurden, indem dieser, wozu er in seiner Stellung das Recht hatte, dem Segest und dessen sämtlichen Kindern und Verwandten volle Sicherheit vor jeglicher Beeinträchtigung gewährleistete. Von der Thusnelda erzählt dann Tacitus, daß sie, nachdem die Legionen an den Rhein zurückgekehrt waren, einen Knaben geboren, der später in Ravenna erzogen wurde und des Schicksals Hohn zu ertragen hatte (Arminii uxor virilis sexus stirpem edidit. Educatus Ravennae puer, quo mox ludibrio conflictatus sit, in tempore memorabo; Annalen I. 58). Tacitus kommt jedoch in den uns erhaltenen Teilen seines Werkes nicht wieder auf den Sohn zurück. — Linsmayer in seiner erwähnten Broschüre nimmt nun an, um den Widerspruch zu lösen, Strabon, der in Asien schrieb, hätte sich von irgend einem miles gloriosus die erwähnten unmöglichen Einzelheiten über den Triumphzug aufbinden lassen. Es ist mir jedoch eine Vermutung mitgeteilt worden, die die Vorteile hat, daß wir dem Strabon eine solche Kritiklosigkeit gegen seine Quelle nicht vorzuwerfen brauchen; denn einige andere Schnitzer, historische sowohl, als geographische, die man ihm nachweisen kann, berechtigen nicht dazu, und daß sie das Schweigen des Tacitus vollständig erklärt. Diese Vermutung aber ist, daß in dem so wie so ungesetzlichen Triumphzug des Germanicus die mit aufgeführten Personen, welche Sigemuntus, Thusnelda, Thumelicus u. a. sein sollten, ganz andere waren, gekaufte Sklaven, sonstige Gefangene oder dergl. Dem süßen Pöbel Roms mußten natürlich Verwandte des Arminius in dieser demütigen Lage am meisten behagen; daß sie es nach dem Gesetz gar nicht sein konnten, überlegte er sich weiter nicht. Klügere aber durchschauten die Komödie und der edle Tacitus hat sich wohl geschämt, die nationale Lüge zu wiederholen und deshalb auch vermieden, auf den Thumelicus noch einmal

12*

zurückzukommen, wie er doch versprochen. Auch das sonst ganz unerhörte Benehmen des Segestes wird auf diese Art begreiflich. Diese Hypothese ist gar nicht so sehr kühn; denn Caligula verfuhr wenig später ganz ähnlich; aber da merkte es sogar der süße Pöbel. Wenn „Thumelicus", nachdem er herangewachsen, dem Spotte anheimfiel, so dürfte das wohl mit diesem Triumphzuge zusammenhängen, und mit der lächerlichen Rolle, die er darin gespielt hatte. — Die Erzählung nun gar, daß er zu Ravenna als Gladiator erzogen worden, nebst andern sehr abenteuerlichen Einzelheiten, stammt aus einem erst 1857 gedruckten Drama: „Der Fechter von Ravenna" von Halm (v. Münch-Bellinghausen). Adolf Stahr erwähnt diese Fabel als Geschichte in seinem „Torso" erste Auflage 1854 und 55, im Kap. I. S. 534, hatte dies aber später vergessen, da er in der „Deutschen Rundschau" Juliheft 1876, S. 106 in einem Aufsatz „Wie aus Sage Geschichte wird" die Unwahrheit der Erzählung nachwies, ohne jedoch zu erwähnen, daß er sie einst selbst kolportiert hatte.

Mußten wir vorher (S. 172) die Araber wenigstens in Schutz nehmen gegen den Vorwurf, als hätten sie die ptolemäische Bibliothek in Alexandrien absichtlich vernichtet, so wollen wir hier einen Protest gegen die Vorstellungen einlegen, die man über die Vandalen noch zu hegen pflegt. Übrigens stammt der Ausdruck Vandalismus erst aus den Zeiten der französischen Revolution, während die Engländer denselben Begriff mit dem Worte *Gothism* bezeichnen, der vielleicht passender ist, wenn man sich erinnert, wie Alarich im Peloponnes gehaust. Vergl. über die angebliche Wildheit der verschiedenen germanischen Stämme: Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Aus dem Mittelalter; besonders S. 202 und 207—9. Es soll gern zugegeben werden, daß die Schilderung welche uns Tacitus über die gesellschaftlichen Verhältnisse der alten Germanen gelassen hat, mehr

eine erbauliche Lektüre für die Römer, mehr ein ethnographischer Roman, die Schilderung eines Utopien, welchem in der Wirklichkeit eigentlich nichts entsprach, als eine richtige Beschreibung war, während Tacitus, wie schon Voltaire bemerkte, in seinen Berichten über die ersten Kaiser in das andere Extrem verfallen zu sein scheint (vergl. S. 164). Aber der deutsche Stamm der Vandalen hat es nicht auf seinem Gewissen, daß die meisten der herrlichen in Rom zusammengeschleppten Kunstwerke, — ein zweites Volk aus Statuen bestehend, welches nach Cassiodor in den Mauern der Stadt wohnte, — uns entweder gar nicht, oder nur verstümmelt erhalten worden sind. Die schrecklichste Plünderung soll vielmehr diejenige durch Kaiser Constans II. gewesen sein, „nach welcher nicht viel bedeutendes übrig geblieben sein kann". (Friedländer, Sittengeschichte Roms III. S. 181).*)

Andrerseits muß man den alten Germanen auch nicht eine zu hohe Kultur zuschreiben. Daß sie Barden gehabt, ist durch Klopstock und andere aus des Tacitus *Germania*, Kap. 3 gefolgert worden.

Sunt illis haec — quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. (Sie haben noch eine andere Art Kriegslieder, durch deren Absingung, Barditus genannt, sie sich begeistern nnd aus deren bloßem Schall sie schon den Ausfall der kommenden Schlacht ahnen.)

Doch ist statt *barditus* vielleicht zu lesen *baritus* = Feldgeschrei; mit den Bardenliedern der Kelten hat die Stelle jedenfalls nichts zu thun.

Gleichfalls aus einer Erinnerung an die Klassiker ist die Sage vom böhmischen Weiberstaat entstanden, d. i. von der Königin Libussa und ihrer Nachfolgerin Valaska. Sie stammt von Aeneas Sylvius Piccolomini aus Siena, dem nachmaligen Papste Pius II. (lebte 1405—1464), welcher

*) In die Einzelheiten einzugehen würde hier zu weit führen. Vgl. Gregorovius Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter I. S. 159 (betreffs der Westgothen), S. 215 (betreffs der Vandalen), S. 280 (betreffs der Ostgothen); dagegen S. 366 (betreffs der byzantinischen Truppen); auch Totila hat Rom nicht zerstört (S. 421). —

im siebenten Abschnitt seiner *historia bohemica* die Sage mit Benutzung der klassischen Vorbilder vorträgt.

„Während Strabon und Diodor die (von den Amazonen geborenen) Knaben den Vätern zuschicken —, Justinus dieselben töten läßt, schlägt Aeneas Sylvius den Mittelweg ein, dieselben durch Ausbrennen des rechten Auges und Abschneiden des rechten Daumens wehrlos und für die Weiberherrschaft unschädlich zu machen. Eine Verstümmelung der Weiber kommt hier nicht vor." (Stricker, die Amazonen in Sage und Geschichte, Berlin 1868 S. 9.)

Die Franzosen bezeichnen die Deutschen als *Allemands*, welche Benennung man mit Alle-Mannen, d. i. aus der Vereinigung der verschiedensten Stämme entstanden erklärt hat. Der Name heißt jedoch eigentlich Alamannen und findet sich zuerst erwähnt Anfang des 3. Jahrhunderts bei Veranlassung des Sieges, dessen sich Caracalla über sie rühmte (Aurelius Victor, de Caesaribus, cap. 21). Jene Erklärung des Namens sieht daher einer späteren Dichtung ähnlich, zumal wenn man bedenkt, daß die Namen der übrigen damals entstandenen Völkerbündnisse, Franken und Sachsen immer ein gewisses Selbstgefühl ausdrücken. Denn die Erklärung des Namens Franken als Freie bleibt die wahrscheinlichste, wenn man auch andere versucht hat, sowie des der Sachsen von ihren langen Messern (Sahs); so dürfte auch Alamannen tüchtige, rechte Männer bedeuten. (Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands I. S. 261, II. S. 5. u. 378.)

Über die Völkerwanderung urteilt Leopold von Ranke wie folgt:

„Ich werde inne, meine Auffassung unterscheidet sich von den herkömmlichen und eingewohnten Darstellungen hauptsächlich dadurch, daß sie in der sogenannten Völkerwanderung nichts sieht, als die Fortsetzung der alten, germanisch-römischen Kriege am limes, welche für die Kaisergeschichte sowohl, wie die germanische Völkergeschichte so wesentlich sind, daß dabei die Antriebe aus entlegenen Regionen und Verhältnissen doch nur einmal angreifend erscheinen, im allgemeinen aber von untergeordneter Natur sind. — Die Sagengeschichte, die sich in jedem Stamme besonders gebildet hat, gehört einem anderen Gesichtskreis an, als dem rein historischen." (Weltgeschichte 1—3. Aufl. Teil 4, erste Abteilung, S. 414.)

Über die berühmte Vase von Soissons finden wir bei Ranke (Weltgeschichte Teil IV Abt. 1 S. 425) nach Gregor von Tours Buch III, Kap. 28 folgendes:

„Um den Fortgang der Ereignisse zu verstehen, muß man sich vor allem vergegenwärtigen, wie sich Chlodwig zu den Mannschaften verhielt, die ihm in den Krieg gefolgt waren, und zu den Bevölkerungen, die ihm fortan unterworfen sein sollten. Das erste erkennt man aus dem berühmten Streit, der bei der Teilung der in Soissons gemachten Beute vorfiel. Darunter war ein wertvolles Kirchengefäß, um dessen Rückgabe der Bischof, dem es gehörte, den König gebeten hatte. Dies forderte er jetzt von den versammelten Mannen als eine besondere Gabe für sich. Unter denen aber befand sich einer, der, indem er mit seiner Axt auf das Gefäß schlug, dem Könige sagte: er solle nichts haben, als was ihm durch das Los in der That zufalle. Der König jedoch hatte die Mehrzahl für sich; er nahm das Gefäß und überließ es dem Geistlichen. Dem Widersprechenden that er damals nichts zu Leide; bei der nächsten Musterung aber setzte er vieles an seiner Rüstung aus, nahm ihm seine Waffe ab und als sich der Franke niederbeugte, um sie wieder aufzunehmen, schlug ihn der König mit seiner Axt zu Boden; denn so habe er einst an jenem Kirchengefäße gethan. Man sieht der fränkische König ist von Kampfgenossen umgeben, die sich ihm nahezu gleich achten, wie das dem germanischen Herkommen entsprach. Aber Chlodwig benutzte seine Stellung als Oberbefehlshaber, um den Widerspenstigen zu strafen.“

Nach den Untersuchungen der Gebrüder Grimm gehört jedoch die ganze Erzählung in das Bereich der Fabel, desgleichen die auch von Ranke aufgenommene Geschichte der Heirat Chlodwigs mit Clotilde, der Nichte des burgundischen Königs Gundobad, welche seinen Übertritt zum Christentum zur Bedingung ihrer Einwilligung machte.

Nach der hübschen Erzählung von der durch Wulfram den Bischof von Sens und Abt von Fontanelle versuchten Bekehrung des Königs Radbod von Friesland (719) hatte dieser angeblich schon einen Sohn durch Wulfram taufen lassen, denselben aber bald darauf durch den Tod verloren; dennoch entschloß er sich selbst zur Taufe; schon stand er mit einem Fuß im Taufstein, als ihm einfiel an Wulfram die Frage zu richten, wohin denn seine Vorgänger, die heidnischen Friesenfürsten, gekommen seien, in den christlichen Himmel oder in die Hölle? Auf die Antwort des Bischofs, daß dieselben als ungetauft unzweifelhaft der Hölle anheim gefallen seien, zog Radbod den Fuß mit der Erklärung zurück, daß er der Gesellschaft seiner Vorfahren nicht entbehren könne und auf den christlichen Himmel in der Gesellschaft wenigen Gesindels verzichte.

„Diese Erzählung findet sich am frühesten in einer Biographie des Wulfram, die einem gleichzeitigen Mönch in Fontanelle, Jonas, beigelegt wird; allein diese Arbeit muß wegen erheblicher Widersprüche als durchaus unbrauchbar gelten. . . .

Dazu kommt die chronologische Schwierigkeit; die Erzählung setzt jenen Vorfall ausdrücklich ans Ende des Lebens Radbods, der drei Tage später gestorben sein soll; Wulframs Tod fällt dagegen mindestens zwanzig Jahre früher."

Der Bericht wird auch noch mit anderen Lesarten vorgetragen, die wir jedoch hier übergehen.

„Wiederholt wird dabei bemerkt, daß Radbod deshalb nicht zur Taufe gelangt sei, weil er nicht zur Zahl der Prädestinierten gehörte. Dieses Dogma war also dem Verfasser die Hauptsache und die einzelnen Erzählungen sind nur Variationen darauf. . . . . . Die Szene mit Radbod am Taufstein sinkt deshalb zu einer Dichtung herab mit der Aufgabe darzuthun, wie der König selbst in der größten Nähe des Sakraments zu der göttlichen Gnade nicht habe gelangen können. (Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands II. S. 514 ff.)

Es ist sogar möglich, daß der König Radbod überhaupt nur ein Gebild der Sage ist.

Auch die Thatsache, daß Alarich als er Hellas verwüstete, die Stadt Athen verschont hat (395), hat zu allerlei Fabeln Veranlassung gegeben. Nach dem heidnischen Schriftsteller Zosimos soll ihm sogar vor den Mauern Achilleus und auf den Mauern die Athene Promachos in vollem kriegerischem Schmuck erschienen sein. „Eine rationalistische Erklärung dieser Geschichte scheint uns weder möglich noch auch nötig zu sein" (Hertzberg, Geschichte Griechenlands unter den Römern, III. S. 393). — Beiläufig sei hier bemerkt, daß auch das von Platen so schön besungene Begräbnis des Alarich im Busentofluß der Sage angehören dürfte.

Die einzige Quelle dafür ist Jordanes, de rebus Geticis, der seinerseits wieder auf der verlorenen Geschichte von Aurelius Cassiodorus fußt. Übrigens erzählt schon Dio Cassius ein ganz ähnliches Ereignis, betreffs des Dacierkönigs Decebalus aus Kaiser Trajans Zeit.

„Das Faktische ist Nebensache, die heroischen Züge die Hauptsache und ein Glück, daß sie nicht verwischt sind: sie tragen ein originales, germanisches Gepräge." (v. Ranke, Weltgeschichte, 1—3. Aufl. Teil IV 2, S. 321.)

Bei Karl dem Großen sind gerade einige der hübschesten Anekdoten erfunden und die angeblichen Aufzeichnungen des Erzbischofs Turpin über ihn erst um 1100 entstanden. Die im Jahre 883 auf Veranlassung Karls des Dicken begonnene Geschichte Karls des Großen und seiner Nachfolger durch den

Abt von St. Gallen, herausgegeben von Pertz in den Monumenta Germaniae historica ist schon ganz sagenhaft: „nur selten und mit großer Vorsicht ist ein Vorfall, der hier erzählt wird, als wirkliche Thatsache hinzunehmen" (Wattenbach, a. a. O., S. 153). Am bekanntesten dürfte die Erzählung über seine Tochter Emma sein, wohl das erste deutsche Mädchen, die sich in ihren Hauslehrer vergaffte, was nachher fast zum guten Ton wurde, wie z. B. in Spielhagens „Problematischen Naturen", wodurch Emma zu vielen Tränen und vielem Unglück den ersten Anstoß gegeben hat. Besonders rührend ist der Bericht, wie sie ihren Eginhard über den Schnee getragen, damit man des Morgens nicht darin die Fußtapfen eines Mannes wahrnehmen könne. (Grimm, deutsche Sagen; Band zwei, 2. Aufl., Berlin 1866, S. 115.) Diese Scene ist auch ein dankbarer Vorwurf für den Maler; es wäre eben schade, wenn sie nicht wahr wäre; sie ist aber doch nicht wahr. Nämlich Einhart — denn so, nicht Eginhard, wird der Name von seinen Zeitgenossen urkundlich geschrieben — erzählt selbst am Ende des neunzehnten Kapitels seiner Biographie des Kaisers, daß Karl niemals seine Töchter verheiraten wollte, weder an die Seinigen noch nach auswärts. „Wenn nun," setzt Fournier (S. 56) hinzu, „Eginhard nicht etwa so zerstreut war, wie Monsieur de Brancas, welcher mitunter vergaß, daß er verheiratet war, sehe ich nicht ab, wie er, wenn er selbst eine Tochter Karls zur Frau hatte, so schreiben konnte." Einhart hatte vielmehr wahrscheinlich eine Schwester des Bischofs Bernhard von Worms zur Gemahlin, die allerdings Imma hieß und 836 starb; er folgte ihr 14. März 840. (Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I., S. 138 ff.) Das Grab Eginhards und Emmas wird in Seligenstadt bei Darmstadt gezeigt und die Grafen Erpach wollen von ihnen abstammen; sehr bedauerlich ist es, daß Karl niemals eine Tochter Namens Emma gehabt hat. (Über das ähnliche Liebesabenteuer des Marschalls Moritz von Sachsen in Mitau,

infolgedessen ihm die Herzogskrone von Kurland und schließlich die russische Kaiserkrone entgangen sein soll, läßt sich, so sehr es auch zu seinem Charakter paßt, nichts nachweisen. [Karl von Weber: Moritz, Graf von Sachsen, nach archivarischen Quellen. Leipzig 1863.])

Die Erzählung, daß der Kaiser einmal mit seinem Heere auf der Flucht vor den Sachsen durch eine Hirschkuh auf eine Furt im Main aufmerksam gemacht worden war und den Fluß an der betreffenden Stelle dann mit seinem Heer durchschritten hätte, worauf dann an jener Stelle die Stadt Frankfurt (der Franken Furt) entstanden wäre (Gedicht von A. Kopisch), klingt nicht so unwahrscheinlich, wenn es nur nicht eine Wanderanekdote wäre, der wir häufig begegnen, selbst bei Karl dem Großen noch einigemal. Ein weißer Hirsch soll ihm den Weg über den St. Bernhard und ein eben solcher die Furt durch die Gironde gezeigt haben. Eine Hirschkuh hatte schon den Frankenkönig Chlodwig eine Furt durch den Viennefluß bei Poitiers gezeigt.

Roland, der Held so vieler Erzählungen und Gedichte und schließlich des Ariosto, an welchen wir in unzählig vielen Städten durch die Rolandssäulen erinnert werden, wird von der Geschichte nur ein einziges Mal, „gelegentlich und mit drei Worten“ erwähnt, indem nämlich Einhart (Vita Caroli, Kap. 9) ihn unter den bei Ronceval (15. August 778) gebliebenen Notabeln mit aufzählt als Hroudlandus, Britannici limitis praefectus. Erst die gefälschte Chronik des Erzbischofs Turpin erzählt von der Größe und Stärke Rolands die wunderbarsten Dinge, wonach er u. a. den Riesen Fenacute, einem Abkömmling des Goliath, tötete. Übrigens hatten die Rolandssäulen ursprünglich mit Roland nichts zu thun, wie wir dies ausführlich bei Zoepfl: Altertümer des deutschen Reichs und Rechts; Leipzig und Heidelberg 1861, Band III. dargelegt finden. Es heißt daselbst S. 6:

„Über die Zeit, in welcher die ersten jener Rolandsbilder, welche in dem Rechtsleben

der deutschen Städte eine so große und mystische Rolle spielen, errichtet worden sind, fehlen die positiven, geschichtlichen Nachrichten. Selbst die Sage giebt uns keinen nur einigermaßen brauchbaren Anknüpfungspunkt; denn wenn uns diese auch erzählt, daß Karl der Große seinem Schwestersohn und Feldherrn Roland Bildsäulen in den Städten auf sächsischer Erde, nach Besiegung der Sachsen habe errichten lassen, so ist diese Sage selbst abgesehen davon, daß ihre Unrichtigkeit vollkommen überzeugend längst nachgewiesen ist, schwerlich vor dem Ausgange des 12., vielleicht sogar erst im 14. oder im Anfange des 15. Jahrhunderts entstanden" ꝛc.

Nach S. 95 ff. des Zoepflschen Werkes sind die Rolande Abbildungen des roten, d. i. blutigen, d. i. strenge Gerechtigkeit übenden Königs Otto II. (973—983). Es wird daselbst bemerkt, daß schon in der aus 1111 oder 1110 von Kaiser Heinrich V. der Stadt Bremen verliehenen Urkunde das Wort Roland geschrieben, obwohl der Name von Rotland, rote Erde = Blutgerichtsstätte stamme. Im 15. Jahrhundert aber wäre die unrichtige Ansicht die allgemeine gewesen, so daß auf dem Ruland in Magdeburg das Todesjahr des Roland (778) angegeben ist. — Hugo Meyer gab 1868 zu Bremen ein Werk heraus, wonach die Rolandsbilder den germanischen Sonnengott darstellen sollten; — Ludwig Götze in seiner Geschichte Stendals (1873) vermittelte zwischen Zoepfl und Meyer. — Allen diesen entgegen trat G. Sello, Archivrat in Magdeburg, in den Blättern für Handel, Gewerbe und soziales Leben (Beiblatt zur Magdeburger Zeitung) vom 1., 8., 15. u. 22. Juni 1885.

Nach ihm stellen die Rolande den König der Deutschen dar, in dessen Namen Recht gesprochen werde. Sie seien im 12. Jahrhundert entstanden und hätten im 14. den Namen „Roland" erhalten.

„Die Rolande sollen ein Bild des Königs κατ᾽ ἐξοχήν sein, nicht eines bestimmten Königs; sie sollen die Macht repräsentieren, in deren Namen allerorten Recht gesprochen wurde. Sie haben nur dekorative, nicht symbolische Bedeutung, sie sind ein Schmuckstück, kein Wahrzeichen: Beziehungen zur Rechtspflege, wo sie sich finden, sind rein äußerliche, wenn nicht zufällig." (Aus einem Schreiben Dr. Sellos an den Verfasser vom 15. Mai 1887.)

Auch um das wichtige Ereignis der Taufe Wittekinds oder Widukinds, des Sachsen-Häuptlings (785) hat sich allerhand fabelhaftes ankristallisiert.

„Daß Widukinds Entschluß viele seines Volks zum selben Schritt bestimmte, ist sehr glaubwürdig', ebenso auch, daß Karl der Große selber bei seiner Taufe Pate war und nachher enge Freundschaft mit ihm hielt, gleichfalls, daß Widukind die Errichtung zahlreicher Kirchen beförderte und zwar meistens an Stellen, die vorher heidnischem Dienst bestimmt waren. Nur die weitere Angabe, daß mit ihm sein ganzes Heer zur Taufe gegangen sei, wird schon durch den Umstand widerlegt, daß Karl ihn zur Taufe nach Attigny entbot und ihm dorthin vorausging, wahrscheinlich um ihm so die Ausführung des Entschlusses durch die Entfernung von der Heimat zu erleichtern .... Weiteres melden zuverlässige Nachrichten über Widukind nicht, dagegen hat die Sage nicht versäumt, sich an diese so anziehende Persönlichkeit anzusetzen .... Seine Taufe wird bald auf Bonifaz, bald auf Lullus zurückgeführt; ja, da dieses Ereignis für die christlichen Chronisten am anziehendsten war, so hat sich eine von den beglaubigten Berichten, die sie nach Attigny verlegen, völlig abweichende Sage ausgebildet. Widukind habe sich als Kundschafter in das Lager Karls des Großen bei Wolmirstedt an der Elbe im Gewande eines Bettlers eingeschlichen, sei aber an einem krummen Finger erkannt und vor Karl geführt. Diesem habe er erzählt, wie er Zeuge des Wunders der Transsubstantion*) gewesen sei; als Karl beim Genuße des Sakraments die Hostie genommen, habe er statt derselben in dessen Munde die Figur eines Kindleins erblickt. Folge der Unterredung sei Widukinds Taufe und die Aufnahme eines weißen Pferdes in sein Wappenschild, wie es noch jetzt das Welfische Fürstenhaus führt, statt des schwarzen gewesen ꝛc." (Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, II. S. 407 ff.)

Das Grab Widukinds wird in der Kirche Eger gezeigt; 1884 wurde ein Relief-Bronzeguß von Heinrich Wesing daselbst aufgestellt, natürlich mit unhistorischer Gruppierung.

Von dem erwähnten Abt von St. Gallen stammt auch die „Schullesebuch-Geschichte", wie Karl einst bei einer Prüfung die armen Knaben so gut befunden und belobt, den nachlässigen reicheren aber sein Mißfallen bewiesen habe; „sie ist wohl nur eine von den Anekdoten, womit dieser humoristische Erzähler seinen Herrn, Karl den Dicken, unterhielt; aber sie trifft doch ganz den Geist Karls in der Beaufsichtigung seiner Bildungsanstalten". (Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, I. S. 428.)

„Mit den Kreuzzügen artete die Karlssage aus und verlor allen geschichtlichen Inhalt; besonders Aachener Reliquien brachten die Erzählung von Karls Kreuzfahrt zu allgemeiner Geltung, und fortan traten die Lügen des falschen Turpin an die Stelle von Einharts treuer Schilderung. Wie daneben im Munde der fahrenden Sänger das Andenken Karls sich erhielt und umwandelte, darüber genügt es, auf das schöne Werk von Gaston Paris *Histoire poétique de Charlemagne* (Paris 1865) zu verweisen." (Wattenbach, a. a. O. S. 154.)

---

*) Das Dogma von der Transsubstantiation wurde erst 1215 feierlich proklamiert!

Die Nachricht findet sich übrigens ganz zuerst bei dem Mönch Benedict von Soracte bei Rom, dessen Kloster Karl mit Reliquien ausgeschmückt haben soll. Einigermaßen entschuldigt wird sie durch den Umstand, „daß Syrien als Sarazenenland ohne weiteres mit Hispania identifiziert wurde", wodurch die unter seiner Regierung stattgehabten Kämpfe in Spanien irrtümlich nach Asien verlegt wurden, ferner durch die mystischen Prozessionen und Züge des Kaisers, welche zum Behufe seiner Krönung in Rom erfolgten und unter anderem auch die Statio ad Hierusalem berührten.

Eine andere Fabel ist es, daß Karl der Große eine Straße oder doch wenigstens etwas dem ähnliches habe über den Gotthard herstellen lassen. Diese Straße datiert erst aus dem 12., vielleicht erst aus dem 13. Jahrhundert.

Vom König Heinrich dem Finkler (919—936) erzählt man eine an Cincinnatus erinnernde Anekdote, daß er nämlich ohne sein Vorwissen zum König erwählt, darauf von Eberhard, dem Bruder des verstorbenen Königs Konrad, und den Gesandten des Reichstages, welche ihm seine Erwählung mitteilen sollten, beim Vogelstellen angetroffen worden sei; Grimm, Deutsche Sagen II, 2. Auflage, S. 139. Man zeigt noch in Quedlinburg (allerdings auch südlich von Herzberg unweit Pöhlde, sowie bei Blankenburg im Harz) die Stelle, wo dies geschehen sein soll und nennt sie den Finkenherd. Auch diese Erzählung ist wohl erst später zu dem Beinamen erfunden; ein Gedicht von J. N. Vogel verherrlicht sie. Nach Jos. Menzel „Geschichte der Deutschen" hat sie zuerst Gottfried von Viterbo, der nach Scheffer-Boichhorsts Ausdruck „die ganze Weltgeschichte auf dem poetischen Hackbrett verarbeitete"; (er lebte im 12. Jahrhundert; seine Geschichte geht bis 1186, wurde aber erst 1569 herausgegeben). Auch des Königs Beiname: „der Städtegründer", beruht auf einem Mißverständnis.

Von Kaiser Otto I., dem Großen, wird berichtet, daß er 947 ganz Dänemark bis auf die Inseln erobert und in

Jütland bis an den Limfjord gelangt, in dessen Wogen er seinen Speer weit hinaus schleuderte um nach alter Sitte damit das Meer als seines Reiches Grenze zu bezeichnen. Der betreffende Teil des Meeres heißt noch der Ottensund und eine Uferstelle der Halbinsel Thyt gegenüber der Ottensand. Nach Giesebrecht, Geschichte der Deutschen Kaiserzeit, 4. Auflage, 1872, Teil I, S. 299 u. 816, meldet jedoch nur sagenhafte Kunde aus einer späteren Zeit von diesem Kriegszuge. Der speerschleudernde Kaiser wird aber noch immer gern, besonders von Malern, verherrlicht. Eine ähnliche Geschichte erzählt Diodor XVII. 17 von Alexander dem Großen. Beim Übersetzen über den Hellespont wirft der König vom Schiffe aus seinen Speer, daß er in der Erde stecken bleibt — und Varro, de lingua latina von Romulus, der seinen Speer vom Aventin über die Teiche nach dem Palatin wirft; vielleicht haben diese Erzählungen der ersterwähnten als Vorbild gedient.

Im Jahre 1000 soll Kaiser Otto III. das Grab Karls des Großen haben öffnen lassen; die Scene ist abgebildet im Germanischen Museum in Nürnberg durch Kaulbach, in Aachen durch Rethel, Kaiser Karl auf einem Throne sitzend. (Grimm, deutsche Sagen, 2. Aufl. II., S. 156.) Nach späteren Nachrichteu soll der goldene Thron des Kaisers damals aus der Gruft genommen und dem Herzog Boleslaw geschenkt worden sein.

In einem Aufsatze von Theodor Lindner (Preußische Jahrbücher; Band 31, Berlin 1873; S. 431—440 und in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Band 14, Aachen 1892) wird darauf hingewiesen, daß zunächst innere Gründe gegen die Erzählung sprechen, z. B. die Unwahrscheinlichkeit, daß eine Leiche sich jahrhundertelang in sitzender Stellung erhalte; ferner, daß die religiösen Ansichten des Mittelalters hätten dagegen sein müssen. Die Notizen über die Nachgrabungen hat, wie Lindner angiebt, Fr. Haagen zusammengestellt im Programm der Realschule zu Aachen 1866: „Karls

des Großen letzte Tage und Ende". Von den Zeitgenossen Karls berichtet Einhart, daß er zur Kirche getragen und beerdigt wurde (humatum est); ähnlich berichten Ludwigs des Frommen Biographen, der „Astronom" und Thegan, der nur zwanzig Jahre nach Karls Tode schrieb. Sie erwähnen alle, Karl wäre noch an seinem Todestage beigesetzt worden; eine Einbalsamierung zur längeren Erhaltung des Körpers kann also unmöglich stattgefunden haben. Auch die Dichter der nächsten Zeit wissen, nach Lindner, nichts von irgend etwas Ungewöhnlichem bei dem Begräbnis. Auch nicht der schon S. 185 erwähnte Abt von St. Gallen, der Tod und Begräbnis gar nicht berührt. Andreas vom Berge Soracte der des Kaisers Kreuzzug erwähnt, weiß nichts von Eigentümlichkeiten bei der Bestattung. Infolge der Verwüstung Aachens durch die Normannen vergaß man später sogar den Ort derselben. Als dann Otto III. seine römische Kaiserschaft mit allen Mitteln wieder in Glanz bringen wollte, wurde auch das Münster in Aachen aufs herrlichste durch ihn geschmückt. Lindner citiert aus den Hildesheimer Jahrbüchern, „welche zu den best-unterrichteten Quellen jener Zeit gehören".

„Aus Neugierde ließ er gegen die heiligen Kirchengebote die Gebeine des großen Karl ausgraben und fand in dem Grabe mannigfache Wunderdinge (Mirificas varietates). Aber wie später offenbar wurde, fiel er dadurch der Strafe des ewigen Richters anheim. Der genannte Kaiser erschien ihm, nachdem er so große Frevelthat begangen und prophezeite ihm, daß er sterben würde."

Bischof Thietmar von Merseburg, der im engsten Verhältnisse zur kaiserlichen Familie stand, schrieb im Jahre 1012:

„Karoli cesaris ossa, ubi requiescerent, cum dubitaret, rupto clam pavimento, ubi ea esse putavit, fodere quousque haec in solio inventa sunt regio, jussit etc." Vergl. Monumenta Germaniae historica, IV 29, Scriptores III S. 781.

Solium heißt nun sowohl „Tron" als auch steinerner Sarg. Die Hildesheimer Annalen (Monumenta etc.; Scriptores III. S. 92) lassen Otto nach den Überresten des Kaisers g r a b e n (ossa effodere jussit); ebenso Thietmar von Merseburg (s. o.).

„Thietmar und der Hildesheimer Annalist sind die einzigen deutschen Zeitgenossen welche des Vorganges gedenken; er scheint wenig Aufsehen erregt zu haben und beide erzählen ihn hauptsächlich deshalb, weil sie Anstoß nehmen an der Verletzung der Grabesruhe. Offenbar wußten weder sie noch irgend jemand in Deutschland, daß im

Grabe etwas anderes gefunden worden sei, als Gebeine und sonstige Überreste, wenn die Hildesheimer Jahrbücher letztere auch als „mannigfache Wunderdinge" bezeichnen. Beide reden nur von ossa, Knochen, und wenn Thietmar ausdrücklich von unverwesten Gewandresten spricht, erhellt daraus, daß der Leib und das übrige vermodert war." (Lindner, a. a. O. S. 436.)

Die ausgeschmückte Sage findet sich erst in den um den Anfang oder die Mitte des elften Jahrhunderts außerhalb Deutschlands entstandenen Aufzeichnungen; erstens in dem im Kloster zu Novalese im Thale von Susa nach 1048 geschriebenen Chronicon Novaliciense III. c. 33. Mit zwei Bischöfen und dem Grafen Otto von Comello ging Kaiser Otto III. in die Gruft. Lindner erwähnt aus dem in der Chronik citierten Bericht des Grafen, daß sie Karln gleichsam wie einen Lebenden auf einem Sessel thronend gefunden, mit goldener Krone, das Scepter in den Händen, die mit Handschuhen bedeckt waren, welche von den lang hervorgewachsenen Nägel durchbrochen waren. Otto bekleidete ihn mit weißen Gewändern, beschnitt ihm die Nägel und ergänzte ein fehlendes Stückchen an der Nasenspitze durch Gold; sonst fehlte nichts an dem Körper. Nachdem er aus dem Munde einen Zahn gezogen, ließ er wieder zumauern und ging davon.

Noch romantischer ist die Erzählung bei dem Franzosen Ademar, geboren 988 in Chabaunais an der Vienne, später Priester in Angoulême. In seiner Geschichte Frankreichs erzählt er zum Jahre 814, daß Karls Körper aromatisiert und dann hingestellt wurde auf goldenem Sessel in der Wölbung des Grabmals, umgürtet mit goldenem Schwert, ein goldenes Evangelium auf den Knieen haltend; sein goldenes Scepter und der goldene Schild, welchen Papst Leo ihm geschenkt, wurden vor ihn hingestellt. Die Auffindung durch Otto III. im Jahre 1000 wird nicht erwähnt. Noch spätere Ausschmückungen zu erwähnen wäre wohl überflüssig. Nun berichten Thietmar und der Mönch von Novalese übereinstimmend, daß Otto III. die Gruft wieder schließen ließ. Die Leiche blieb also in ihrer Stellung. Als am 29. Dezember 1165 Kaiser Friedrich I. das Grab wieder öffnen ließ, erhob man

die Gebeine aus dem Sarkophage, in dem sie 352 Jahre lang geruht hatten; so erzählen die gleichzeitigen Kölner Annalen. Der Pseudo-Turpin weiß auch nichts von ungewöhnlichen Vorgängen beim Begräbnis. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nahm Vincentius von Beauvais in seinem speculum universale die Stelle des Ademar auf und malt sie weiter aus und bald noch Richard von Clumy. Der Erfinder der Mythe aber ist wahrscheinlich der erwähnte Graf von Comello, der ein Schalk, den leichtgläubigen Mönchen sogar die goldene Nasenspitze, das Zahnausziehen und das Nägelbeschneiden aufband. (Lindner, a. a. O. S. 439.) Auch daß die schöne Stephania, die Witwe des enthaupteten Crescentius, Ottos Geliebte geworden und ihn vergiftet habe, ist unhistorisch.

Unweit Spandau an der Havel liegt Pichelsberg und daselbst ganz in der Nähe Schildhorn mit einer uralten hohen Linde von malerischer Schönheit.

„Dieses Denkmal, eine Säule mit einem Wendenkreuz und Schild, hat seine historische Bedeutung und wurde von König Friedrich Wilhelm IV. errichtet. Nach der Sage soll der letzte Wendenfürst Jaczo im Kriege mit Albrecht dem Bären von diesem bis zur gegenüberliegenden Landzunge, wo jetzt die Villa Buße steht, verfolgt worden sein und vorher gelobt haben, das Christentum anzunehmen, wenn er glücklich durchkäme. Dieses traf ein, indem er mit Pferd und Rüstung die Havel durchschwamm und hier landete. Zum Zeichen, daß er sein Gelübde halten wolle, legte er hier Schild und Horn ab, woher der Name Schildhorn entstand.“ (Hennes; Hundert Nachmittagsausflüge in die Umgegend von Berlin.)

„Der älteste durchaus glaubwürdige Bericht über den Krieg um Brandenburg im Jahre 1157 und das was ihm vorausging ist der Tractatus de urbe Brandenburg, welchen der spätere Prior am Dom zu Brandenburg, Heinrich von Antwerpen in seiner Jugend, einige Zeit nach 1161, aber vor 1173, wahrscheinlich bald nach 1165 verfaßte.“

Derselbe ist uns erhalten in einer 1459 entworfenen Denkschrift unter dem Titel „Fundatio ecclesiae Letzkensis, die im Magdeburger Staatsarchiv aufbewahrt wird; neu herausgegeben ist der Tractatus und erläutert im 22. Jahresbericht des altmärkischen Vereins zu Salzwedel, S. 1 ff.

„Auf diese Quelle gehen, insbesondere was die Nachrichten über Jaczo anlangt, die verschiedenen, noch dem 13. Jahrhundert angehörigen brandenburgischen Chroniken, darunter auch die vom böhmischen Hofhistoriographen Pulkawa unter Kaiser Karl IV. benutzte zurück.

Nach dem Traktate war Jaczo ein Verwandter Pribislav-Heinrichs, des letzten

Wendenhäuptlings der Stadt Brandenburg, „„damals ein Gewaltiger in Polen"" (principans tunc in Polonia), was die zeitlich zunächst folgende märkische Chronik durch dux Poloniae wiedergiebt. Als er vernommen, daß er nach dem Tode seines Verwandten Markgraf Albrecht die Stadt eingenommen, zog er mit einem Polenheer heran, bemächtigte sich durch Bestechung der Brandenburg und führte die treulose Besatzung in scheinbarer Gefangenschaft nach Polen; die Burg aber blieb in den Händen einer wahrscheinlich von Jaczo zurückgelassenen Mannschaft.

Dies ist absolut alles, was wir von Jaczo wissen; bei der durch seinen Handstreich veranlaßten Belagerung Brandenburgs durch die Deutschen, und überhaupt in der Folgezeit wird er nie wieder, weder von brandenburgischen noch anderen Quellen genannt. Die Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts erwähnen ihn daher auch nur ganz kurz; erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begann die geschäftige Phantasie der Historiker sich zu bemühen, mehr von ihm aus den nach und nach zugänglich werdenden historischen Denkmälern, besonders aus Urkunden zu erfahren. Bei dem fast durchweg kritiklosen Verfahren jener Zeit kann es nicht Wunder nehmen, das allein das Auffinden des im Slavischen nicht seltenen Vornamens Jaczo zur Anschürzung fruchtbarster Kombinationen Anlaß gab."

Infolgedessen wollten ihn einige zum Stammvater der Grafen von Gützkow machen.

„Selbst der umsichtige Wohlbrück vertrat noch diese Ansicht und Schwebe wollte darauf hin im Jahre 1877 den Schild am Schildhorndenkmal mit dem Gützkowschen Wappen schmücken . . . . .

So blieb der Stand der Sache, bis der Prager Professor Mader im Jahre 1808 zwei Bracteaten mit der Umschrift „Jaczo de Copnic" bekannt machte. Er erblickte in dem Münzherrn den polnischen Eroberer Brandenburgs, erklärte Copnic als das Städtchen Cöpenick an der Spree im Teltow und ließ die Münzen von Jaczo „„in der Hauptstadt seiner märkischen Besitzungen während seiner kurzen Herrschaft in der Mittelmark"" geprägt sein . . . . ."

Diese Münzen — man kennt deren sechs — sind jedoch wahrscheinlich in Magdeburg geprägt; auch nie in dem „Gebiete" des Jaczo gefunden worden. Die brandenburgischen Lokalhistoriker machten dann aus dem — nach Mader — seine Residenz in Cöpenick nur vorübergehend habenden einen Fürsten, der dort eine von seinen Vätern ererbte Herrschaft besessen.

„Ganz hat man sich indessen doch nicht über die einer solchen Verwendung der Münzen entgegenstehenden Bedenken hinwegzusetzen vermocht. Daher hat der nachmals durch den Titel eines brandenburgischen Historiographen ausgezeichnete Adolf Friedrich Riedel die der Wahrheit stracks zuwiderlaufende Behauptung aufgestellt, eines „zu Cöpenick residierenden Fürsten Jaczo" werde in „Brotuffs, Pulkawas, Entzelts und anderen neuen Chroniken" gedacht (Riedel; die Mark Brandenburg im Jahre 1250, I S. 316). Diese letzteren scheinen nur eine rhetorische Übertreibung zu sein, denn vor dem Professor Mader kennt niemand einen Jaczo von Cöpenick; Pulkawa aber spricht von einem dux Poloniae, was Brotuff wörtlich übersetzt, während Entzelt einen „Jasius oder Jason, Fürsten der Polen und Lausitzer" daraus macht. Sodann hat derselbe Riedel in den Münzen selbst, in dem auf zwei Typen sich befindenden

Doppelkreuz, in einer Weise, die vielleicht einzig in der Geschichtschreibung, eine Bestätigung der Identität des polnischen Jaczo mit dem der Münzen gefunden. Er ersann zu diesem Zwecke im Jahre 1831 die Sage von der Flucht Jaczos durch die Havel nach seiner Besiegung durch Albrecht den Bären und von seiner Bekehrung nach seiner Errettung am Schildhorn.

Am Havelufer zwischen Potsdam und Spandau — die Lokalisierung beim Schildhorn verdankt ihre Entstehung wohl nur einer Volksetymologie — ist die Sage aufgezeichnet worden, daß während eines großen Religionskrieges oder während des dreißigjährigen Krieges ein Ritter — man nennt Gustav Adolf, den großen Kurfürsten, den alten Fritz, einen General Schild — vor seinen Verfolgern sich mit seinem Pferde durch die Havel geflüchtet habe; hinzugefügt wird wohl, er habe am jenseitigen Ufer Schild und Horn aufgehängt und davon führe die Stätte den Namen. Die erste Erwähnung der Sage findet sich im Jahre 1730 in des bekannten Historikers von Gundling Buch über Albrecht den Bären. Als Helden nennt er Pribislaw, den letzten Häuptling der Stadt Brandenburg (den er mit dem gleichnamigen älteren Obotritenfürsten zusammenwirft) und läßt denselben vor der Flucht in einer Schlacht bei Potsdam besiegt werden. Dasselbe berichtet Beckmann 1751 in seiner Beschreibung der Kurmark Brandenburg. Daß Gundling Pribislaws Namen in der Volksüberlieferung vorgefunden habe, ist vollkommen unglaublich ..... Demnächst tiefes Schweigen, bis im Jahre 1823 Valentin Heinrich Schmidt in seiner Schrift „Über die Erwerbung der Mark Brandenburg durch Albrecht den Bären" die Pichelsdorfer Sage vom „letzten Wendenkönig" also, wie er aus denselben Gründen wie Gundling hinzusetzt, „Pribislaw", erzählt mit der Erweiterung, daß derselbe nach glücklich bewerkstelligter Flucht Christ geworden sei. Hier hat Riedel angesetzt, indem er in seinem 1831 erschienenen Buche über die Mark Brandenburg im Jahre 1250 an einer verborgenen Stelle bemerkt: „auf Jaczo dürfte auch die alte Sage zu deuten sein, welche über den Pichelsdorfer Werder in H. V. Schmidts Albrecht der Bär mitgeteilt ist". Diese ganz ohne Versuch irgend welcher Begründung vorgetragene Vermutung bildet die Fußnote zu folgender Textstelle: von Albrecht dem Bären aus Brandenburg vertrieben und über die Havel verdrängt, trat der Jaczo in Polonia principans zum Christentum über — dies beweist das Kreuz, welches er auf einigen seiner Münzen in der Hand hält — und hatte zu Cöpenick an der Spree seinen Sitz."

Die Nachweisung Sellos, daß das Kreuz nichts der Art leisten kann, würde uns hier zu weit führen. Von Schriftstellern, die noch ausführlicher als Riedel über den Jaczo berichten, erwähnt Sello: Klöden, Entstehung Berlins S. 40. 148 ff.; Heffter, Geschichte der Stadt Brandenburg S. 77; ders. Wettkampf der Deutschen und Slaven S. 380 ff.; Fr. Voigt in Märkische Forschungen VIII. 159; Schillmann, Grundsteinlegung des preußischen Staates, S. 33; ders. Geschichte der Stadt Brandenburg S. 146 ff.; Schwebel, kulturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg S. 19. 361; derselbe kulturhist. Bilder aus der deutschen Reichshauptstadt, S. 2. 3. — Pflug

„hat im Jahre 1881 in einer Reihe von Artikeln in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung (Nr. 9—14; die letzten Wendenkämpfe und die Städteumwandlungen in der Mark) die ärgsten Fabeln in ein geradezu verblüffendes historisches System gebracht; er kennt weder die in Frage kommenden Quellen genügend, obwohl er sich gern darauf beruft, noch versteht er dieselben, soweit er sie kennt, richtig ꝛc."

Sehr viel Unheil hat das „Geschichtswerk" des Dominikanermönches Martin von Troppau angerichtet, auch Martin der Pole genannt († ca. 1278); Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter II. 327, urteilt darüber, wie folgt:

„. . . . es sollte ein bequemes Handbuch sein, und diese Aufgabe hat er insofern mit großem Erfolg gelöst, als kein anderes Geschichtsbuch des Mittelalters eine so große Verbreitung gefunden hat. Der innere Wert entspricht freilich diesem Erfolge durchaus nicht: es ist nicht allein eine ganz oberflächliche Kompilation, sondern es haben erst durch dieses Werk alle die Fabeln, welche nach und nach in die Geschichte eingedrungen waren, recht festen Fuß gefaßt und eine völlige Herrschaft gewonnen, die nur durch die wissenschaftlichen Bestrebungen der neueren Zeit erschüttert werden konnte. In manchen Abschnitten, z. B. in der Geschichte der Ottonen, ist die wahre Geschichte bei ihm verschwunden und nur die Märchen sind geblieben."

— und weiter, nachdem Wattenbach berührt, wie auch die Fabel von der Päpstin Johanna erst durch Martin von Troppau zu allgemeiner Verbreitung gelangt ist mit Beziehung auf die Päpstin:

„. . . in der Folgezeit hat keine von Martins Fabeln mehr Aufsehen erregt, schädlicher aber wirkten andere, wie z. B. die Einsetzung der sieben Kurfürsten und überhaupt die ganze grundfalsche Auffassung der Geschichte. Diese Einsetzung wird ausdrücklich Gregor V. zugeschrieben in der Fortsetzung von des Thomas (von Aquino) Werk: de regimine principum, welche . . . . . . von Tolomeo von Lucca herrührt. Vollständig klerikal ausgebildet und auf Papst Sylvester übertragen findet sich die Geschichte wenig später in der Reimchronik des Kölner Stadtschreibers Godfried Hagene."

Über diese Einsetzung der sieben Kurfürsten giebt es eine kleine, aber sehr gründliche Arbeit von Dr. Victor Langhans: „Die Fabel von der Einsetzung des Kurfürstenkollegiums durch Gregor V. und Otto III., Berlin 1875". Es heißt daselbst S. 5:

„Man könnte beinahe sagen, daß die Frage, wie und wann das Kurfürstenkollegium entstanden sei, so alt ist, wie dieses selbst. Schon die bekannte Stelle des Sachsenspiegels, welche um das Jahr 1230 der sieben Wähler zuerst erwähnt, zeigt eine gewisse Unklarheit, die es möglich machte, ganz entgegengesetzte Ansichten über die Grundlage der Kurwürde hineinzulegen und der Brief Urban IV. vom 31. August 1263

beweist deutlich, daß man um jene Zeit vom Ursprung der Electores absolut nichts mehr wußte . . . . Nur über ein'es war man seit nahezu zweihundert Jahren im reinen, nämlich über die Unwahrheit der Überlieferung, wie sie angeblich Thomas von Aquino aufbewahrte. Seit Leibnitz in der Vorrede zu seiner Scriptores Brunswicensium es für eine abgethane Sache erklärte, glaubte niemand mehr, daß Gregor V. aus eigener Machtvollkommenheit oder vertragsrechtlich mit Otto III. die Kurfürsten eingesetzt hätte."

Die Lesarten darüber sind verschieden; nach einigen wäre es der Papst, nach anderen der Kaiser mit Zustimmung des Papstes; wieder nach andern der Kaiser allein gewesen, z. B. nach Nicolaus von Cusa. Selbst auf Karl den Großen hat man das Kurfürstenkollegium zurückgeführt und — da damals Sachsen, Brandenburg und Böhmen noch heidnisch waren — demselben folgerichtigerweise nur vier Mitglieder gegeben.

„Woher diese auf Karl den Großen zurückgehende Sage stammt, ist ziemlich klar. Es galt das Wahlrecht des Fürstenkollegiums, das vor nicht langer Zeit entstanden war, dadurch zu kräftigen, daß man es so alt als möglich ansetzte. So schrieben die Fürsten selbst kurz vor der goldenen Bulle an den Kaiser: Postulatio papae nihil quasi innuere videtur aliud, nisi quod Vos regni gubernacula et nos electoriae dignitatis tempore Karoli ad nos desoluta resignemus . . ." (Langhans a. a. O., S. 16.)

und weiter S. 17 heißt es:

„Endlich aber regten sich immer lautere Zweifel an der Wahrheit der Überlieferung. Schon Hoffmann (Ludewig, Scriptores I S. 34) setzt zu der Erzählung, wie er sie dem Naucleus entnommen hat, die etwas unsichern Worte hinzu: Caeterum variae sunt de hac Ottonis sanctione authorum opiniones, quibusdam eam ad annum 1002, aliis ad Friderici II et Gregorii X pontificis tempora reiicientibus, reliquis de ea prorsus dulitantibus. In der That hatte zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine Reihe von Männern die Erzählung von Gregor und Otto ganz verworfen. So Stabius, ein Zeitgenosse Maximilians I., Kranz, gest. 1534, Spiegel in seiner Ausgabe des Ligurinus 1531, Aventin, gest. 1534, Peutzer und besonders der Gelehrte Onuphrius Panvinius, der mit viel Glück und Geschick in seiner Schrift De comitiis imperatoriis die Unwahrheit der Fabel nachzuweisen suchte. Einige, wie Garsen, Conring sprachen es offen aus, die Fabel sei bloße Erfindung der päpstlichen Partei, um die weltlichen Ansprüche der Kirche zu rechtfertigen. — Diese Angriffe veranlaßten freilich ebenso viele Verteidigungen und es entspann sich eine Polemik, die lange und oft, wie von Windeck mit großer Leidenschaftlichkeit geführt wurde. Der beste Verteidiger war Gewold 1616 mit seinem umfangreichen Commentarius de sacri Romani imperii septemviratu und in der Repraesentatio Reipublicae Germanicae. Doch der Gegner wurden immer mehr und im 18. Jahrhundert war der Streit verstummt, die Fabel aufgegeben."

S. 59 citiert Langhans sodann die betreffende Stelle aus Martin von Troppau.

„Er schreibt, nachdem er den Tod Ottos III. gemeldet: „„„Et licet tres isti Ottones per successionem generis regnaverint, tamen post (ea) fuit institutum, ut per officiales imperii imperator eligeretur, qui sunt septem videlicet primo

cancellarii, Moguntinus Cancellarius Germaniae, Treverensis Galliae et Coloniensis Italiae, Marchio Brandenburgensis Camerarius, Palatinus dapifer, dux Saxoniae ensem portans, pincerna rex Boemiae"". — In diesen Worten steht nichts von einer Einsetzung durch Gregor oder Otto, im Gegenteil sie sagen klar, daß sie nicht zu ihrer Zeit, sondern später (postea) stattfand. Man muß offenbar der Stelle Gewalt anthun, um die Fabel in ihr zu entdecken und entweder wie Augustinus Triumphus postea ganz weglassen oder, wie Palmerius und der Compilator Hammerslebiensis, es nachstellen; so daß es heißen würde: „„Obwohl jene drei Ottonen nach Erbfolge des Geschlechtes herrschten, so wurde doch bestimmt, daß nachher, d. h. für die Zukunft, der Kaiser durch die Würdenträger des Reiches gewählt werden solle"". Das wäre aber eine durch nichts gerechtfertigte Verdrehung des Textes. — Aber was sollen die Kurfürsten bei Otto III.? Ungeschickt angebracht sind sie hier gewiß, aber es läßt sich nicht gar so schwer erraten, wie sie gerade hierher kamen. Man muß nur beachten, wie Martin schrieb. Um ein bequemes Handbuch zur Erwerbung der nützlichen Kenntnisse von Kaisern und Päpsten zu geben, richtete er sein Werk so ein, daß auf je zwei Seiten immer die Päpste und Kaiser sich gegenüberstanden. Jede Seite hatte 50 Zeilen, jede Zeile war für ein Jahr bestimmt und jeder Papst oder Kaiser hatte so viel Zeilen zugewiesen, als er Jahre regierte. Nun schrieb aber Martin das Werk nicht ohne Unterbrechung, sondern, wie eine Originalhandschrift zu Prag zeigt, je nachdem er seine Kenntnisse bereichert hatte, schrieb er da und dort, wo es eben paßte, neues hinzu. Ging der Raum der bestimmten Zeile aus, so wurde drunter oder drüber zu einer andern Persönlichkeit, die noch Platz ließ oder an den Rand geschrieben. Eine solche spätere Einschiebung ist auch unsere Stelle. In der Prager Handschrift war sie noch nicht, wohl aber schon im Jahre 1268 aufgenommen. Folgendes könnte erklären, warum sie gerade zum Jahre 1002 geschrieben wurde. Das Wahlrecht der sieben Fürsten hatte sich im Jahrhundert des Martin entwickelt; im Interesse mancher Seite lag es jedoch, die Institution für alt zu erklären. Martin, der von den sieben Wählern erfuhr, glaubte auch an ihr Alter. Bei welchem Kaiser sollte er sie aber in seiner Chronik einreihen? Wann sie ihren Ursprung genommen, daß wußte er so wenig wie andere seiner Zeit, aber wann sie noch nicht bestanden, das wußte er oder glaubte er zu wissen. Denn unter den Ottonen galt nicht Wahl- sondern Erbrecht. Also wurde das Kollegium der Sieben nach ihnen eingesetzt: Licet isti Ottones per successionem generis regnaverint, tamen postea institutum est . . . . — Martinus Polonus steht also der Fabel völlig fremd. Wenn sie trotzdem ganze Jahrhunderte in ihm zu lesen glaubten, so geschah es nur, weil, wie wir sehen werden, einige sie in ihm lesen wollten."

Ferner heißt es S. 62:

„Ptolomäus (von Lucca) ist es, der die Fabel in der Fortsetzung des Buches De regimine und zwar kurz vor oder nach 1300 erzählt. Tritt sie aber hier als fertig auf, so zeigt sie sich in einem anderen Buche desselben Autors, das etwas früher geschrieben sein mag, erst im Werden begriffen. In dieser ältesten Stelle, welche die Fabel bringt, zeigt sich Ptolomäus deutlich als ihren Erfinder."

Folgt nun die Stelle aus dessen Historia ecclesiastica I, XVIII. Kap. 2 und weiter S. 63.

„Die ausdrückliche Erwähnung Martins, die aus diesem entnommene Wendung quamvis isti tres Ottones etc. zeigen deutlich, daß Ptolomäus die Fabel auf ihn basiert. Hat er ihn mißverstanden oder absichtlich falsch aufgefaßt? Gewiß hat das letztere wenigstens den Anschein. Der Zusatz ut apparet ex facto scheint so recht

dazu dienen zu sollen, solchen Lesern, welche die Fabel in dem, was Martins „Geschichten erzählen“ nicht recht klar sehen wollten, allen Zweifel zu benehmen. Die sieben Fürsten, von denen er erzählt, bestehen ja wirklich als Wähler des Königs, wie kann man zweifeln? Das kritische „postea“ des Martin bemerkt er nicht, dann aber weiß er das ganz unbestimmt gesagte „constitutum est“, welches weder den Kaiser noch sonst wen nennt, aber am natürlichsten und ungezwungensten auf den ersteren bezogen würde, unter wiederholtem Hinweis auf Dekrete, Geschichten und faktischen Bestand, die den bewußten Lügner decken und den Leser verwirren sollen, so zu drehen, daß Kaiser und Papst und nach einer kühnen Wendung „„damit es besser gesagt sei““ der Papst allein die Änderung im Reiche getroffen hat. Es kann kein Zweifel sein, daß Ptolomäus die Fabel aufgebracht hat und nur ein sehr geringer kann übrig bleiben, ob er es mit Bewußtsein that.“

Ludwig der Springer (geboren 1042), Markgraf von Thüringen, soll sich in die Pfalzgräfin Adelheid von Sachsen, Gemahlin Friedrich III., verliebt und ihren Gatten getötet haben. Deshalb soll er auf dem Schlosse Giebichenstein bei Halle eingesperrt worden sein und sich da mit einem entsetzlich kühnen Sprung aus einem Fenster in die Saale hinunter gerettet haben. (Grimm, deutsche Sagen II, 2. Aufl., S. 554.) Wird oft abgebildet. Allein kein gleichzeitiger Chronist weiß etwas von dem kühnen Sprung. Sein Prädikat, der Springer, verdankt Ludwig lediglich der Unwissenheit Chroniken schreibender Mönche. Er wurde ein salischer Graf genannt, weil sein Geschlecht den salischen Franken entstammte. Ein späterer Chronist, dem die Bedeutung des Wortes salicus unbekannt war, machte daraus saliens, den „Springer“. Zu dem Namen fand sich die Sage von selbst hinzu. Der erste Chronist, welcher Ludwigs *salto mortale* erzählt, ist der sogenannte — „Erfurter Mönch“, der 350 Jahre später als Ludwig lebte. —

Im 11. Jahrhundert dürfte die Habsburg erbaut worden sein, im jetzigen Kanton Aargau, auf dem Wülpelsberg bei Windisch, dem römischen Vindonissa.

„. . . dies geht aus den Bauresten hervor. Aber wer die Veste auf den Wülpelsberg gesetzt, das ist in Dämmerung gehüllt . . . Eine schöne Aargauer Sage, die K. Simrock und J. G. Seidl in Verse gebracht haben, erzählt, der Bischof von Straßburg und sein Bruder seien aus Rom gekommen. Im Aargau habe der Bruder gejagt und dabei seinen Habicht verloren. Wo er ihn nach langem Suchen wiedergefunden, habe er eine Veste gebaut. So sei die Habsburg, d. h. die Habichtsburg erstanden.

Der Bischof Werner gab das Geld,
Graf Radbod hat sie hingestellt,
Klein aber fest,
Die Habichtsburg, das Felsennest.

Als aber der bischöfliche Bruder die Burg besuchte, fand er, trotz des Geldes, das er zum Bau hergegeben, keine schützenden Mauern. Da bot der Erbauer über Nacht das Volk auf, das er mit des Bruders Gut gewonnen hatte, Herren, Ritter, Knechte, die alle sich auf der Burg lagerten. Auf sie hinweisend, sprach er am nächsten Morgen zum überraschten Bruder: Dies sind meine Mauern, die ich gebaut habe. Die hübsche Erzählung entbehrt aber der historischen Wahrheit. Eine Urkunde von 1027, in welcher sich Werner, Bischof von Straßburg, Gründer der Habsburg nennt, ist unecht. Mit Sicherheit kann man nur sagen, daß sich Werner I. († 11. November 1096) zuerst Graf von Habsburg nannte. Auch wie die Habsburg ursprünglich ausgesehen haben mag, ist ein Rätsel. Die Abbildungen sind meist jüngeren Datums und von zweifelhafter Herkunft, die älteste stammt nach Überschrift aus 1563." (Abgekürzt aus einem Feuilleton der „Wiener Zeitung" vom 17. Februar 1886 von Dr. R. Reissenberger.)

Die Anekdote von den aus tapfern Männern bestehenden Mauern steht übrigens schon fast wörtlich bei Plutarch, Lakonische Denksprüche, Agesilaos 19:

„Ein anderer fragte ihn, warum Sparta ohne Mauern sei; da zeigte er auf die bewaffneten Bürger mit den Worten: „dies sind Lakedämons Mauern"."

Vergl. denselben Schriftsteller, Lykurgos 19.

Ein Diakonus Adalbert in Bamberg verfaßte um 1146, veranlaßt durch die Kanonisation des Kaisers, ein Leben Heinrich II. († 1024); . . . er nahm darin das wohl in Bamberg selbst ersonnene Märchen von Kunigundens Keuschheit und ihrer Rechtfertigung durch die Feuerprobe auf (Grimm, deutsche Sagen, 2. Aufl., II. S. 157), nebst dem beliebten Geschichtchen von dem Merseburger Becher. „Vorzüglich bewundert Adalbert, daß Heinrich bei dieser großen Frömmigkeit doch so gut für das Reich gesorgt habe, was freilich ausnehmend wunderbar sein würde, wenn es nur wahr wäre." Das zweite Buch behandelt die Wunder an des Kaisers Grab und schließt mit einer Nutzanwendung gegen die Feinde der Geistlichkeit (Wattenbach, a. a. O. I. S. 269 f.). Der Kaiserin Kunigunde soll es sogar, wie dem heiligen Goar, gelungen sein, ihren Handschuh an einem Sonnenstrahl aufzuhängen. (!)

Betreffs Heinrich IV. Zug nach Canossa (1077) hat

es auch nicht ganz so ausgesehen, als gewöhnlich berichtet wird; wir wollen es nicht so schroff hinstellen, wie es in dem gut katholischen Buche „Geschichtslügen", 1884, S. 103 geschieht, daß es dem Papst in seinem Kampfe nur um die „Reinheit der Braut Christi" zu thun gewesen sei und er darin am liebsten den Kaiser zum Bundesgenossen gehabt hätte; (dies ist etwas konfuse); aber zugeben muß man, daß von den Zeitgenossen die Demütigung des Kaisers nicht als eine so große und jedenfalls nicht als eine unverdiente und als eine nationale angesehen worden ist. Im weiteren meldet das katholische Buch „Geschichtslügen" S. 110 ff.:

„Auch der ganze Hergang der von Heinrich verrichteten kurzen dreitägigen Buße hat einen durchaus anderen Charakter, als jene ungeheuerlichen Schilderungen unserer Lesebücher und Tendenz-Geschichtschreibung, insbesondere Rotteck ihm andichtet. Denn zunächst trug Heinrich nicht wie man den Kindern weiß macht, ein dünnes Hemd in kalter Winterzeit allein auf dem Leibe, wobei es Kindern freilich gruseln mag, sondern ein wollenes langes Bußgewand, was einfach über alle Kleider, die man tragen wollte, geworfen und mit einem Gürtel gebunden wurde. Auch barfuß (richtiger in Sandalen) zu gehen im Bußgange, war damals allgemeine Sitte. Auch andere Kaiser und Päpste haben sich dessen in Bußprozessionen nicht geschämt. Ein dreitägiges Fasten vom Morgen bis zum Abend ist für einen Büßer-König durchaus auch keine Grausamkeit, wenn die Kirche von ihren einfachen Gläubigen, die keine öffentlichen Büßer sind, ein vierzigtägiges Fasten in gleicher Weise wenigstens damals verlangte, so daß erst am Abend gegessen werden durfte. Auch das Stehen vor dem Burgthore im Schnee verliert bei näherer Betrachtung alles Gruselige. Die Burg von Canossa hat nämlich gleich allen anderen Burgen des Mittelalters ihre drei Höfe. In dem ersten und äußersten wohnten die Verteidiger der Burg, die streitbare Mannschaft; im zweiten die Dienstleute der Herrschaft und waren in ihm die Stallungen und Remisen; im dritten endlich wohnte die Herrschaft selbst in Türmen und Wohnhäusern. Heinrich wurde aber, wie die Zeitgenossen erzählen, in den zweiten Hof eingelassen, dorthin, wo die Dienstleute wohnten und konnte sich in ihren Wohnungen aufhalten. Was ihm nicht gestattet war, war der Eintritt in den dritten Hof, zur Herrschaft selbst, und was diese verlangte, war nur ein Draußenbleiben, bis sie ihm öffnen ließ. Es ist also nichts mit der kindischen Vorstellung, als habe Heinrich mit bloßen Füßen in dünnem Hemde auf bloßem Leibe drei Tage lang ohne Speise und Trank im Schnee stehen müssen. Daß es kalt war und tiefer Schnee lag, ist richtig. Wollte Heinrich durchaus vor der Thür stehen, so war das seine Sache; verlangt war es nicht; es waren ihm Aufenthaltsorte genug geboten. Daß er öfter dort gestanden und auch tüchtig gefroren haben mag, kann seine Richtigkeit haben, da nach der Schilderung gewisser Schriftsteller von damals Gregor und Mathilde ihn dort stehend gesehn haben wollen. Verpflichtet war er dazu nicht, aber Mitleid sollte erregt werden; &c. &c."

Weiter wollen wir die Krikik der landläufigen Vorstellung nicht verfolgen, sondern nur zugeben, daß die Farben des

Schauergemäldes bei genauerem Hinsehn beträchtlich erblassen. Auch die Abendmahlsprobe erscheint unhaltbar.

„Die Hauptquelle, welcher das Ereignis immer nacherzählt worden ist, ist ein Mönch in dem hessischen Kloster Hersfeld, des Namens Lambert. Hat dieser Mann in dem deutschen Kloster Hersfeld die Ereignisse in Italien wirklich so zuverlässigerweise gekannt? Dazu zeigt sich, daß Lambert von einer höchst feindseligen Gesinnung gegen den König Heinrich erfüllt ist und öfter von der Wahrheit zweifellos abweicht. Nun finden wir, um einen ganz frappanten Punkt herauszugreifen, daß mehrere andere Erzähler, welche dem Könige ebenfalls sehr feindlich gesinnt sind, von dem Gottesurteil des Abendmahls, welches Gregor herausgefordert und dem Heinrich sich entzogen haben solle, nicht nur nichts wissen, sondern sogar einfach mitteilen, daß Papst und König nach der Buße gemeinschaftlich wirklich das Abendmahl genommen.

Wie aber wäre es möglich, wenn die Scene in der That stattgefunden, wenn die Macht des Gewissens sich in so überwältigender Weise dargethan, daß irgend ein Hörer und Erzähler, noch dazu ein Verehrer des Papstes, nicht von diesem Ereignis hätte erfahren und es weiter erzählen sollen? Wie auch die Erzählung entstanden sein mag — so etwa, daß Heinrich, um seine bußfertige Stimmung zu bekunden, sich selbst an jenem Tage noch nicht würdig des Sakramentes bekannt hat —, ob nun aus solchen oder ähnlichen Keimen sich die Sage entwickelt, sicher ist, daß diese Abendmahlsscene sagenhaft und entstellt auf uns gekommen; wie aber sollen wir einem Erzähler, der in einem so wesentlichen Punkte offenbar falsch berichtet war, oder falsch berichtet, ohne weiteres das übrige glauben?" (Hans Delbrück, Historische und politische Aufsätze, Berlin 1887, S. 33. Canossa, wo auch (S. 48) in sehr eingehender Weise dargelegt wird, warum sich ein solcher Auftritt nur einmal ereignen konnte und nie wieder.)

An die Schlacht bei Weinsberg (21. Dezember 1140) knüpfen sich zwei Fabeln; erstens, daß in derselben zuerst die Parteirufe „Hie Welf, hie Waiblingen" vernommen sein sollen; zweitens die bekannte Erzählung, daß den Frauen nach der Einnahme erlaubt worden sei mit dem, was sie auf den Schultern tragen könnten, frei abzuziehn, worauf jede ihren Mann auf dem Rücken davon getragen hätte. Der König Konrad III., aufgefordert diese Arglist zu ahnden, hätte dies abgelehnt; „denn ein Königswort dürfe nicht geändert werden". (Grimm, deutsche Sagen, 2. Aufl. II. S. 169.) Bürger hat diesem Ausspruch in der Ballade „die Weiber von Weinsberg" die citierbarere Form gegeben:

Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln,

welches Wort leider auch unhistorisch ist. — Zu vergleichen

Wm. Bernhardi: über Konrad III., Leipzig 1883 und Bernheim, die Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg in Raumers historischem Taschenbuch 6. Folge, 3. Jahrgang, Leipzig 1884, S. 13—30 und dessen Forschungen zur deutschen Geschichte XV. S. 241 f., wo der Besuch Paul Scheffer-Boichorsts in dessen „Annales Patherbrunnenses“ S. 202 f. die Erzählung zu retten, zurückgewiesen wird. Sie findet sich zuerst in der Chronica regia Coloniensis, welche etwa um 1170 geschrieben und von G. Waitz in der Oktavausgabe der Monumenta Germaniae historica (Hannover 1880) herausgegeben ist. Die früheren uns bekannten Chroniken erwähnen durchaus nichts davon. „Entgegenstehende Angaben älterer Schriftsteller, daß die Angabe bei Gottfried von Viterbo, Martinus Minorita u. a. stehe, beruhen auf Ungenauigkeit oder Benutzung interpolierter Texte“ (Bernheim). Sie ist daher nicht zu halten, schon weil sie von dreißig bis vierzig Burgen und Städten mit geringen Veränderungen erzählt wird, also zu den Wandersagen gehört, ferner weil es wahrscheinlich ist, daß das belagerte Weinsberg überhaupt gar keine Stadt war, sondern nur eine kleine Feste (bei Heilbronn). Die Einnahme von Weinsberg war des Königs erste Kriegsthat. Es war empfehlenswert, seine Großherzigkeit dabei leuchten zu lassen. Daher übertrug man die beliebte Erzählung auf diesen Tag und „die Hörer, sie glaubten sie gerne“. Bernheim aber weist in höchst interessanter Weise nach, daß die Sage sich aus den Berichten über die Einnahme und Zerstörung von Crema durch Friedrich Barbarossa (1160) entwickelt hat, welche bei den Zeitgenossen einen großen Eindruck zurückgelassen hatte. Es war allen Einwohnern — Frauen sowohl als Männern — freier Abzug gestattet worden mit soviel als sie auf den Schultern tragen konnten. Rührende Scenen werden uns berichtet die selbst den Kaiser ergriffen haben sollen und ein gleichzeitiger Berichterstatter meldet: „Da trug eine Frau unter Zurücklassung ihrer Schätze mit Erlaubnis des Kaisers ihren gebrechlichen Mann auf den

Schultern fort", wobei die Worte „mit Erlaubnis des Kaisers" wie wir gesehen haben, unberechtigt sind, denn es war Sache der Frau, was sie mit forttragen wollte. Der Berichterstatter ist aber gerade derselbe kölnische Annalist, welcher allein die weinsberger Geschichte meldet:

„Was seine Phantasie bei der Eroberung von Crema nur schüchtern anzudeuten wagte, weil das Ereignis noch zu frisch im Gedächtnis der Zeit lebte, das gestattete er sich ungestraft bei der schon im Dämmerlicht der Vergangenheit liegenden Eroberung Weinsbergs mit behaglicher Breite auszuspinnen: aus der einen Frau, die mit Erlaubnis des Kaisers ihren Mann forträgt, sind die sämtlichen Frauen geworden, welche die beschränkten Kapitulationsbedingungen ausnutzen, um ihre Männer zu retten, indem sie die Erlaubnis des Kaisers durch ihre erheiternde List gewinnen." (Bernheim im historischen Taschenbuch 1884, S. 24.)

Populär wurde die Sage jedoch erst durch Johannes Tritheim, den Abt von Sponheim, der sie im Anfang des 16. Jahrhunderts in seiner „Chronik von Hirschau" und den etwas später verfaßten „Hirschauer Annalen" mit einiger Ausschmückung erzählte. In der Ausschmückung fuhren andere fort, bis dann zuerst Leibnitz die ganze Erzählung für eine Fabel erklärte; Raumer jedoch in seiner „Geschichte der Hohenstaufen", Jaffé in den „Jahrbüchern des deutschen Reichs unter Konrad III." und noch spätere führen sie als historisch an; aber sie verriet ihre unhistorische Natur durch die Anziehungskraft, die sie auf die Kunst ausübte.

„1614 entstand das Drama des Nichthonius, 1650 ward ein Gemälde des Vorgangs im Chor der Kirche zu Weinsberg aufgestellt, wovon eine Kopie in den Rathaussaal gestiftet wurde. Die Burg erhielt im Volksmunde den Namen Weibertreu, den Burgweg nannte man den Frauenweg, besonders brachte der Dichter Justinus Kerner, der sich dort niederließ, den Kultus in Schwung rc." (Bernheim a. a. O. S. 28, der noch auf die Macht des Gemüts hinweist, welches allen solchen anmutigen Sagen schützend zur Seite steht.)

Außer dem schon erwähnten Bürger haben noch Chamisso und Elisabeth Kulman die Sage besungen. Auch die Lokalchronik von Weinsberg nahm sich ihrer liebevoll an (Dillenius, Weinsberger Chronik, Stuttgart 1868).

In einem am 22. Januar 1884 im „Verein für Geschichte und Altertumskunde" in Berlin von Dr. Grotefend gehaltenen Vortrag wies dieser noch darauf hin, daß von den zeitgenössischen Quellen die Eroberung von Weinsberg viel erwähnt

werde, aber niemals die Sage und daß der sehr guelfisch gesinnte Andreas von Regensburg kein Wort davon habe. In Köln, heißt es weiter, giebt es eine Familie Weinsberg, die sich der Abstammung aus der gleichnamigen Stadt rühmt; sie besitzt ein Familienbuch aus dem 15. Jahrhundert, das der Einnahme derselben im Jahre 1140 erwähnt, aber von der „Weibertreu" nichts enthält, obwohl die Familie von einem Flüchtlinge herstammen will, der sich damals nach Köln rettete.

Am 29. Mai 1176 verlor Friedrich Barbarossa gegen die lombardischen Städte die Schlacht bei Legnano, vorzüglich, wie er glaubte, weil Heinrich der Löwe, der Herzog von Bayern und Sachsen, ihm die schuldige Heeresfolge verweigert hatte. Es hatte vorher eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem Herzoge stattgefunden, wobei jener vor diesem einen Fußfall gethan habe, doch weichen die Berichte über die Begegnung ziemlich von einander ab, wie in der Schrift von Hoeck: Zur Geschichte Heinrichs des Löwen und des Schutzheiligen seines Domes, Braunschweig 1887, S. 16 ff. hervorgehoben wird. Es heißt daselbst mit beständiger Berufung auf die Monumenta Germaniae historica:

„Nach Arnold, dem Abt des Marienklosters in Lübeck und dem Herzoge nahe stehend, beruft sich Heinrich auf seine Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser bei den italienischen und vielen anderen Zügen, meint, er sei dabei fast zum Greise geworden, erbietet sich zur Hülfe „mit Gold und Silber und anderen Mitteln", verweigert aber entschieden die Unterstützung „in eigener Person". Nach anderen Berichten sollen die Kaiserin und der Truchseß des Herzogs, Jordan von Blankenburg bei dieser Scene zugegen gewesen sein. Jene soll dabei ihrem Gemahl die Worte zugerufen haben: „Stehe auf, Herr, gedenke dieses Falles und Gott möge desselben gedenken"; während Jordan sich herausgenommen habe, zum Herzoge zu sprechen: „„Herr, die Krone des Reiches liegt zu Euren Füßen; sie wird noch auf Euer Haupt sich erheben"".

Über den Ort der Zusammenkunft weiß man nichts ganz sicheres. Otto von St. Blasien, jener Zeit nicht fern, nennt Chiavenna, nördlich vom Comer See. Burchardt von Ursperg deutet dieselbe Gegend an (super lacum Cumanum). Die Chronik von Lauterberg spricht von Partenkirchen im südlichen Baiern. Andere sagen nichts über den Ort. Über die Zeit lassen uns die alten Schriftsteller noch mehr im Ungewissen . . . .

Nun hat nicht allein die Ungewißheit über die Zeit und den Ort, sondern noch mehr der „Fußfall" des Kaisers vor dem Vasallen bei vielen einen Zweifel an dem Ereigniß überhaupt rege gemacht."

Nachdem Hoeck diese Zweifel im großen und ganzen zurückweist, bemerkt er dennoch, daß wohl

„die Worte, welche bei jener Zusammenkunft gesprochen sein sollen, auch die Erzählung von der Gegenwart und dem Verhalten der Kaiserin und des Truchseß Jordan mit ihren Reden größtenteils auf Rechnung der Schreibenden zu setzen seien,"

ferner, daß es sich nur um eine Kniebeugung gehandelt habe, die zwar als demütigend, aber nicht als erniedrigend und entehrend angesehen wurde. — Dargestellt wird der berühmte Auftritt in einem Wandgemälde von Wislicenus im Kaiserhause zu Goslar,

„aber in einer Weise, die auf Heinrich den Löwen ein sehr ungünstiges und nicht glaubwürdigerweise begründetes Licht wirft. Tausende und aber Tausende von Besuchern jener denkwürdigen Stätte werden dadurch irre geführt. Auf diesem Bilde wendet der Herzog sich mit finsterem Gesichte von dem zu seinen Füßen knieenden Kaiser ab und Jordan steht ihm zur Seite in rotem Mantel, roter Kopfbedeckung und mit den Mienen eines Mephisto. Man glaubt die höhnenden Worte aus seinem Munde hervortönen zu hören. Auch die Kaiserin steht da und sieht mit strengem Blick auf die Scene, in dem man den ihr zugeschriebenen Ausruf lesen kann.

Nun erzählen allerdings der Flandrer Giselbert von Hasnon und der nach 1240 seine Chronik niederschreibende Albert von Stade, daß der Herzog den vor ihm liegenden Kaiser aufzuheben verschmäht habe. Aber andere, die den Vorgang genauer wissen konnten, erzählen anders. Nach Arnold von Lübeck hebt der Herzog, im höchsten Grade erschrocken über die Situation, den Kaiser sogleich auf. Und wenn man seinem Zeugnisse als welfenfreundlich Glauben zu versagen geneigt sein möchte: der „entschieden staufisch", gesinnte und der Zeit wie dem Orte nahestehende Burchard von Ursperg läßt Heinrich die Kniebeugung taktvoll (discrete) sogar verhindern.

Hoeck weist auch darauf hin, daß das kleinere, jenem zur Seite hängende Bild, die Lehnseidleistung Heinrichs darstellend, unhistorisch ist, indem neben dem auf dem Throne sitzenden Kaiser und dem vor ihm knieenden Herzog eine Figur sich befindet, die eine Krone hält. Solche Belehnungen geschahen aber nicht durch Krönung, sondern mit Fahnen. Vergl. Cuno, das Kaiserhaus in Goslar 1815.

Ebenso unhistorisch sind zwei noch heute im Dogenpalast in Venedig dem Fremden gezeigte Bilder, die Niederlage Kaiser Friedrichs zur See und dessen Demütigung in Venedig (1177) durch Papst Alexander III., welcher seinen Fuß auf des Kaisers Nacken setzt, dieses von Zuccaro. Beide Ereignisse haben nie stattgefunden; allerdings hat der Kaiser dem Papst die Füße geküßt; dann aber gab ihm der Papst

den Friedenskuß, geleitete ihn in die Kirche und erteilte ihm am Altar seinen Segen.

Zum Treppenwitz der Sage eigentlich und nicht zu dem der Geschichte gehört es, wenn erzählt wird Friedrich Barbarossa schlafe im Kyffhäuser. Erst im 14. Jahrhundert knüpft diese Sage an den Kyffhäuser an und erst im 17. wird Barbarossa genannt; bis dahin galt sein Großsohn Friedrich II. als der Schlafende; Rückerts 1817 erschienenes Gedicht ersetzt dann endgültig den zweiten durch den ersten Friedrich. (Lemcke; der deutsche Kaisertraum und der Kyffhäuser, Magdeburg 1887.)

Über Heinrich († 1195) bemerken wir noch, daß er sich schon bei Lebzeiten gern „der Löwe“ nennen ließ; auf die Kirche des 1189 von ihm zerstörten Bardewiek ließ er die berühmte Inschrift setzen: „vestigia leonis“.

„Noch heute sieht man auf dem Domplatz zu Braunschweig das eherne Standbild eines Löwen von strenger und nach Art der Wappentiere stilisierter Arbeit, aber nicht ohne Charakter; man setzt es noch ins zwölfte Jahrhundert . . . .; dieser Löwe von Braunschweig ist ein symbolisches Denkmal, das den Fürsten selber bezeichnet. Da aber Heinrich wirklich am heiligen Grabe gewesen, knüpft das Volksbuch an den großen Helden unter anderen das Abenteuer von einem Kampf mit dem Drachen, aus dessen Umschlingung er den dankbaren Löwen gerettet. Dieser letzte Zug nun knüpft sich ganz unzweifelhaft an das Löwenbild zu Braunschweig an; der symbolische Löwe erhielt im Volksgemüt Fleisch und Blut, denn das Volksbuch schließt mit der Erzählung, daß nach dem Tode Heinrichs der Löwe auf seinem Grabe gestorben und bei dem Dome abgebildet worden sei.“ (Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte, S. 212 f.)

Ja, am Nordportal des Domes in Braunschweig noch vorhandene Reifen, das Wahrzeichen Braunschweigs, sollen der Sage nach von dem treuen Löwen aus Trauer über den Tod seines Herrn mit seinen Tatzen eingekratzt worden sein.

Dem Erzbischof Engelbert aus Köln (um 1180) schreibt die Sage die Schaffung der Vehmgerichte oder vielmehr die Ausdehnung ihrer Gerichtsbarkeit über die Grenzen Westfalens hinaus zu. Was aber heute über jene Gerichte geglaubt wird, stammt meistenteils aus Romanen und Theaterstücken, denen allerdings schon früher falsche Auffassungen entgegenkamen. besonders von Goethe in seinem Götz v. Berlichingen.

„Solche Fabeln und ein Verkennen der Grundlagen, auf welche sich die Vehme stützte, finden sich schon bei den Schriftstellern des XV. und XVI. Jahrhunderts. Bessere Forscher des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, unter denselben namentlich Datt Thomasius, Kindlinger und Kopp, und im XIX. Jahrhundert Berck klärten zwar manches auf, blieben aber auch in sehr Vielem noch im Dunkeln und trugen sich mit manchen auffallenden Mißverständnissen und Entstellungen. Erst Eichhorn wies in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte mit Hülfe seiner gründlichen historischen Studien, seines Scharfblicks und seiner genauen Kenntnis des Rechts des Mittelalters den wahren historischen Zusammenhang mehr nach und trennte die Geschichte von der Fabel und ebenso nach ihm, aber unabhängig von ihm, Wigand in seiner ausgezeichneten Monographie über die Vehmgerichte. Einzelnes Schätzbares wurde noch von anderen Neueren, z. B. von Thiersch, Troß, Usener nachgetragen. Allein bei den letzteren findet man wieder nicht wenige Nachklänge alter Irrtümer, und selbst Wigand scheint sich nicht ganz von Zugaben der Phantasie freigehalten zu haben und mitunter, wie auch Eichhorn, Bestimmtheit und Klarheit vermissen zu lassen. —

Unter diesen Umständen war es um so weniger zu verwundern, daß die nicht juristischen Historiker, selbst bis in unsere Zeit, größtenteils das Institut entweder noch nicht recht begriffen haben oder sich wenigstens im einzelnen noch mit manchen Irrtümern über dasselbe tragen. Ganz verunstaltet endlich wurde es in den Händen der Dichter, Romanschreiber und Touristen. Will man eine recht falsche Vorstellung von den Vehmgerichten sich verschaffen, so lese man nur den Ritterroman Kuno von Kyburg oder Heinrich von Kleists „Kätchen von Heilbronn“ oder Hubers Trauerspiel „Das heimliche Gericht“, und selbst manches aus der neuesten Zeit könnte in gleicher Weise genannt werden. Und so ist es erklärlich, daß auch jetzt noch die Laien beinahe durchaus mit irrigen Vorstellungen über die Vehmgerichte sich tragen.

Nach diesen Vorstellungen sollen die Vehmrichter in tiefer Nacht an unzugänglichen Orten, im schauerlichen Walde oder in tiefen Gewölben gerichtet, vermummt sich versammelt, vermummt ihre Urteile vollzogen, ohne Ankläger rein inquisitorisch verfahren und — von keinem Gesetz, keiner Reichssatzung geheiligt — eigenmächtig durch einen schauerlichen Bund die Berechtigung selbst sich gegeben haben u. s. f. In Baden-Baden werden jetzt noch täglich den gläubigen Badegästen in dem Schlosse schauerliche Gewölbe gezeigt, die ein Sitz der heiligen Vehme gewesen sein sollen. — In dem einen sollen die Verhafteten geschmachtet haben, in dem andern sollen sie gefoltert worden sein, und Reste von Marterwerkzeugen an der Wand sind dem Beschauer ein handgreiflicher Beweis von der Mähre; — in dem dritten soll das Gericht gesessen und bei Nacht und Dunkel tief unter der Erde gerichtet haben; in dem vierten erblickt man die Stätte des Jungfernkusses, an welcher der Verurteilte, auf ein unter dem Fuße weichendes Fallbrett gestellt, einer Statue zugefallen und von ihr in ihren mit Messern bewaffneten Armen zermalmt worden sein soll. So erzählen noch Alois, Schreiber, Friderike Brun, Reichard in seinem Passagier und andere Beschreiber, und obgleich Klüber diese Irrtümer in seiner Beschreibung von Baden widerlegte, so werden sie doch noch von späteren Touristen gläubig wiederholt — man nehme nur z. B. Mrs. Trollope, welche in jenen Gefängnissen fand, daß sie am sprechendsten in unheimlichen Hieroglyphen zeigen, wo und wie die Schlachtopfer der Vehme verurteilt wurden — und kann noch bis auf den heutigen Tag die Mähre von jedem Führer dort hören. Dieser nimmt sie auf sein Wort, und die meisten Geführten finden gar keinen Grund, an der Sache zu zweifeln. —

Allerdings waren die Vehmgerichte bis auf einen gewissen Grad in Dunkel und Heimlichkeit gehüllt; allerdings wirkten sie im XIV. und XV. Jahrhundert mit beinahe unwiderstehlicher Macht und mit furchtbarer Strenge; allerdings betrachteten sie sich

als Rächer der verletzten Religion, der verletzten Ehre und des verletzten Rechts und rächten die Verletzung immer nur mit der höchsten Strafe, dem Tode; allerdings waren ihre Schöffen über ganz Deutschland verbreitet und übten über das ganze deutsche Reich mit mehr Kraft, Gewalt und Ansehen Gericht, als selbst Kaiser und Reich.

Allein nie verfuhren sie inquisitorisch — sondern nach altgermanischer Weise nur auf Anklage.

Nie folterten sie; — sie kannten diese Ausgeburt der Rohheit und geistigen Befangenheit nicht und hielten sich selbst in den Zeiten von ihr frei, als sie besonders durch italienische Einflüsse in Deutschland herrschend zu werden begann: sondern sie richteten nach altgermanischer Weise auf freier Männer Eid oder auf freies Geständnis.

Nie ließen sie Gefangene in Haft schmachten; — denn erschien der Geladene, so wurde er an demselben Tage gerichtet, und er ging entweder unschuldig erfunden frei wieder weg, oder hing als Verurteilter noch an demselben Tage an einem Baume.

Ihre Verurteilten quälten sie nicht durch qualifizierte Todesstrafen; denn sie kannten nur eine Strafe, den Strang; und bloß gegen ihre Genossen, welche die geheime Losung verrieten, schärften sie noch diese Strafe.

Nie richteten sie in Gewölben oder an anderen verborgenen Orten, nie bei Nacht; — sondern unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage, an den allbekannten germanischen Malstätten.

Nie hatten die Vehmgerichte einen Sitz in Süddeutschland: — sondern Freistühle fanden sich bloß in Westfalen auf roter Erde, aber freilich Freischöffen im ganzen deutschen Reiche.

Nie machten sie ein eigentliches Geheimnis daraus, wer Schöffe sei; denn es war eine Ehre und ein allgemein gesuchter Schutz und Schirm, Schöffe der heimlich beschlossenen Acht zu sein. (G. v. Waechter, Beiträge zur Deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts. Tübingen 1845 bei L. F. Fues; S. 6 ff.)

Wenden wir uns zu einem freundlicheren Thema. Es steht historisch fest, daß am Hofe des Landgrafen Herrmann I. von Thüringen (1190—1217) Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Herbort von Fritzlar, Albrecht von Halberstadt und andere Sänger sich aufgehalten haben; der Sängerkrieg jedoch, der 1207 stattgefunden haben soll, wie er in dem um 1300 entstandenen „Kriec von Vartburg“ und im Sängersaal der Wartburg selbst bildlich von Moritz von Schwind mit Anlehnung an die Wagnersche Oper dargestellt ist und die Anwesenheit der anderen in Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl., II. S. 299 und in Richard Wagners „Tannhäuser“ genannten Dichter ist ganz sagenhaft.

Im Jahre 1231 starb die heilige Elisabeth von Thüringen, deren Leben selbst jemand, der mit dem Gedanken der „Verneinung des Willens“ wohl vertraut geworden, nicht

ohne Unwillen lesen kann. Sehr bekannt ist die Legende, wie sie gegen das Gebot ihres Gemahls, von der Wartburg herunter steigend den Armen in einem Korbe Speise zuträgt und hierbei von demselben überrascht wird; sie muß den Korb öffnen und es finden sich statt der Speisen vielmehr Rosen in demselben. Wir würden diese „Legende“ — die natürlich auch auf der Wartburg dargestellt ist — gar nicht erwähnen, wenn sie Sietzel, Leben und Thaten der Heiligen, 4, 133 im Leben der heiligen Elisabeth nicht auch noch aufführte. Das Rosenwunder wird von mehreren Heiligen erzählt und ist auf Elisabeth vielleicht am spätesten übertragen worden. — Ein andermal soll sie einen kranken Mann in ihr Bett gelegt haben. Ihr Gemahl kommt hinzu, hebt die Bettdecke auf und erblickt den Herrn Christus; diese Erzählung glauben wir nicht.

Im Sommer 1891 rief ein Bild auf der Ausstellung in der Königlichen Akademie in London einige Aufregung hervor, weil es die „Entsagung“ der heiligen Elisabeth in der Weise darstellte, daß sie in Gegenwart von Mönchen und Nonnen in völliger Nacktheit vor dem Altar kniet. Es hieß nachher, der Maler hätte den Ausdruck der Chronik „se nudavit“ mit entkleidet sich übersetzt, während die Worte die Verzichtleistung auf alles Eigentum ausdrückten. In der „Historischen Zeitschrift“, herausgegeben von Heinrich von Sybel und Max Lehmann, Band 69, 2. Heft 1892 findet man eine Biographie der Fürstin von Wenck. Danach wäre sie gar nicht von der Wartburg vertrieben worden, sondern freiwillig gegangen, um, einen im 13. Jahrhundert häufig vorkommenden Zuge folgend, der Krankenpflege und der strengsten Askese zu leben.

Ungemein verbreitet und besonders populär durch Musäus geworden ist auch die Sage vom Grafen Gleichen, der, wie es heißt, seine Gemahlin zu Hause lassend, im Jahre 1227 mit dem Grafen von Thüringen gegen die Ungläubigen zu kämpfen auszog, dabei in saracenische Gefangenschaft geriet, aus

dieser durch die Tochter des Sultans befreit wurde und sich dann, obwohl seine Gemahlin noch lebte, kraft einer Dispensation Papst Gregors IX., im Jahre 1240 oder 1241 mit der Prinzessin vermählte, worauf die drei Gatten in ungestörtem Frieden noch viele Jahre zusammen gelebt hätten. Selbst das breite Ehebett des Grafen und seiner beiden Frauen wurde noch lange gezeigt, bis es 1813 durch die Franzosen verbrannt wurde und auf der Wachsenburg, einer der drei Gleichen, sieht man 1874 gemalte Zeichnungen von Professor Schneider in Gotha, welche das Leben der drei Gatten darstellen. Zum ersten Mal erwähnt wird diese Sage aber erst 1584 oder drei ein halb Jahrhundert später und die Veranlassung dazu hat ein noch erhaltener, an der Wand stehender Grabstein im Dom zu Erfurt gegeben, auf dem ein Ritter mit zwei weiblichen Gestalten abgebildet ist, alle drei ausnehmend ehrbar aussehend, von denen eine einen eigentümlichen mit Sternen oder Blättern geschmückten Kopfputz trägt. Später, aber erst im siebzehnten Jahrhundert, wurden noch andere Reliquien von der „Türkin" gezeigt. Diese Anekdote ist jedoch auch eine sogenannte Wander-Anekdote und wird, mehr oder weniger verändert, erzählt von den Herren von Jagow auf Aulosen in der Altmark, von den Brömser von Rüdesheim, dem edlen Geschlechte der Trasignyes im Hennegau (vergl. *Histoire de Gilion de Trasignyes et de dame Marie sa femme;* herausgegeben nach dem einzigen bekannten Manuskript von O. L. B. Wolff, Leipzig 1839) und den hessischen Herren von Rodenstein; auch hat man nie das Breve auffinden können, mit welchem der Papst die Dispensation erteilt haben soll; ebensowenig wird von den Zeitgenossen erwähnt, daß ein Gleichen obenerwähnten Kreuzzug mitgemacht hat. (Vergl. Döllinger: Die Papstfabeln des Mittelalters. München 1863. S. 34, eine Abhandlung von Dr. Hesse im Archiv für sächsische Geschichte I. 241 ff. und W. J. A. von Tettau: Über die Quellen, die ursprüngliche Gestalt und die allmähliche Um-

bildung der Erzählung von der Doppelehe eines Grafen Gleichen; ein kritischer Versuch; Erfurt 1867.) In letztgenanntem Werk wird behauptet, daß „die 1562 erschienene Locorum communium collectanea des Manlius nicht nur das erste gedruckte Buch sind, in welchem die Begebenheit mitgeteilt wird, sondern auch, wenn nicht die alleinige selbständige Quelle für die Erzählung, doch wenigstens die einzige, welche auf vollen Glauben Anspruch machen kann". Die Erwähnung bei Nicolaus von Siegen in dessen 1495 beendigtem Chronicum ecclesiasticum ist ein späteres Einschiebsel. — Tettau versucht die Erzählung zu halten, indem er sie auf Siegmund I., Grafen von Gleichen (kam 1443 zur Regierung), überträgt, aber aus einer zweiten legitimen Frau eine bloße Geliebte macht — mit einem Wort: Tettau versucht die Geschichte zu retten, indem er sie aufgiebt. Romantisch ausgeschmückt erscheint sie zuerst bei Matth. Dresser in dessen 1584 und 1585 erschienenen Rhetorik S. 86 f., sodann in desselben Autors Isagoge historica, Leipzig 1589 u. 1601. — In dem katholischen Buche „Geschichtslügen" wird S. 143 angegeben, die Sage werde zuerst erwähnt im „Memorial, was Herr M. Bucerus bei Dr. M. Luthern und M. Philipp Melanchthon ausrichten soll und im Falle, da sie es für gut ansehen, danach weiter am Churfürsten von Sachsen zu bringen. Datum Melsungen Sonntag post Catharinae 1539". Ferner

„Es war aber der bekannte Landgraf Philipp von Hessen, der in diesem „Memorial" unter anderm auch durch Berufung auf das Beispiel des Grafen von Gleichen von Luther und Melanchthon zu der beabsichtigten „Doppelehe" die „Dispens" zu erhalten suchte, welche er später auch urkundlich erlangt hat (Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, III. 403 ff.) J. H. von Falkenstein (Analecta Thuringo-Nordgraviensia, zehende Nachlaß, S. 312) bemerkt, daß jene Fabel von der mit päpstlicher Bewilligung geschlossenen Doppelehe eines Grafen von Gleichen dazu hätte dienen sollen, die Bigamie des Landgraphen Philipp zu entschuldigen."

Daß Luther diese „Doppelehe" gebilligt, ist auch nicht richtig — er hat nur gesagt und das ist nicht zu bestreiten — aus der heiligen Schrift könne er die Vielweiberei ebensowenig verbieten als die Beschneidung; denn im alten Testament sei

sie erlaubt und keine Stelle des neuen verbiete sie mit klaren Worten; 1. Thimotheus 3, 2 wird nur von jedem Bischof verlangt, er sei eines Weibes Mann und Matthäus 25, 10 heißt es, daß der messianische König zugleich mit den fünf klugen Jungfrauen Hochzeit macht.

Auch die hübsche Erzählung, daß Walther von der Vogelweide († etwa 1230) in seinem Testamente bestimmt haben soll, daß man auf seinem Grabstein den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe und daß dies auch wirklich in Würzburg im Kreuzgange des Neumünsters eine Zeit lang geschehen, ist wohl nur zu seinem Beinamen, vielleicht von einem Gut, das ihm der Kaiser geschenkt, herstammend, nachher erfunden worden.

„Ob Walther jemals in der Bischofsstadt seinen Wohnsitz genommen, ob er da gestorben ist, weiß niemand. Walther starb aller Wahrscheinlichkeit nach am Ende der zwanziger Jahre des 13. Jahrhunderts. Der Ort seiner Grabesruhe wird 120 Jahr später zum ersten Male bezeichnet. Ein Kapitular am Stift Neumünster in Würzburg ist es, welcher die erste Nachricht bringt. Michael de Leone, der angesehene Protonotar der Würzburger Bischöfe, ein gelehrter und um die Würzburger Lokalgeschichte hochverdienter Mann hat in zwei Schriften seiner Hand, die beide bis ins Jahr 1354 reichen (er † Januar 1355) einen lateinischen Vers aufbewahrt, der auf Walthers Grabstein im Kreuzgange des Neumünsters zu Würzburg einstmals eingemeißelt gestanden hätte (in suo epitafio sculptum erat). Diese Grabschrift beginnt pascua qui volucrum vivus, Walthere fuisti also: „Walther, der du bei Lebzeiten Weide der Vögel (von der Vogelweide) gewesen bist", also wohl nur eine Übersetzung des Beinamens; vom Füttern der Vögel erwähnt die Grabschrift nichts. In der andern Handschrift wird berichtet Walther wäre in dem Grashofe des Neumünsters begraben gewesen. Man sieht, Leone hatte zweierlei Traditionen vor sich, wußte selbst die Grabstätte nicht genau und was er darüber fand oder hörte, stimmte nicht ganz zusammen. Er sagt auch nicht: es ist eingemeißelt, sondern es war eingemeißelt; er hat also selbst den Grabstein nicht mehr gesehen. Es gab im 14. Jahrhundert in Würzburg einen Hof zur Vogelweide; aber diese Benennung ist häufig in Deutschland, so daß mehrere solche Höfe als Walthers Geburtsort bezeichnet worden. Erst ein Würzburger Chronist des 16. oder 17. Jahrhunderts will wissen, daß Walther im Garten des Neumünsters unter einem Baum bestattet und daß über das Grab ein Stein mit vier Vertiefungen gelegt sei, in welchen nach Walthers Testament den Vögeln Futter gestreut werden sollte: er will ferner im Kreuzgange auf einem zweiten Grabsteine die schon erwähnte lateinische Inschrift gelesen haben. In Michaels Aufzeichnungen war von zwei Plätzen des Grabes die Rede, aber nur von einem Denkstein; jetzt aber hat schon jedes Grab seinen Stein; auf dem einen liest man etwas von einer Vogelweide und der andere ist eine Vogelweide. Die Sagenbildung ist fortgeschritten. Sie hat auch die letztwillige Verfügung Walthers geschaffen und hat sie zu jenem lateinischen Verse folgerichtig als Kommentar hinzugefügt." (Aus einem Feuilleton der Frankfurter Zeitung, dd. Würzburg,

17. April 1883 abgekürzt. Der Verfasser desselben teilte mir mit, daß die betreffende Würzburger Chronik verschollen sei und er das Citat aus Ignaz Gropp, Lebensbeschreibung der heil. Kilian, Colonati ꝛc. Würzburg 1738 S. 207 entnommen hätte.)

1843 ist Walthern an der Außenseite des romanischen Chors der Neumünster-Kirche eine neue Denkplatte errichtet, mit einer lateinischen und einer deutschen Inschrift, letztere von König Ludwig von Bayern. Oben ist eine Schale, aus welcher Vögel Körner picken. Bädeker, Süddeutschland 1879, S. 159 belehrt uns:

„Der ursprüngliche Stein am Kreuzgang hatte eine ähnliche Schale, in welcher täglich den Vögeln Futter gestreut wurde (! ?). Der Dichter hatte hierfür eine besondere Stiftung gemacht, welche die Kollegiat-Herren später in eine Spende Weißbrod für sich selbst verwandelten." (!)

Als Papst Gregor IX. 1239 den Kaiser Friedrich II. zum zweiten Mal in den Bann that, soll jener erklärt haben: „dieser König der Pestilenz behauptet, die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Christus und Mohammed, getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend gestorben sei". Nach andern soll der Philosoph Averroes († 1198) etwas ähnliches gesagt haben.

„Diese Behauptung erscheint im Mittelalter in der Regel als falsche Denunciation und als ein Mittel, Personen von freier Richtung verhaßt und verdächtig zu machen. Später machte man ein Buch über die drei Betrüger (de tribus impostoribus) zum Gegenstand dieser Fabel und eine große Reihe freisinniger Männer (s. das Verzeichnis derselben bei Genthe, de impostura religionum, Leipzig 1833 S. 10 f., sowie bei Renan, Averroes, S. 235) wurden beschuldigt, ein Buch verfaßt zu haben, daß gar nicht existierte, bis endlich der Eifer, mit welchem die Frage der Existenz desselben erörtert wurde, die litterarische Industrie veranlaßte, solche Schriften, die dann schwach genug ausfielen, nachträglich zu fabrizieren." (Lange, Geschichte des Materialismus I. S. 211.)

(Ferner zu vergl. Weller: de tribus impostoribus, 2. Aufl. 1876, Philomneste jun. mit demselben Titel 1861.)

Eine der anziehendsten Erscheinungen in der Geschichte ist König Enzio, einer der illegitimen Söhne Kaiser Friedrichs II., dessen eigentlicher Name höchst wahrscheinlich Heinrich, abgekürzt Heinz war, was sich die Italiener dann, wie oben angegeben, mundgerecht gemacht haben. Es wird häufig erzählt, seine Mutter wäre auch diejenige Manfreds gewesen, eines anderen Sohnes des Kaisers; dies ist nicht der Fall; viel-

mehr war sie eine Deutsche und nicht von vornehmer Abkunft, wie es dagegen die Mutter Manfreds war. Enzios Geburt fällt in das Jahr 1220, nicht erst 1225, sodaß er bei seiner Vermählung mit Adelasia, der Herrin des sardinischen „Judikates" Toren 1238 im 18. Jahre stand; bei dieser Gelegenheit nahm er dann den Titel „König von Torre und Gallura" und später „König von Sardinien" an. Dagegen hat er sich niemals auch König von Korsika genannt, wie es die Bologneser später in seiner Grabschrift angaben. Enzio soll seine Gemahlin schlecht behandelt haben; doch scheinen die Angaben darüber unzuverlässig und übertrieben, auch blieb er nur acht bis neun Monate auf der Insel; nach etwa fünf Jahren beantragte Adelasia die Trennung der Ehe, welche auch erfolgte, worauf sich Enzio 1245 wieder verheiratete. — Vorher (3. Mai 1241) soll er zur See mehr als hundert zu einem Konzil nach Rom ziehende Prälaten gefangen genommen haben; so erzählt Matthaeus Parisiensis; doch hat Enzio in der Schlacht nicht den Oberbefehl gehabt, sondern er befand sich zu der betreffenden Zeit in Pisa. Am 26. Mai 1249 wurde Enzio von dem Bolognesern in der Nähe von Modena mit seiner ganzen Leibwache, mit 400 Rittern und 1200 Mann zu Fuß zu Gefangenen gemacht. Über dieses, für die damalige Zeit höchst wichtige Ereignis ist auch viel geflunkert worden.

„Von einer Heldenthat, wozu besonders bolognesische Schriftsteller den Sieg ihrer Landsleute aufbauschen wollen, kann man nicht sprechen. Es war nur ein glücklicher Zufall, daß Enzio in ihre Gefangenschaft geriet. Für den Kaiser aber war es ein furchtbarer Schlag . . ."

Der Kaiser that alles was er konnte, um den Sohn zu befreien, doch seine Drohungen fruchteten nichts; eine Fabel ist es, daß er für die Auslieferung so viel Silber geboten, als zu einem Ringe vom Umfange der Stadtmauer nötig sei, obwohl dies eine erneuerte Grabschrift Enzios behauptet. Als der Kaiser 13. März 1250 in den Armen seines anderen Sohnes Manfred zu Firenzuola verstarb, war es mit Enzios Glück zu Ende, denn keiner seiner Halbbrüder kümmerte sich

um ihn, sodaß er 22 Jahre im Gefängnis vertrauerte, ehe der Tod ihn 14. März 1272 erlöste. Seine Haft war streng, entsprechend dem unschätzbaren Wert, den ein solcher Gefangener für die Stadt haben mußte, aber nicht grausam; es ist unwahr, daß er in einem eisernen Käfig eingesperrt gewesen sei. Seine Wächter wurden vielmehr aus den vornehmsten Familien gewählt und erhielten keinen Sold. Allbekannt ist die Erzählung von Enzios Versuch sich zu befreien.

„Als zu Enzio die Kunde von Konradins Untergange gedrungen, habe er einen Fluchtversuch beabsichtigt. Es gelang ihm, einige Freunde, deren Namen verschieden überliefert werden, für seinen Plan zu gewinnen; diese bestachen einen Weinküfer Filippo, daß er Enzio des Nachts in einem Faße aus dem Gefängnisse heraustrüge. Durch eine seiner blonden Locken, welche zum Faß heraushing, wurde er verraten und wieder ins Gefängnis zurückgebracht. Filippo traf die Todesstrafe, ein Freund entrann durch Flucht. Seitdem wurde Enzio strenger bewacht."

Gleichzeitige Berichterstatter, besonders Salimbene und spätere vor Sigonius († 1584) erwähnen jedoch diese Begebenheit nicht; sie soll 1268 stattgefunden haben, aber die andern Angaben weichen bei den einzelnen Schriftstellern von einander ab, was allein schon die Erzählung unwahrscheinlich macht; vielleicht ist sie von einem gleichfalls eingesperrten Begleiter Enzios, der einen Fluchtversuch gemacht, auf diesen übertragen worden. Blondes Haar übt auf die Italiener noch heute einen eigentümlichen Zauber aus; es drängte sie daher etwas von dem goldlockigen Haar Enzios zu erzählen; dazu tritt der naheliegende Gedanke, daß Enzio während seiner langen Gefangenschaft Fluchtversuche geplant habe. Die hübsche Novelle war fertig. — Den Verstorbenen begruben die Bologneser mit königlichen Ehren und errichteten ihm ein noch heute erhaltenes Denkmal. Der schöne, hochgebildete und tapfere Prinz hat bei den Bolognesern gewiß soviel Anerkennung gefunden, als es die politische Gegnerschaft nur irgend gestattete. Eine Albernheit aber ist es, daß das Geschlecht der Bentivoglio, welche bis 1512 Bologna beherrschten, von einem Sohne des Enzio abstammen

soll, den ihm eine ihm zugeführte Bologneserin (Lucia da Viadagali) am 4. Mai 1252 geboren hätte. Weil Enzio als Deutscher zu Lucia weiter kein Italienisch habe sprechen können als *ben ti voglio* (ich will dir wohl), habe man den Knaben später so genannt! Das Geschlecht bestand aber schon im zwölften Jahrhundert; auch ist es ein Unsinn, daß Enzio, der in italienischer Sprache gedichtet hat, nicht italienisch habe reden können. Poggio soll der Erfinder dieser Abstammung sein, mit der er den Bentivoglios schmeicheln wollte; weiter hat es keinen Zweck.

(Benutzt: König Enzio von Herm. Blasius, Breslau 1884 bei Wilh. Köbner: Dissertation nach gründlichem Quellenstudium.)

Am 29. Oktober 1268 wurde, wie wir es schon berührten, der letzte Hohenstaufe Konradin auf Befehl Karls von Anjou enthauptet. Auf einem Bilde von Tischbein (im Museum zu Gotha befindlich) wird dargestellt, wie er beim Schachspiel die Nachricht seines Todesurteils empfängt.

„Er soll das Bluturteil ruhig vernommen haben, indem er mit seinem Leidensgenossen Friedrich von Baden Schach spielte. Das allerdings sehr anziehende Bild ist aber nicht historisch. Konradin unterlag am 23. August 1268 in der Schlacht bei Tagliacozzo, erreichte Rom den 28. August, floh 31. August nach der Burg Saracinesco, dann nach Astura, wurde von dem elenden Frangipane ausgeliefert, gekettet durch die Maremma geführt, in Genazzano an Karl ausgeliefert und im Schlosse S. Pietro oberhalb Palestrina eingesperrt. Dort saß Konradin mit seinen Gefährten viele Tage lang in Ketten, wurde in der ersten Hälfte des Oktober nach Neapel geschleppt und den 29. desselben Monats hingerichtet. Das Schach des romantischen Jünglings ist eben nur romantisch." — (A. von der Linde; Geschichte und Litteratur des Schachspiels, Berlin 1874, Teil I S. 45, Note.)

Die vielbesungene Erzählung, daß die Tochter Kaiser Friedrichs II. und Gemahlin Albrechts des Unartigen, Landgrafen von Thüringen, die Mutter des späteren thüringischen Markgrafen Friedrich „mit der gebissenen Wange" († 1270), das Kind, von dem sie gewaltsam getrennt werden sollte, selbst in die Wange gebissen, (Grimm; deutsche Sagen, 2. Aufl. II. S. 307) ist auch eine Erfindung.

Wer hat das Schießpulver erfunden? Natürlich Berthold

Schwarz; aber eigentlich weiß man nichts darüber. Chinesen, Japanesen und Inder sollen schon früher davon Kenntnis gehabt haben. Auch existiert ein Manuskript von Marcus Graecus, also einem Griechen, in Oxford und in Paris, der wahrscheinlich Ende des 8. Jahrhunderts lebte, worin die Anfertigung des Schießpulvers deutlich beschrieben wird. Vergl. Poggendorf, Geschichte der Physik, S. 87 f. Über Schwarz bemerkt derselbe:

„Man weiß nicht einmal, wann und wo derselbe geboren ist, wann und wo er seine Erfindung gemacht haben soll. Nach einigen ist Freiburg im Breisgau sein Geburtsort, nach andern Mainz, noch nach andern Nürnberg; nur darin kommen alle Historiker überein, daß sie ihn zu einem Franziskaner machen. Ebenso verschieden wird der Ort und die Zeit seiner Erfindung angegeben. Einmal soll sie zu Goslar, ein anderes Mal zu Köln gemacht worden sein und was die Zeit betrifft, so schwanken die Angaben darüber gewöhnlich von 1318—1380, ja einige Historiker verlegen seine Erfindung sogar in die Zeiten Albrecht v. Bollstädts (Albertus Magnus).“

Bei Hansjakob: der schwarze Berthold, der Erfinder des Schießpulvers und der Feuerwaffen; eine kritische Untersuchung; Freiburg 1892 ist dies des näheren beleuchtet. Daß auf dem Franziskanerplatz zu Freiburg im Breisgau dem Berthold Schwarz ein steinernes Denkmal errichtet worden, sogar mit der eingemeiselten Jahreszahl 1380, will natürlich gar nichts sagen. Hansjakob ist der Ansicht, daß der Erfinder ein Mönch, Namens Anklitzen gewesen, der schwarze Berthold genannt, der aber schon im 13. Jahrhundert lebte. Im Freiburger Franziskanerkloster zeigt man heute noch einen Raum als „Bertholds Pulverküche“. Aus dem schwarzen Berthold konnte natürlich leicht ein Berthold Schwarz werden.

Auf den 26. Juni (Johannis et Pauli) 1284 verlegt die Sage den Auszug der 130 Kinder von Hameln; bekanntlich soll, als die Stadt von Ratten gewimmelt, ein buntgekleideter Fremder sich erboten haben, sie gegen Zahlung einer Geldsumme von der Plage zu befreien, dann die Ratten durch seine Pfeife verlockt haben ihm zu folgen, so daß sie alle im Flusse ertranken, darauf aber vom Magistrat unter einem leeren Vorwande um den versprochenen Lohn gebracht

worden sein und aus Rache sämtliche Kinder der Stadt — gleichfalls mit seiner Pfeife — an sich gelockt haben und mit ihnen im Calvarienberge verschwunden sein. Die allmähliche Entwickelung der Sage ist sehr gründlich erörtert von Dr. Otto Meinardus: „Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage; Hannover 1882". Die älteste Gestalt der Sage weiß nur von dem Auszug der 130 Kinder und ihrem Verschwinden im Calvarienberge, dagegen noch nichts vom Pfeifer, von den Ratten und vom Treubruch des Magistrats. Erst in einer Handschrift, der Stadt Hameln gehörig, genannt die „Brade", wird auch der Pfeifer erwähnt, „so mit allerleige varve becledett gewesen". Dies Buch ist 1585 vom Stadtschreiber Franz Müller angelegt; der das 14., das 15. und 16. Jahrhundert behandelnde Teil ist aus einer „alten Brade" abgeschrieben. In einem andern Stadtbuch der Stadt Hameln, genannt der „Donat", dessen erste Eintragung vom Jahre 1311 datiert, findet sich bei manchen Urkunden, offenbar von späterer Hand geschrieben, eine zweite Datierung neben der gewöhnlichen, nämlich einmal *na user kinder uthgang*, ein andermal, post exitum puerorum. Im Jahre 1654 nannte dann ein Hameler Senator, Sebastian Spilcker, den Fälscher einen „Schalck". In zwei Chroniken, Johann von Pohle's Hämelscher Chronik und in Conrad Botes niedersächsischer Bilderchronik, letztere „ein seit Ende des 15. Jahrhunderts von den Zeitgenossen gesuchtes Geschichtswerk, fehlt jede Spur der Sage. Dagegen erscheint sie in vollständigerer Gestalt merkwürdigerweise nicht in einheimischen Volksbüchern, sondern in Werken eines fremden Gelehrten, nämlich in der 1566 veröffentlichten Schrift Johann Weiers: „de praestigiis daemonum, über die Blendwerke der bösen Geister," während zwei frühere Auflagen von 1563 und 1564 die Geschichte noch nicht kennen. In der 1566er aber begegnen wir den Ratten (glires, eigentlich Haselmäuse), und hören, daß dem Pfeifer, der hier zum erstenmal zum Ratten=

fänger wird, der Vertrag nicht gehalten worden. Ein überlebendes Kind soll den Hergang berichtet haben. In der vierten Auflage von 1577 wird die Erzählung noch ausführlicher mitgeteilt, nachdem der Verfasser selbst in Hameln gewesen, die oben erwähnten Urkunden, die Brade und den Donat eingesehen, gemalte Fenster in der Kirche, die die Begebenheit darstellten und auch die Berghöhle, in der die Kinder verschwunden sein sollten, in Augenschein genommen hatte. In der 1584 erschienenen Braunschweig-Lüneburgischen Chronik von Bünting fehlt der Rattenfänger mit seinem Pakt wieder, dagegen erscheint die Rattengeschichte ausführlich bei Pomarius in seiner Chronik der Sachsen und Niedersachsen die 1588 erschien; er verlegt das Datum jedoch auf 1376; — aus Athanasius Kirchers Musurgia universalis, Rom 1650, S. 232 endlich stammt die Zuthat, daß die Kinder in Siebenbürgen wieder aus der Tiefe aufgetaucht seien. Bis hierher war die Erzählung immer als wahr vorgetragen, nur ihre Auslegung, ob der Teufel dabei seine Hand im Spiele gehabt oder nicht, lautete wohl verschieden. In einer Denkschrift aber, welche die Stadt Hameln selbst 1653 über ihre Vergangenheit ausarbeiten ließ, wird die Erzählung einfach als Fabel behandelt. Als aber die Merianschen Erben (zu Frankfurt a. M.), welche sich jene Denkschrift bestellt hatten, um sie zu einer „Topographie der Braunschweig-Lüneburgischen Lande“ bearbeitet von Martin Zeiller († 1661) zu benutzen, die Rattenfängergeschichte dennoch aus andern Quellen als wahr aufnahmen und 1654 von Samuel Erich der Exodus Hamelensis erschien, erhob sich in Hameln ein Sturm der Entrüstung; und es erschien als Antwort darauf ein Flugblatt des Senators Sebastian Spilcker „Gegenbericht vom vermeinten Ausgang der Kinder zu Hameln an der Weser“, der in seiner Kritik jedoch vielleicht ein wenig zu weit gegangen ist, indem er sogar die Notizen in der „Brade“ anfocht, und auch im ganzen wenig Erfolg hatte. Eine rationa-

listische Erklärung versuchte darauf der Garnisonprediger C. F. Fein zu Hameln in seiner 1749 zu Hannover erschienenen Schrift: „Die entlarvte Fabel vom Ausgange der Hämelschen Kinder.“ Nach ihm soll der historische Kern der Sage die Schlacht bei Sedemünde, 28. Juli 1259 oder 1260 gewesen sein, in welcher die Hameler Bürger vom Bischof von Minden aufs Haupt geschlagen wurden, nachdem ein großer Teil der Kämpfenden gefallen war; mit klingendem Spiel (daher der Spielmann), wären sie dazu ausgezogen und von den Zurückbleibenden noch bis zum Koppen-Calvarienberge mit den Blicken verfolgt worden; daher es denn später hieß, sie wären in den Berg hinein verschwunden. Die Gefangenen wären nach längerer Zeit auf einem andern Wege, über die Siebenberge, zurückgekehrt, daher der spätere Kirchersche Zusatz wegen Siebenbürgen. „Also ist oftmals unter den abgeschmacktesten historischen Fabeln eine wirkliche Geschichte verstekket“. Allein diese Rationalisierung genügt uns nicht; denn ähnliche Sagen findet man auch in Irland und Frankreich, jedoch mit der Einschränkung, daß dort das Fortführen junger Leute in einen sich von selber öffnenden Berg, hier die Ratten die Hauptrolle spielen und den um seinen Lohn betrogenen „Kapuziner“ nicht die Jugend des Orts, sondern das liebe Vieh nachfolgt. Nach M. Busch, Grenzboten 1875, S. 498 ff. ist der Rattenfänger weiter nichts als der Todesgott, der den Seelen vorantanzt; aber wir wissen, daß gerade der Spielmann der Sage ursprünglich fremd war, während wiederum die Zurückführung auf die Schlacht bei Sedemünde die Ratten ganz unerklärt läßt. Wahrscheinlicher ist es, daß die Erzählung in Anknüpfung an die im Mittelalter auftretenden Tanzwutkrankheiten, die besonders durch Musik und buntes Zeug angeregt wurden, hervorgerufen worden. Man nannte sie Johannistänzer in Erinnerung an die vorchristliche Feier der Sommersonnenwende, welche sich in die christliche Zeit hinübergestohlen hatte. Nach der Magdeburger Schöppenchronik (herausgegeben

von Janicke in den „Chroniken der deutschen Städte", VII. S. 90) soll 1021 in Kölbigk in Anhalt ein solcher Tanz um Weihnachten (also zur Wintersonnenwende) begonnen und ein ganzes Jahr lang gedauert haben. Der Calvarienberg existiert jetzt bei Hameln nicht mehr; als er noch existierte, ist er jedenfalls das Endziel der Prozessionen gewesen, woher er denn auch gewissermaßen selbstverständlich als Endziel der Tanzprozession angenommen wurde. Wahrscheinlich haben die Spielmannssage und die Rattenfängersage eine Zeitlang neben einander im Volksmunde existiert und sind dann erst später stereoskopisch zusammengefallen.

Den Dichter Heinrich Frauenlob († 1318) sollen, als er gestorben, — weil er in seinem Streitlied gegen den Schmidt Regenbogen das Wort „Frau" zu Ehren gebracht, die Frauen und Jungfrauen von Mainz in feierlichem Zuge nach dem Dom getragen, ihm daselbst Wein in sein Grab gegossen und es mit Blumen bestreut haben. Alles dies ist jedoch höchst wahrscheinlich Fabel. In keiner einzigen alten oder gar zeitgenössischen Chronik ist irgend etwas davon zu finden. Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts erscheint die Erzählung als ein Einschiebsel in der Chronik des Albert von Straßburg (alias Matthias von Neuenburg). Übrigens trug Heinrich von Meißen auch den Namen „Frauenlob" nicht von einem zu Ehren der heiligen Jungfrau oder der Frauen überhaupt verfaßten Gedichte, wie man gewöhnlich glaubt, sondern es war sein Geschlechtsname. Auch als Stifter der ersten Meistersingerschule läßt ihn die Geschichte nicht unangefochten stehen, vielmehr scheint er nur eine Vereinigung von Sängern unter bestimmten Formen gegründet zu haben. (Vergl. Hennes: Die Erzbischöfe von Mainz; Mainz 1879.) Daß das Begräbnis auf seinem Denkstein in Straßburg dargestellt ist, ist gleichfalls Fabel, denn es existiert daselbst gar kein solcher.

Man zeigt noch des „Tellen Platte„ am Ufer des Sees,

wo Tell, das Boot mit dem Landvogt wieder in den Sturm zurückstoßend, ans Ufer gesprungen sein soll (1307), ebenso in Bürglen in Uri eine Kapelle, die da stehen soll, wo einst sein Wohnhaus gestanden. (Vergl. Uriel Freudenberger *Guillaume Tell, Fable danoise; 1760.* Dieses Buch wurde auf Anordnung der Behörden des Kantons Uri durch Henkershand verbrannt. — Häußer: Die Sage vom Tell, aufs Neue kritisch untersucht. Heidelberg 1840. — Rochholz: Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen. Heilbronn 1877; welche Schrift auf 494 Seiten die Entstehung und Wanderung der Sage gründlich beleuchtet.) Schiller hat seinen Stoff aus Aegidius Tschudis Chronicon Helveticum (Tschudi 1565—1572. Das Werk erschien erst 1734—36 in Basel in zwei Bänden), „und wenn er ein dramatischer Anfänger gewesen wäre“, bemerkt sein Biograph Palleske, „er hätte erkennen müssen, daß hier ein dramatischer Stoff, fast künstlerisch gruppiert, ihm entgegen kam.“ Wir würden daraus, nach unserer Bekanntschaft mit dem Treppenwitz der Weltgeschichte schließen, daß schon Tschudi oder dessen Quelle den Stoff bedeutend zugestutzt und mehr die Wirkung als die Wahrheit des Berichts im Auge gehabt haben müsse. — Der erste, welcher an der Nationalmythe zu zweifeln wagte, war der Freiburgische Schriftsteller Franz Guillimann in seinem Werke: de rebus Helveticis sive Antiquitatum libri V. Freiburg 1598; schon 1625 wies dann Johann Jacob Grasser in Basel auf die der Tellsage ganz verwandte Erzählung des Saxo Grammaticus († 1203) vom Schützen Toko hin in seinem „Schweizerischen Heldenbuch“, Basel 1626. Der gleichfalls mythische Toko soll den Schuß auf Verlangen des Dänenkönigs Harald Blauzahn (935—986) gethan haben. Das Werk von Saxo Historia Danica geht bis 1186 und ist zuerst 1514 in Paris gedruckt worden, muß aber schon lange vorher in den Klosterbibliotheken handschriftlich kursiert

haben. Eine Übersetzung erschien 1480. Die früheste Schweizer Chronik, welche der Tellengeschichte Erwähnung thut ist das Obwaldner „Weiße Buch", um das Jahr 1476 verfaßt. Sodann wurde der Pfarrer Megnet zu Ottlinghausen in Uri zum patriotischen Fälscher, indem er von 1675 bis 1684 konsequent alle vorkommenden Personen der urnerischen Familie Nell in das Kirchenbuch unter dem Namen Täll eintrug, welche Fälschung Erfolg hatte. Der Historiker Johannes Müller (1752—1807) nahm die Erzählung später, obwohl er selbst nicht daran glaubte (s. Rochholz, Tell, S. 80), „mit Sack und Pack und allen Fälschungen" in sein epochemachendes Werk, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, auf und ließ sich durch seine Phantasie überdies hinreißen, das bisher nur als Versammlungsort von Verschworenen bekannte Rütli zum Schauplatz eines feierlichen Eidschwures zu machen. Das Verdienst, den Schleier, welcher über dem wirklichen Bilde des Ursprungs der schweizerischen Eidgenossenschaft gelegen hat, hinweggezogen zu haben, gebührt hauptsächlich dem Luzerner Geschichtsschreiber Eutichius Kopp (1793—1866) der in seiner Geschichte der eidgenössischen Bünde (in 5 Bänden, Leipzig und Berlin 1845—58) das Recht der historischen Kritik gegenüber der Sage siegreich zur Geltung gebracht hat.

„Die Hauptergebnisse der soeben vorgenommenen Prüfung sämtlicher Quellen der Tellsage sind: 1) daß dieselben sich in sehr wesentlichen Dingen, in der Angabe der Zeit sowohl, als in den Namen der handelnden Personen und deren Bedeutung durchaus und sämtlich widersprechen; 2) daß kein Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts von einem Aufstande der Waldstädte gegen Vögte und von dabei vorgefallenen speziellen Begebenheiten etwas weiß; 3) daß schlechterdings keine Nachweise über die Existenz einer Familie Tell vorliegen; 4) daß keine Quelle des vierzehnten Jahrhunderes von einem Geßler überhaupt, noch weniger von einem Vogt „Hermann Geßler von Bruneck", wie ihn Müller eigenmächtig nennt, etwas weiß, dagegen urkundlich nachgewiesen ist, daß das Schloß Küßnach bis 1350 der Familie dieses letzteren Namens, niemals aber irgend ein Schloß der Waldstädte einem Geßler gehört habe; 5) daß eine Sendung von Vögten Österreichs in die Waldstädte, wo sie sich solche Bedrückungen erlaubten, überhaupt nicht historisch nachweisbar ist und auch bei der ganzen Lage der Verhältnisse und bei der ganzen innern Organisation der einzelnen Herrschaften und Gerichte in den Urkantonen geradezu unmöglich war und daß daher 6) die ganze Geschichte von den Vögten Landenberg und Geßler, von Melchthal und Baumgarten, von Stauffachers Haus und von Wilhelm Tell, vom Hut auf der Stange und vom Apfelschuß,

von der Tellenplatte und hohlen Gasse durchaus in das Gebiet der Dichtung gehört. Man hat sich darüber gestritten, ob diese Dichtung vom Volke oder von Schriftstellern ausgegangen. Die Auswahl der Materialien, wie der Inhalt der Dichtung sie zeigt, zwingt uns, der Annahme ihres Ursprungs aus gelehrter Feder den Vorzug zu geben. Die ganze Anordnung der Dichtung ist zu systematisch, zu gewählt, zu absichtlich, um Volksdichtung zu sein. Auch der Zweck, welcher kein anderer sein konnte, als den später durch ihre ruhmvollen Siege von Morgarten Sempach, Granson und Murten wie nicht minder durch die heldenmäßige Niederlage bei St. Jakob an der Birs berühmt gewordenen Schweizern auch einen poetischen Ursprung anzudichten, ging über den Horizont des Volkes. Dasselbe ist der Fall mit der Wahl der Namen für die beteiligten Personen, welche sämtlich einen historischen oder philologischen Ursprung haben." (Henne am Rhyn, in der Gartenlaube vom 17. Mai 1873.)

Tell ist nach Max Müller (Essays, II. 208) der letzte Reflex des Sonnengottes (des Fernhintreffers); wie Odysseus ist er ein besserer Schütze als alle andern und tötet seine Feinde. Überhaupt sind die das Kind opfernden oder auf dasselbe schießenden Väter wohl alle unhistorischen, mythischen Ursprungs und Naturerscheinungen personifizierend. Wir können uns hier nicht enthalten die Worte herzusetzen, welche Rochholz in seiner Schrift „Tell und Geßler in Sage und Geschichte", S. 18, gelegentlich des Historischwerdens der Tellsage schreibt:

„Je heller die Geschichte wird, um so dämmriger wird die Sage; je mehr jene zum Wissen wird, um so weniger Gläubige zählt diese. Ja die Sage flüchtet sich zuletzt sogar in das Lager ihrer Gegnerin, gleichsam wie auf Gnade und Ungnade, und sonderbarer Weise geschieht es alsdann, daß ihr von der Geschichte das Leben erst geschenkt wird. Alsdann wird so lange an ihrer Ausgleichung mit der Geschichte gearbeitet, daß die Sage darüber entweder sterben oder den Schein der Historie annehmen muß, und nun erst gewinnt sie an historischer Glaubwürdigkeit unverdient so viel, als sie an religiösem Gehalt hat einbüßen müssen."

Über den Tod des Tell, — er ertrinkt als er einen Knaben retten will — also ein Gegenstück zu seiner ersten Leistung, — giebt es ein Gedicht von Uhland.

Die Angabe, daß die Schwyzer aus Schweden stammten findet sich zuerst, etwa 1414, in einer Chronik des Johann Püntiner von Uri, in der Tendenzschrift „Vom Herkommen der Schwyzer" des Schwyzer Landschreibers Johann Fründ († 1468), welche 1441 erschien; diese will beweisen, daß nur die Bevölkerung der Waldstädte eine urschweizerische sei; 6000 Schweden und 1200 Friesen sollen

mit Weib und Kind einer Hungersnot wegen die Heimat verlassen, sich nach den damals noch unbewohnten Alpen durchgeschlagen, dort mit Erlaubnis des Grafen von Habsburg, dem das Land gehörte, sich niedergelassen und es nach ihrer Heimat Suetia „Suitia" genannt haben.

„Bald wurden sie als gute Krieger von Papst und Kaiser gegen die durch einen abtrünnigen Priester verführten Römer zu Hülfe gerufen, zogen mit des Gothenkönigs Alarich Heere nach Rom, eroberten die Stadt, erschlugen die Heiden und ernteten vielen Ruhm. Statt des ihnen angebotenen Soldes verlangten sie, in ihrem Lande steuerfrei und einzig dem Kaiser unterworfen zu sein, und da sie zum Schutze des Glaubens aufgebrochen waren, begehrten und erhielten sie ein rotes Banner mit dem Zeichen des Kreuzes Christi. So kehrten sie wieder heim." (Rochholz, Tell und Geßler, S. 65.)

Gegen Fründ schrieb dann der Züricher Hemmerlin (de nobilitate et rusticitate, 1450), jenem nichts schuldig bleibend; nach ihm stammten die Schwyzer von den durch Karl dem Großen strafversetzten Sachsen. Ihren Namen trügen sie von dem Blutschweiße, den sie in fremden Kriegsdiensten geschwitzt hätten und zum Zeichen dessen habe Karl ihnen die rote oder Blutfahne gegeben. Weil aber Zürich unterlag, besiegte auch die Fründsche Legende die Hemmerlinsche und ging selbst in das Staatsrecht einzelner Kantone über. Der Gesandte Gustav Adolfs bezog sich später auf diese Erdichtung, als er die Schweizer aufforderte, mit Schweden gegen Österreich vorzugehen; Johannes von Müller hat auch diese Legende, ebenso wie die vom Tell, in seine Geschichte aufgenommen, ohne daß es ihm selbst damit ernst war.

Eine andere Pfeilsage knüpft sich an die Schlacht bei Morgarten (15. Nov. 1315). Ein Pfeil, von Heinrich von Hünenberg abgeschossen, fliegt vom Ufer des Zugersees über den Turm und die Letzimauer des Dorfes Arth und meldet den dahinter aufgestellten Schwyzertruppen, daß der anrückende Herzog Leopold nicht hier, sondern bei Morgarten ins Land einbrechen würde. Hünenbergs Pfeil soll seit 1740 im Landesarchiv zu Schwyz aufbewahrt gewesen und nachmals während der französischen Landesbesetzung verloren gegangen

sein. Daß dies nur eine Sage ist, erhellt unzweifelhaft aus dem Chronisten Vitoduranus, dem Zeitgenossen der Schlacht bei Morgarten (Rochholz, Tell und Geßler, S. 28, Note).

Allbekannt sind die Verse:

Jedem ein Ei,
dem frommen Schweppermann zwei,

welche dem Herzog Ludwig von Bayern, nach der für ihn siegreichen Schlacht bei Mühldorf (1322) in den Mund gelegt werden, indem man behauptet, die Tapferkeit des Nürnberger Feldhauptmanns Seyfried Schwepfermann habe die Schlacht hauptsächlich entschieden. Allein „sämtliche gleichzeitigen Chroniken, die bald mehr, bald weniger ausführlich die Schlacht bei Mühldorf besprechen, erwähnen der angeblichen Teilnahme Sifrid des Schwepfermanns an derselben mit keinem Wort; sie wissen weder von seiner ruhmreichen Oberleitung während der Schlacht, noch von der dem alten Helden durch Herzog Ludwig widerfahrenen Auszeichnung nach dem glücklichen Ausgang zu berichten . . . Dagegen hat ein Ritter gleichen Namens in der Schlacht bei Gammelsdorf (9. Nov. 1313) gekämpft, jedoch ohne sich irgendwie auszuzeichnen." Auf seinem Grabe aber prangen noch obige Worte als Inschrift. (Pfannenschmidt: „Die Schlacht bei Mühldorf" in Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. III. S. 84—140.) Wahrscheinlich ist auch diese Sage eine Wappensage.

Ludwigs Gegner, Friedrich der Schöne von Österreich, wurde bekanntlich in derselben Schlacht gefangen genommen. Nach dreißigmonatlicher Haft wird er entlassen, um die Herausgabe gewisser Reichsgüter des österreichischen Hauses zu bewirken; falls er diese Bedingungen nicht erfüllen kann, soll er sich wieder als Gefangener stellen. Da er das Versprechen nicht erfüllen kann, kehrt er wirklich wieder zurück. Darauf große, dramatische Rührscene, von Schiller besungen (Deutsche Treue). Die Fürsten teilen Tisch und

Bett, wollen sogar (1325) das Reich teilen, wogegen jedoch die Kurfürsten protestierten.

> Wahrlich, so ist's; es ist wirklich so; man hat mir's geschrieben,
> Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Menzel hat aber gezeigt, daß Friedrich sich nicht als Gefangener, sondern frei nach München begab und daß Ludwig durch seine Bedrängnis zu dem Münchener Vertrage bestimmt wurde. (W. Menzel: Geschichte der Deutschen VII., S. 177.)

Die Entdeckung der Karlsbader Quellen durch Kaiser Karl IV. 1347 bei Gelegenheit einer Hirschjagd ist gleichfalls unhistorisch, obgleich dem Kaiser deswegen in Karlsbad ein Denkmal errichtet worden ist; auch daß die Teplitzer Quelle 762 zur Zeit des Sohnes der Königin Libussa von Schweinhirten entdeckt worden sei, welche durch das Geschrei eines Schweines auf die Quelle aufmerksam wurden, nachdem sich das Tier beim Aufwühlen des Bodens in der Quelle die Schnauze verbrüht, ist nicht glaublich; denn als im Februar 1879 die Quelle infolge des benachbarten Bergbaues versiegte und dann durch geschickte Vorkehrungen wieder hergestellt wurde, fand man in dem Schachte außer späteren auch viele altrömische Münzen (von Vespasian, Marc Aurel, Commodus, Heliogabal, Trajan, Antoninus u. a.) sämtlich bis auf eine bronzene von Kupfer, welche wohl von dankbaren Kurgästen jener Zeit der Quellennymphe geopfert worden waren.

Über den Rückgang der einst blühenden und reichen Stadt Stavoren an Zuyder-See ist eine Erzählung sehr bekannt, nach welcher eine vom Geldstolz aufgeblasene Kaufmannswitwe ein Schiff nach der Ostsee sendet, damit es das Köstlichste hole, was zu haben sei. Der Führer des Schiffs hat eine stürmische Reise, wird verschlagen und leidet samt der Mannschaft Hungersnot, worauf ihm die Erkenntnis aufgeht, daß Brot das Köstlichste sei und er in Danzig eine Ladung Weizen kauft, um sie seiner Herrin zu bringen. Dies ist jedoch so sehr gegen deren Erwartung, daß sie in ihrem Übermut befiehlt

die Ladung vor dem Hafen in die See zu werfen; ihr Befehl wird ausgeführt und es entsteht an der Stelle eine Sandbank, der Frauensand genannt, wodurch die leichte Zugänglichkeit des Hafens zerstört wird, der Handel abnimmt und die Stadt verarmt, so, daß sie heute „nicht einmal mehr ein Dorf ist, sondern nur ein Kirchhof".

Man verlegt dieses Ereignis in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Daß die Stadt damals anfing von ihrer Machthöhe herabzusinken — 1345 hatte sie noch die Truppen des Grafen Wilhelm IV. von Holland zurückgeschlagen — ist wohl richtig. Auch daß sich eine Barre vor dem Hafen gebildet und mit zu dem Rückgang beigetragen, läßt sich hören. Obige Erzählung ist aber offenbar zu dem Namen „Frauensand" erfunden und ihre Tendenz diese, nachteilige Naturerscheinungen in einen, allerdings dunkelbleibenden, Kausalzusammenhang mit den moralischen Fehlern der davon Betroffenen zu bringen — und einen Beitrag zum Wirken der poetischen Gerechtigkeit zu leisten. Wer die Erzählung zuerst hat, ist schwer anzugeben. Sie findet sich u. a. bei Guicciardini (1482—1540).

An der historischen Persönlichkeit des Till Eulenspiegel zu zweifeln, ist nach der Monographie von Lappenberg, Dr. Thomas Murners Ulenspiegel, Leipzig 1854, kein Grund vorhanden; von den lustigen Streichen jedoch, welche Murner von ihm erzählt (erste Ausgabe, Straßburg 1519) sind viele nur auf ihn übertragen worden, und zum Teil selbst italienischen Ursprungs. Daß schon Tills Vater „Eulenspiegel" geheißen habe, ist unwahrscheinlich, weil im 13. Jahrhundert Zunamen bei Bauern überhaupt sehr selten sind; er hat den Beinamen wohl erst selbst später von seinen Streichen erhalten. Geboren war er im Dorfe Kneitlingen (in Braunschweig). Auch daß er in Mölln, im Herzogtum Lauenburg 1350 im Hospital gestorben und auf dem Kirchhofe daselbst begraben ist, ist wohl kaum zu bezweifeln. Zuerst erwähnt wird das Grab zu Mölln 1384, sodann 1503, zu

welcher Zeit dasselbe auch schon von Reisenden aufgesucht worden zu sein scheint. Die älteste Beschreibung des Leichensteins datiert etwa von 1592; die nächste von 1614 erwähnt ihn schon als erneuert, auch 1631 wird er erwähnt. Daß beim Begräbnis beim Herabsenken des Sarges ein Strick gerissen und der Sarg daher aufrecht zu stehen kam, erzählt schon das Murnersche Buch von 1519. Im Jahre 1710 besuchte der gelehrte Frankfurter Zacharias Konrad von Uffenbach die Stadt Mölln. Er erzählt, daß der Stein früher bei der Kirche auf dem Kirchhofe unter der dortigen Linde gelegen

„weil er aber öfters von bösen Buben verletzet und von Regen und Wetter verderbt werden wollen, als hat ein Hochlöbl. und Wohlweiser Magistrat allhier selbigen schon vor langen an die Kirche lehnen und ein Häuschen, so rings herum zugeschlagen ist, vnd vorne nur ein offen Fenster oder Loch hat, setzen lassen."

Die Beschreibung des Steins stimmt jedoch weder mit der einen noch mit der anderen früheren. Der jetzige Grabstein steht aufgerichtet an der Turmmauer und stimmt wieder nicht mit der Uffenbachschen Beschreibung. Auch ist seine jetzige Vorderseite ursprünglich die Rückseite gewesen. — In der Erwähnung von 1631 durch Dethlev Dreyer beginnt die Inschrift:

Anno 1350. Isz düsze Steen upgehaven,
Tiel Ulenspegel lehnent hierunder begraven.

Das Wort „lehnent" steht vielleicht statt „leit" = liegt durch ein Versehen des Steinmetzen, wodurch die Erzählung von der verkehrten Beerdigung entstanden sein könnte, welche sich übrigens auch anderweitig findet, z. B. bei dem Grabe von Ben Jonson († 1637) in der Westminster Abtei, der den „*Owleglass*" in seinen Werken häufig erwähnt. — In Damme in Belgien befindet sich eine zum größten Teil längst zerstörte Kirche, in welcher früher gleichfalls ein Grabstein Eulenspiegels gezeigt wurde. „Doch der erste Rat von Brügge Dr. J. B. van Belle bezeugt, daß in seiner Jugend im Jahre 1556 dieser merkwürdige Stein den Fremden und auch ihm

gezeigt sei und zwar als der des niederländischen Dichters Jacob von Maerlandt, welcher Stadtschreiber zu Damme gewesen.“ Ein Doktor mit der Brille aufmerksam in einem auf einem Pult vor ihm liegenden Buche lesend, ist darauf dargestellt; auch eine Eule soll dabei gewesen sein. Das unkundige Volk, das Pult für einen Spiegel haltend, erzählte sich daher Eulenspiegel wäre darunter begraben, was gedruckt zuerst in dem vermutlich 1640 zu Antwerpen erschienenen Buche über Till Eulenspiegel angegeben ist. Eine Inschrift scheint auf dem Stein zur Zeit des van Belle nicht vorhanden gewesen zu sein. Man hat aber trotzdem eine solche gedruckt und ihm darin das Todesjahr 1301 beigelegt.

Die Gräfin Kunigunde von Orlamünde († 1351) soll, wie Bruschius in seiner deutschen Klostergeschichte (Chronologia Monasteriorum Germaniae praecipuorum), erschienen 1552, erzählt, sich als Witwe in den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg verliebt haben. Da ihr zu Ohren gekommen er hätte bemerkt, einer Heirat zwischen ihnen ständen vier Augen im Wege, so hätte sie ihre beiden leiblichen Kinder auf grausame Weise getötet, indem sie ihnen eine Nadel in den Kopf stieß. Da aber der Burggraf gar nicht ihre Kinder, sondern seine eigenen Eltern gemeint hätte, die der Heirat wohl nicht zustimmen würden, da er schon anderweitig verlobt war, so wäre er über die Grausamkeit der Gräfin empört gewesen und hätte sie hinrichten lassen. (Grimm; deutsche Sagen, 2. Aufl., II. S. 585.) Die ganze grauliche Geschichte ist erfunden, vielleicht um das Kloster Himmelskron interessant zu machen. Die Gräfin ist jedoch als Äbtissin gestorben und liegt begraben im ehemaligen Kloster Himmelsthron (nicht kron) bei Nürnberg. Entstanden ist die Geschichte, weil man im Kloster Himmelskron einen Grabstein sieht, auf dem die Figur eines jungen Ritters, als „Gräfin mit dem Schwerte“ bezeichnet wurde und eine Inschrift darauf, welche angiebt, daß Otto von Orlamünde und zwei seiner Söhne daselbst begraben

seien und 1281 am „Chindel Tag“ (d. i. am Tage der unschuldigen Kindlein) das Kloster gestiftet hätten.

Der Beiname des Königs Waldemar „Atterdag“ (1340—1375) wird verschieden erklärt; nach den einen soll er ihn erhalten haben, weil er es liebte, unangenehme Angelegenheiten auf den „nächsten Tag“ zu verschieben, nach andern, weil er seinem Volke einen „neuen Tag“, durch Wiedererwerbung verlorener Provinzen und Wiederherstellung der Ordnung, gebracht habe. Wir wollen dies auf sich beruhen lassen. Im März 1368 sandten die Hansestädte ihm einen Absagebrief, was wir heute Kriegserklärung nennen würden. Es sollen ihrer sieben und siebenzig gewesen sein und der König soll geäußert haben:

Seven und seventig Hense —
Seven und Seventig Gense.
Vieten mi nich de Gense
Frag' ich en Sch . . . nach de Hense.

Diese Antwort ist aber unerwiesen. (Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen, 2. Aufl. 1881, Teil I. S. 241.)

Die Erzählung der Heldenthat des Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach (1386) lautet bekanntlich dahin, daß er, als die Ritter in Reih und Glied gegen die Schweizer andrängen, mit den Worten: „Kommt Kinder, ich will euch eine Gasse öffnen“, eine ganze Menge von den Rittern entgegengehaltenen Lanzen mit seinen Armen umfaßt und sie sich in die Brust drückt. Dadurch entsteht eine Lücke in dem Lanzenwall, in welche die Schweizer eindringen und infolgedessen den Sieg gewinnen. Daß das geflügelte Wort unhistorisch ist, steht schon bei Büchmann; aber auch das Bravourstück kann man mit ziemlicher Sicherheit als erfunden ansehen. Ottokar Lorenz in seiner Abhandlung „Leopold III. und die Schweizerbünde“, Wien 1860, bestritt die entscheidende Beteiligung Winkelrieds an der Schlacht; als hierauf Rauchenstein in einem Programm (Aarau 1861) widersprach, erschien

Lorenz nochmals auf dem Kampfplatz mit einer Kritik der Sempacher Schlachtlieder (in Pfeifers Germania 1861 VI. 161—186), um die Lorbeeren Winkelrieds zu zerreißen. Darauf widersprach Dr. Herm. von Liebenau (der schon früher den Stammbaum der „Winkelriede von Stans" urkundlich bis auf den Helden der Sempacher Schlacht nachgewiesen hatte), in seinem Werke „Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. Ein historisches Bild nach den neuesten Forschungen"; Aarau 1862. Hierauf erschien Dr. Otto Kleißner mit einer Schrift: „Die Quellen zur Sempacher Schlacht und die Winkelriedsage", Göttingen 1873. Indem er die ältesten Darstellungen dieses Kampfes von österreichischer wie schweizerischer Seite vergleichsweise neben einander setzt, gelangt er zu einem die volkstümliche Annahme völlig vernichtenden Resultate. Wenn die Ritter nach den Erzählungen der ältesten Berichterstatter ungeordnet gegen die Schweizer losstürmten und nach mittelalterlicher Sitte jeder auf eigene Faust focht, so gab es eben gar keine geschlossene Reihe und also auch gar keine Gelegenheit zu einer Winkelried-That. Bei Gelegenheit der fünfhundertjährigen Jubelfeier des Tages veröffentlichte August Bernouilli noch eine recht gründliche Arbeit: „Winkelrieds That bei Sempach", Basel 1886; darnach hält er Winkelrieds That für „möglich und glaubwürdig"; man kann das niemanden verbieten; nachgewiesen hat er es nicht.

Fragt man, wie die Hohenzollern nach Nord-Deutschland gekommen sind, so ist die gewöhnliche Auskunft, der Kaiser Sigismund hätte die Mark Brandenburg 1411 für eine Summe von 100 000 Goldgulden beim Burggrafen Friedrich von Nürnberg verpfändet gehabt; da der Kaiser die Schuld nie habe abtragen können, sei die Mark schließlich wie ein verfallenes Pfand in das Eigentum der Hohenzollern übergegangen. Es verhält sich aber nicht so. Vielmehr überließ der Kaiser dem Burggrafen die Mark aus Dankbarkeit für seine ausgezeichneten Dienste und

verschrieb ihm außerdem feierlich die Summe von 100 000 ungarischen Goldgulden.

„teils um ihn für die Kosten schadlos zu halten, die auf die Verbesserung des Zustandes der Mark zu verwenden seien, teils aus Erkenntlichkeit für seine getreuen Dienste und wies dieselben auf die Burgen, Städte und Dörfer der Mark an, doch mit dem Vorbehalt, daß sowohl er, als seine Erben die Mark Brandenburg durch Erlegung der genannten Summe wieder einzulösen und an sich zu bringen befugt sein sollten." (Riedel, Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des preußischen Königshauses.)

In Naumburg ziehen die Kinder jährlich am 28. Juli auf die Vogelwiese hinaus, um das Kirschenfest zu begehen; ihr Festruf heißt das Hußrufen und das Schlagwort: Viktoria, Hussitenkrieg. Allgemein bekannt wurde die Erzählung durch Kotzebue, der 1801 dem Kirschfest auf einer Besuchsreise beiwohnte; sein Schauspiel: „Die Hussiten vor Naumburg", dessen Chöre Maria von Weber komponiert hatte, es wurde 1803 zuerst in Naumburg aufgeführt, aber erst 1832 entstand das gleichnamige Volkslied, nach Hoffmann von Fallersleben „Unsere volkstümlichen Lieder, Nachträge S. 178" von dem damaligen Referendarius Carl Seyferth gebürtig aus Langensalza gedichtet.

„Es ist aber durch K. P. Lepsius „Die Sage von den Hussiten vor Naumburg und der Ursprung des Naumburgischen Kirschfestes, Zeitz 1811, wieder abgedruckt in kleine Schriften, Magdeburg 1854 I. 205" geschichtlich durchaus festgestellt, daß Naumburg niemals eine hussitische Belagerung, weder unter Prokopius († 1434) noch unter einem andern Bandenführer zu bestehen gehabt hat, daß dagegen das dortige Kinderfest schon über 300 Jahre in den Rechnungen der Ratskämmerei erscheint .... Mit demselben Hußrufen bezeichnet man in fränkischen und schwäbischen Landschaften die Feierabendglocke, wenn sie die Abendzeit, wo alles „zu Haus sein soll" verkündet ... Somit bezeichnet hier der vermeintliche Name jenes grausamen Feindes der Deutschen nichts anderes als einen Festtermin. Eben dieses Hußeinläuten heißt daher in der fränkischen Stadt Eichstädt der Huß-aus". (Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte S. 15.)

Nach Lepsius stammt die Erzählung aus der Chronik eines Mönches, Namens Taube, der jedoch selbst sehr problematisch ist, und nach dem, was er von sich berichtet, nicht im fünfzehnten, sondern im sechszehnten Jahrhundert zur Zeit der Reformation gelebt haben muß, folglich in keinem Falle Augenzeuge gewesen sein kann. Abgesehn von diesem Taube bemerkt Lepsius (kl. Schr. I S. 211):

„Dieser Sage gedenket, soweit mir bekannt, zuerst Johannes Töpfer, vormaliger

Rektor an der Stadtschule zu Naumburg in einem Programm, das er 1671 unter dem Titel: de honesta laboris intermissione, herausgab, ohne deren Glaubwürdigkeit in Schutz zu nehmen. — Dasselbe, doch schon ausführlicher, und mit der Meldung, daß es die Hussiten gewesen, welche jenes Schrecken über die Stadt verbreiteten, berichten Jacob Franke, ein gewesener Lehrer an der Ratsschule, in seinem bei der Schulbibliothek zurückgelassenen (sehr unbedeutenden) Miscellaneis Numburgicis, die er vom Jahre 1681 zusammengetragen und Johann Zader, weiland Pastor am Dome zu Naumburg im zweiten Teile seiner um dieselbe Zeit ausgearbeiteten und handschriftlich vorhandenen Stiftschronik, jedoch auch nur in Begründung auf Tradition und ohne deren Wahrheit zu verbürgen.

Desto zuversichtlicher lautet die Nachricht von diesem Ereignisse in M. J. C. Marci Curios. Saxon. 1743 p. 267 in Begründung auf Celii Cataclysm. Thuring. p. 35, die ich nicht zu vergleichen Gelegenheit gehabt habe; jener setzt den Vorgang in das Jahr 1429 oder 1430."

Nachdem Lepsius nunmehr feststellt, daß in gleichzeitigen Chroniken der Sage durchaus gar nicht gedacht wird, fährt er fort S. 212):

„Je mehr nun solchergestalt gleichzeitige und spätere glaubwürdige Skribenten Urkunden und andere archivarische Nachrichten über diese Begebenheit ein gleichförmiges Stillschweigen beobachten, und je zweifelhafter eben darum diese ganze Sage scheint, desto überraschender ist es bei alle dem, auf eine sehr umständliche, in das kleinste Detail eingehende Nachricht und Beschreibung von jenem Ereignisse zu stoßen, welche, auf die Autorität eines ehemaligen hiesigen Klosterbruders gegründet, jeden Zweifel, wenn auch nicht zu lösen, doch — zu entfernen scheint.

Eine solche Erzählung liefert der ehemalige Garnisonkinderlehrer, Johann Georg Rauh zu Naumburg, in einer eigenen, diesem Gegenstande gewidmeten Schrift, die er unter dem Titel: die Schwachheit über die Stärke oder gründliche Nachricht von dem im Jahre 1432 vor Naumburg gelagerten Heere der Hussiten ꝛc., im Jahre 1782 drucken ließ und in welcher, wie bereits oben gemeldet, die Chronik eines alten Mönchs aus dem vormaligen Kloster St. Georg vor Naumburg, Namens Benedikt Taube, aus dem sechszehnten Jahrhundert zu Grunde liegen soll."

Vor Rauh weiß nun Niemand von dem Mönch Taube auch nur das Geringste. Erst später

„. . . . kamen mehrere Fragmente davon und endlich eine komplete Abschrift der ganzen Chronik zum Vorschein, welche im Jahre 1785 von einem naumburgischen Bürger, von dessen Hand geschrieben, dem Stadtrate überreicht und zugeeignet wurde."

In dieser Chronik, die übrigens häufig für eine zuverlässige gehalten worden ist, heißt es, das Ereignis hätte 28. Juli 1432 stattgefunden.

„Nun ist aber nichts gewisser, als daß die Hussiten 1432, während dem auf dem Konzilium zu Basel und nicht ohne Erfolg an einem Konkordat mit ihnen gearbeitet wurde, an einen Einfall in die meißnischen Lande nicht gedacht haben und daß der Heereszug, den Taube mit den übrigen Skribenten, bis auf die Abschweifung nach Naumburg und einige andere Zusätze seiner Phantasie ziemlich übereinstimmend beschreibt, nicht im Sommer, sondern mitten im Winter (im Dezember 1429) begonnen

wurde und nicht länger als bis gegen das Ende des darauf folgenden Monats Januar 1430 dauerte."

Ebensowenig kann das Ereignis in einem zweiten Zug stattgefunden haben, den die Hussiten um Weihnachten 1430 unternahmen. Es scheinen nach Lepsius Rauhe und Taube einander näher verwandt zu sein, als ihre Namen; doch meint Lepsius, daß ein ähnliches Ereignis, wie das Abwenden einer Belagerung durch bittende Kinder in Naumburg möglicherweise einmal stattgefunden haben kann, nur nicht zur Zeit der Hussiten.

Rochholz erwähnt auch der jährlich zu Zofingen am Vorabend des 16. November gefeierten Mordnacht; man erinnert sich dabei an einen angeblichen feindlichen Überfall gegen diese Stadt, der durch Kinder vereitelt worden sein soll. Diese Mordnacht kann aber geschichtlich nicht nachgewiesen werden. Die Feier ist ähnlich wie die von den Hussiten vor Naumburg mißverständlich gedeutet worden (a. a. O. S. 15).

Eine andere Erfindung ist diejenige betreffs der Ziska-Trommel. In der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" vom 1. Januar 1887 heißt es

„Da (d. i. nach Ziskas Ableben 11. Okt. 1424) verbreitete sich ein seltsames Märchen. Ziska selbst sollte sterbend Vorkehrungen getroffen haben, um nach seinem Tode noch unter den Seinen zu weilen und sie ferner zum Siege führen zu können. Es hieß, er habe auf die Frage, wo er bestattet sein wolle, geantwortet, daß man seinen Leichnam den Tieren des Feldes hinwerfen, aus der Haut aber eine Trommel anfertigen möge, bei deren Schalle die Hussiten in die Schlacht ziehen sollten. Sowie diese Trommel ertöne, würden die Feinde die Flucht ergreifen. Die Nachricht findet sich schon bei Aeneas Sylvius und spätere Schriftsteller, wie Albert Kranz, wissen zu berichten, daß Ziskas Befehl ausgeführt worden sei und daß die Trommel alles geleistet habe, was man von ihr erwartet hätte."

Eine spätere „Verbesserung" der Sage von Hormayr (1833), daß Ziska nur befohlen habe, die Tierhaut, die er stets unter seinem Panzerhemd getragen, zur Herstellung einer Trommel zu benutzen, wollen wir übergehen, dagegen erwähnen, daß sich schon früh Zweifel an der Sage regten, z. B. bei Zacharias Theobald (Hussitenkrieg, Ausgabe von 1609). Trotzdem hat man an die Existenz der Trommel geglaubt und

die „Spenersche Zeitung“ vom 24. Oktober 1743 meldete, daß „vor einigen Tagen“ zwei sehr merkwürdige Altertümer aus der Grafschaft Glatz nach Berlin gebracht seien, wovon eins die Ziskatrommel war, welche 1429 als Procop Glatz belagerte, in die Hände der Belagerten gefallen sei. Auch in der Korrespondenz zwischen König Friedrich (T. 22 S. 150) und Voltaire (16. Nov. 1743) wird die Trommel, allerdings in etwas ironischer Weise erwähnt. Was aus ihr geworden ist, weiß man nicht.

Die Buchdruckerkunst wurde im Jahre 1451 von „Johann Gänsfleisch zu Gutenberg“ († 1468) in Mainz erfunden. Johann Fust hatte ihm zu seinen Auslagen Geld vorgeschossen. Diese Thatsachen stehen historisch fest. Wenn so oft andere Erfinder genannt werden, z. B. der Holländer Coster (1463—1483), dem deswegen in Haarlem sogar ein Denkmal errichtet worden, so beruht dies darauf, daß man sich nicht klar gemacht hat, worauf es bei der Erfindung eigentlich ankam. Es handelt sich nicht um den Abdruck von etwas, das als Spiegelbild zu diesem Zwecke angefertigt war; denn schon jeder freie Athener, mit Ausnahme der ärmsten, hatte einen σφραγίς = Siegelring, der als Petschaft diente, es handelte sich ebensowenig um den Gedanken einzelne, bewegliche Lettern herzustellen; denn der findet sich schon bei Cicero, de natura deorum Buch II, wo dieser meint, die Zweckmäßigkeit in der Welt lasse sich ebensowenig durch das Wirken des Zufalls erklären, als man annehmen könne, daß eine ungeheure Anzahl aller vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets, sei es aus Gold oder aus einem anderen Material aufs Geratewohl auf die Erde geschüttet, die Annalen des Ennius darstellen würden; (es ist das, wie man sieht der teleologische Beweis, den Kant widerlegt hat); allein mit einzelnen Lettern kann man noch lange keine Bücher drucken, es sei denn sie wären darauf eingerichtet, d. h. sie müssen unter sich in denkbar genauestem Grade gleich groß sein.

„Zur Herstellung der Typen ist bekanntlich der Stempelschneider die wichtigste Person. Er arbeitet nach einer gezeichneten Vorlage die Buchstaben verkehrt und erhaben in Stahl aus. Dieser Stahlstempel heißt Patrize. Die Matrize wird in ein Kupferstäbchen eingeschlagen, das dann den Buchstaben recht und vertieft zeigt. So entsteht die Matrize, welche die Form für den zu gießenden Buchstaben bildet. Zu diesem Zwecke wird die Matrize am Grunde des Gießwerkzeugs eingelegt. Die Vervielfältigung der Typen durch den Guß kann dann vor sich gehen . . . . Dieser Apparat bildet die Substanz und Erfindung der Typographie." (Antonius von der Linde; Gutenberg; Geschichte und Erdichtung aus den Quellen nachgewiesen; Stuttgart 1878, S. 16.)

„Auf dem grundstürzenden Irrtum der Identifizierung beweglicher Buchstaben überhaupt mit der Typographie sind fast sämtliche „Geschichten der Erfindung der Buchdruckerkunst basiert". (von der Linde a. a. O. S. 121) . . . Keine historische Thatsache ist besser verbürgt als die, daß Gutenberg nichts mit der Xylographie zu thun gehabt hat. Und doch spuken in allen Büchern über Erfindung der Typographie die beiden Briefdrucker Johann Gutenberg und Johann Fust, die aber zuerst von allen Bücher von Holztafeln abgedruckt haben sollten. Der Briefdrucker Gutenberg aber ist ein Hirngespinst; die Herren haben ihn aus ihren Fingern gesogen, aus der unerschöpflichen Vorratskammer ihrer Phantasie hervorgeholt. Diese Ausgeburt gedankenloser Büchermacher soll nun aber ferner auf den genialen (d. h. erz-stümperhaften) Einfall geraten sein, seine Holzplatten zu zersägen, um mittelst der so gewonnenen, beweglichen hölzernen (!) Lettern zu drucken (!)".

Im Jahre 1455 ereignete sich der bekannte sächsische Prinzenraub durch Kunz von Kauffungen. Es knüpft sich hieran die Anekdote, daß der Befreier der jugendlichen Prinzen, der Köhler Schmidt

„dem Kurfürsten und dem ganzen Hofgesinde immer und immer wieder habe erzählen müssen, wie bei der Befreiung der Prinzen alles sich zugetragen. Und da er dabei stets die Äußerung gethan, daß er Kunz von Kauffungen mit seinem Schürbaum weidlich ‚getrillt' habe, so wäre ihm, wie Johannes Vulpius berichtet, von den Höflingen, wie aber spätere, z. B. Galletti in seiner Geschichte Thüringens, 1784, zu melden wissen, unmittelbar vom Kurfürsten der Name „Triller" beigelegt worden und dieser hätte mit der Zeit den eigentlichen Familiennamen, Schmidt, ganz verdrängt . . Es findet sich aber, daß die ganze Litteratur über den Prinzenraub und die Familie Triller bis zum Jahre 1699, in welchem Vulpius sein Buch „Altenburgs ansehnliche Hoheit" herausgab, von der angeblichen Äußerung des Köhlers nichts, gar nichts enthält. Erst in dem genannten Buche, also fast zwei und ein halb Jahrhundert nach dem Prinzenraube wird sie aufgetischt und zwar ohne daß irgend welche Quelle dabei genannt würde." (Ernst Koch, Trillersagen, Meiningen 1884, Teil I., S. 40 u. 41.)

Über die sehr abenteuerliche Legende vom Bruder Klaus von Flüe haben wir eine Monographie von Rochholz (Aarau 1875). Am 16. Oktober 1467 nahm Klaus, ein Fünfziger, Abschied von Vater und Bruder, von seinem Weibe und zehn Kindern, von denen das jüngste 14 Wochen alt war. Die Legende erzählt nun, daß ihn auf der Suche nach einem passen-

den Wohnplatz einmal „beim Erwachen ein himmlisches Licht umgab, dessen Strahl wie ein Blitz jählings ihm in die Eingeweide fuhr und dolchartig darin herumbohrte und daß er infolgedessen von Stund an weder Hunger noch Durst mehr fühlte und ganz ohne menschliche Nahrung zu leben beschloß". Er zog sich dann in das Melchtal zurück, wo ihm 1468 auf Kosten der Gemeinde eine Zelle gezimmert wurde. Da soll dann der Bruder Klaus neunzehn und einhalb Jahr ohne zu arbeiten, ohne Lektüre und dergleichen gefastet und gedürstet und außer der Hostie nichts zu sich genommen haben. Angeblich ist er in jener Zelle am 21. März 1487 gestorben. Vorher aber ist er, wie auch Herder in seinem Gedicht der „Friedensstifter" erzählt, am 22. Dezember 1481 auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Stans erschienen. Er bewegt dort binnen einer Stunde die vertretenen Kantone auch Freiburg und Solothurn in den eidgenössischen Bund aufzunehmen und veranlaßt, daß eine wichtige, das Versammlungsrecht der Untertanen beschränkende Übereinkunft getroffen wird, seitdem das Stanser Verkommnis genannt. Rochholz bemerkt (a. a. O. S. 2)

„Ein Älpler, der bis in sein fünfzigstes Jahr das Vieh gehütet, bis in sein siebenzigstes Jahr und letztes Lebensjahr weder schreiben noch lesen gelernt hatte, sodann einsiedelnd alle menschliche Gesellschaft mied und kein anderes Geschäft mehr betrieb, als den Rosenkranz an den Kerben seines Bergstockes abzubeten — ein so gröblich unwissender, seiner Familie und Gemeinde entfremdeter, von menschlicher Lebensart und Arbeit hartnäckig sich ausschließender, auf seinen Körperschmutz erpichter Waldbruder erscheint ungerufen in der Versammlung der eidgenössischen Tagsatzungsgesandten, diktiert da den erfahrensten Staatsmännern, den Besiegern Karls des Kühnen den nicht gewollten Frieden, rettet dadurch das Vaterland und zählt seitdem in der Geschichte zu den Heroen."

Die erste Biographie, welche von dieser persönlichen politischen Thätigkeit des Bruder Klaus spricht, ist Eichhorns Vita B. Nicolai vom Jahre 1608 (freilich unter Berufung auf den früheren Heinr. Wölflin), während von einer solchen alle die gleichzeitigen, auf den Stansertag bezüglichen Berichte, die Geschichtsquellen des 15. und des 16. Jahrhunderts — volle 126 Jahre lang — noch nichts wissen. Doch spuken

einzelne Stellen vor, wie dies Rochholz (a. a. O. S. 121 ff.) ausführlich zeigt. Die positive Nachricht gründet sich dann einzig und allein auf des „Petermann Etterlyn Kronica von der Löbl. Eydgenossenschaft“ &c., Basel 1567; aber sie lautet nur, daß der Ortspfarrer Heini Imgrund zu Klaus geeilt und zurückgekehrt mit dessen Botschaft den Frieden zu Stande gebracht. Trotzdem wurde 1650 auf Gutheißen der Nidwaldner Regierung im unteren Rathausgang zu Stans ein großes Gemälde aufgehängt, welches den Auftritt Klausens vor der Tagsatzung darstellt. Den Zweifel findet man zuerst bei J. J. Huttinger in seiner Helvetischen Kirchengeschichte (1707 Bd. II. S. 480). Die Schriften des nicht schreiben könnenden Heiligen zu besprechen, wird man uns wohl erlassen; erwähnen wollen wir noch, daß er selbst, nach dem Zeugnis gleichzeitiger Reisenden auf die Frage betreffs seiner gänzlichen Enthaltsamkeit von Speise stets ausweichend geantwortet hat.

Die hübsche Erzählung, wie Kaiser Max sich auf der Martinswand bei Zirl, nicht weit von Innsbruck, verirrt und dann gerettet wird, ist durch Gedichte von Anastasius Grün („Willkommen Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt, — willkommen Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt“) und von Collin bekannt geworden. Es giebt zwei Monographien darüber, — von Kirchlechner: „Über Maximilian als Jäger“ &c. (zu haben bei Wwe. Pichler und Sohn, Wien 1885), und von Busson: „Die Sage von Max auf der Martinswand und ihre Entstehung“; Wien 1888. Kirchlechner meint die Sage sei aus dem 20. Abenteuer des Teuerdanks entstanden; doch spricht dagegen, daß das Abenteuer seinen Schauplatz gar nicht auf die Martinswand verlegt. (Der Teuerdank war nach des Kaisers Angabe von dem Propst Melchior Pfinzing ausgearbeitet worden und hatte hauptsächlich die Brautwerbung Maximilians um Maria von Burgund zum Gegenstand.) Zwei allegorische Personen, Für-

wittig, — d. i. Maxens eigener jugendlicher Übermut — und Unfalo, d. i. das Unglück haben sich verschworen den Teuerdank, d. i. den Max, bei seinen Jagden zu Schaden zu bringen und reizen ihn dazu, eine gefährliche Gebirgspartie in der Nähe von Innsbruck zu betreten; sämtliche Damen des Gefolges sollen zusehen („*Es mag das gantz Frawenzimmer zusehn*“); Max erlegt mit seinem „Schafft“ den aufgetriebenen Gemsbock, kann aber dann nicht weiter, bis ihm der begleitende Jäger den Schaft wiederholt, worauf beide die „Wand“ hinabklettern und von den Damen jubelnd empfangen werden. Die Martinswand wird noch nicht genannt. — Die erste Erweiterung der einfachen Erzählung findet sich bei dem Chronisten Sebastian Frank (1501—1545), der in seinem „Germaniae Chronicon“, von des gantzen Teutschlands aller teutschen Völcker herkommen, Namen Händeln, Guten und bösen Thaten, Reden in der zum 20. Bilde des Teuerdank gegebenen Erklärung berichtet, man hätte dem Kaiser, als er auf der Martinswand in Gefahr war, einem damaligen Gebrauch entsprechend, das Sakrament gezeigt, wodurch ihm Gott „durch sein freudig Gemüt und seine Geschicklichkeit“ herabgeholfen. Der „tirolische Landreim“ von 1558 erwähnt nicht des Sakraments, dagegen das dem Kaiser „aus hilf“ nichts geschehen sei und daß zum Zeichen ein Kruzifix gesetzt worden. Wer die Hülfe geleistet und wer nachher das Kreuz errichtet, wird nicht gesagt. — Im Jahre 1574 begleitet ein gewisser Stephan Winand Pighius einen deutschen Prinzen (Karl Friedrich von Cleve) auf einer Studienreise, auf der er auch die Martinswand besuchte. Er beschrieb die Reise unter dem Titel: Hercules Prodicius seu principis iuventutis vita et peregrinatio, herausgegeben 1587. Bei ihm ist die Sage schon ganz ausgebildet; zwei volle Tage und Nächte hat Max schon in der verzweiflungsvollen Lage zugebracht und keine Hoffnung auf Rettung scheint mehr übrig sein; auf seinen Wunsch wird ihm das Allerheiligste gezeigt. Nachdem er dann alle

Gedanken auf Befreiung aufgegeben und sich nur mit religiösen Betrachtungen beschäftigt, hört er ein Geräusch und bemerkt einen jungen Mann, anscheinend einen Bauer, der ungeheure Steinblöcke auf die Seite schiebend sich zu ihm einen Weg bahnt und ihn ersucht ihm zu folgen. In der den Kaiser nach seiner glücklichen Rückkehr mit Jubel empfangenden Menge verliert sich der Führer und läßt auch, als er am folgenden Tage auf Veranlassung des Vaters Maxens überall gesucht wird, nichts von sich hören, daher man annahm, daß es ein Schutzengel gewesen sei; Max läßt darauf selbst das erwähnte Kruzifix anbringen. Diese Erzählung enthält Unmöglichkeiten; man kann nicht von der Martinswand herab sich verständlich machen und der Vater war damals gar nicht in Innsbruck. — In dem Bericht des Philipp Hainhofer über seine Reise von 1628 heißt es dann, die Martinswand wäre so benannt, weil ein Jäger, der Martin geheißen, dort sich verstiegen habe und Hungers gestorben sei, worauf man ihm zum Gedächtnis das Kruzifix aufgerichtet; wahrscheinlicher aber sei es, daß Kaiser Max sich dort verirrt habe u. s. w. Jene Worterklärung ist jedenfalls unrichtig; denn die Benennung stammt sicher von dem gegenüberliegenden Martinsbühel und dem Kirchlein daselbst. Von späteren Berichten sehen wir ab und erwähnen nur noch, daß die dem Kaiser Max angeblich gezeigte Monstranz der berühmten Ambrasischen Sammlung (in Schloß Ambras bei Innsbruck) einverleibt worden ist. Der geheimnisvolle Retter ist wahrscheinlich niemand anders gewesen, als der im Teuerdank als Begleiter erwähnte Jäger und vermutlich derselbe mit Oswald Zypper, dem der Kaiser 1503 eine Pension aussetzte. Verschiedene Adelsfamilien (Hollauer von Hohenstein, von Oheimb) wollen von diesem Jäger abstammen; die Stammsagen gehen aber über die bei solchen Sagen übliche matte Worterklärung nicht hinaus, daher wir sie übergehen.

Die Redensart: „Doa danzt Bornholm hen" bezieht sich auf eine Sage, die, anknüpfend an die Thatsache, daß Lübeck den ihm 1525 von Dänemark übertragenen Pfandbesitz der Insel Bornholm einundfünfzig Jahre später wieder abtreten mußte, wie folgt erzählt wird:

„Ein eitler Lübecker Bürgermeister, Johann Wittenborg, geizte, während er als Gesandter in Kopenhagen weilte, nach der Ehre, mit der Königin tanzen zu dürfen und erreichte dies gegen die Verpflichtung, im Namen Lübecks Bornholm an Dänemark zurückzugeben. Die Lübecker aber ließen ihn diesen Verrat mit dem Tode büßen und fügten zugleich ihrem Ratssilberzeuge einen Becher mit der Inschrift hinzu: „Doa danzt Bornholm hen", aus welchem dann alljährlich bei offener Tafel die Bürgermeister, ihnen selbst zur Warnung, trinken mußten.

Aus der hansischen Geschichte wissen wir freilich, daß Wittenborg schon fast zwei Jahrhunderte früher als Feldherr des ersten unglücklichen Krieges gegen Waldemar Atterdag hingerichtet wurde; es wird die Sage daher unberechtigt den Tod dieses unglücklichen Mannes mit der weiteren, ihr entstellt überlieferten Thatsache verbunden haben, daß Lübeck Ratssilbergeschirr besaß, welches mit dem Pfandbesitz von Bornholm, aber wiederum in ganz anderer Weise, in Beziehung stand. 1538 nämlich hatten die Lübecker einen auf Bornholm gegen ihre Herrschaft ausgebrochenen Aufstand unterdrückt und mit schwerer Geldbuße geahndet. Aus dem Ertrage der letzteren hatte der Bürgermeister Jochim Gerken das Silberzeug anfertigen lassen, von dessen uns erhaltenen Inschriften die eine lautete:

Bornholm heft mi ghegeven
Lübeck der guden stadt;
Wer trw bestendig bleven
Hebbet nen noet gehad.

Dieses Silberzeug überreichte Jochim Gerken 1540 einem ehrbaren sitzenden Rate, damit derselbe solche Kleinodien hinfort der Stadt zu Ehren gebrauche, sowie auch zu ewigem Gedächtnis daran, daß die von Lübeck das Land Bornholm in Besitz gehabt haben, annoch besitzen und darüber die Herrschaft führen." (National-Zeitung vom 12. August 1881.)

Über Philippine Welser, die Augsburger Patricierstochter, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Österreich, hat sich durch Thuanus und nach ihm durch Köhler, in dessen „historischen Münzbelustigungen" eine der Wahrheit durchaus widersprechende Tradition gebildet. Zunächst war sie nicht die Tochter des ungeheuer reichen Bartholomäus Welser, sondern des nur mäßig wohlhabenden Franz Welser; geboren wurde sie 1527, war demnach zwei Jahre älter als ihr Gemahl (geb. 14. Juni 1529). Das in allen Reise-Handbüchern als ihr Geburtshaus bezeichnete Haus am ehemaligen Rindermarkt, späteren Heumarkt, jetzt Philippine-Welserstraße ge-

nannt, ist es nicht. Nach dem Stadt-Archivar Dr. A. Buff, wohnte Franz Welser damals am ehemaligen Weinmarkt, jetzt Maximilianstraße. Nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) soll der Erzherzog sie beim feierlichen Einzuge Kaiser Karl V. im Erker ihres väterlichen Hauses erblickt haben; in Wirklichkeit ist er damals gar nicht in Augsburg gewesen, hat Philippinen wohl erst 1556 und zwar nicht in Augsburg kennen gelernt und sich 1557 im geheimen mit der dreißigjährigen trauen lassen. Im Jahre 1559 verzieh der Kaiser Ferdinand dem Sohne die nicht ebenbürtige Verbindung; ein Fußfall Philippinens und ihrer Kinder vor dem Kaiser, wie er so oft gemalt worden, hat nicht stattgefunden; wahrscheinlich hat er sie sogar niemals gesehn. (Hirn, Geschichte des Erzherzogs Ferdinand; 1887.)

Ein „historisches“ Gemälde von Hans Makart († 3. Okt. 1884) machte 1879 Aufsehen, Karls V. Einzug in Antwerpen (? wann) darstellend, bei welchem zu jeder Seite des Kaisers zwei nackte Mädchen schreiten, ohne daß sie selbst oder sonst jemand auf dem Bilde sich besonders darüber zu wundern scheinen. Veranlaßt ist Makart zu der Anbringung der nackten weiblichen Gestalten durch eine Notiz in Albrecht Dürers Reisetagebuch, der in Antwerpen dem Einzuge beiwohnte. Dieser erzählt, daß auf einem großen Triumphbogen einige weibliche Gestalten in unverhüllter Schönheit gethront hätten; von diesem hohen Sitze auf das Pflaster der Straße herab hat jedoch lediglich Makarts Phantasie die Damen versetzt. Die Stelle aus dem Buche „Albrecht Dürer in den Niederlanden“, herausgegeben von Friedrich Verachter, Stadtarchivar, lautet (Original holländisch):

„Auch habe ich einen Stüver gegeben für einen gedruckten Einzug zu Antwerpen, worin beschrieben wird, wie der König auf eine prächtige Weise empfangen ist. Da waren die Thore schön geschmückt mit Schauspielen (Kammerspelen), großer Freude und schönen Jungfrauen, wie ich sie selten gesehen habe; ich habe einen Gulden zum Zehrgeld gewechselt.“

Bemerkungen des Stadt-Archivars Verachter: Cornelii Graphaei Gratulatio Caroli V., Imperatoris, 1520, Antwerpiae, apud Joan Croccium 8°.

„Diese Mädchen," sagt Verachter, „waren die schönsten der Stadt Antwerpen, beinahe ganz nackt und nur mit einer „dunne gaze Kleeding" bedeckt."

Das war damals eine Ehre für die Mädchen, wie heute das weißgekleidete Jungfrauentum. Was bei Makarts Bild auf seine eigene Rechnung kommt, ist danach leicht zu ermessen.

Ein anderes bekanntes „historisches" Gemälde von Professor Becker (in Berlin, in der Nationalgalerie befindlich) stellt dar, wie Kaiser Karl V. von dem reichen Kaufmann Fugger in Augsburg empfangen wird. Da der Kaiser, wie berichtet wird, über Kälte klagte, brennt im Kamin ein Feuer, man erzählt von Sandelholz und Fugger wirft die Schuldverschreibung des Kaisers über das zum Zuge nach Tunis vorgestreckte Geld vor den Augen desselben ins Feuer, während seine schöne Tochter dem hohen Herrn einen Pokal kredenzt. Nach dem Geschichtsforscher Dippold (gestorben 1811 in Danzig) muß jedoch die Wahrheit dieser Scene aus verschiedenen Gründen auf das Stärkste angezweifelt werden. „In keiner einzigen der sämtlichen gleichzeitigen Geschichtsquellen findet sich eine Andeutung jener Erzählung." Der Kamin wird noch (1893) in Augsburg im Hotel zu den drei Mohren, das bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts in Besitz der Fugger war, gezeigt; er stammt aber sicherlich nicht aus der Zeit Karls V., sondern ist um ein Jahrhundert jünger; die erwähnte Scene scheint geradezu die Erfindung eines schlauen Gasthofsbesitzers zu sein. (Gartenlaube von 1874 Nr. 13.)

Auch fehlt ihr das Verdienst der Ursprünglichkeit. Der durch seine Katze und das zurückrufende Läuten der Glocken (*Bow bells*):

Turn again Whittington
Thrice Lord Mayor of London!

bekannte Whittington soll dem König Heinrich V. (1413—1422) ein Fest gegeben und dabei Schuldverschreibungen im Betrage

von 60000 Pfund Sterling in einem Feuer von Zimmet verbrannt haben.

Als der Kaiser 1547 Wittenberg belagerte, soll er der in der Stadt befindlichen Kurfürstin von Sachsen durch einen Herold haben melden lassen, wenn sie die Stadt nicht gleich übergebe, werde er ihr das Haupt ihres in seiner Gefangenschaft befindlichen Gemahls auf einer Schüssel senden; die Phrase ist erfunden. — Nach der Einnahme Wittenbergs soll der Kaiser auf die Aufforderung Albas, die Leiche Luthers an den Galgen hängen zu lassen, dieses abgelehnt haben mit den Worten: „ich führe Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Toten.“ Ein sehr schönes in der Lutherhalle daselbst befindliches Bild von Teich stellt diesen Auftritt dar. Die Erzählung stammt nach Stirling, *the cloister life of the Emperor Charles V.*, *London* 1853 aus Juncker: Vita Mart. Luteri, Frankfurt 1699 p. 219, welcher wiederum Sleidan: De statu relig. et reip. lib. XIX. als Autorität angiebt, allein Luthers bester Freund, Bugenhagen und der sehr gewissenhafte Chronist Menz erwähnen den Ausspruch nicht; er steht übrigens fast wörtlich bei Diodor (Fragment bei Constantin Porphyrogenitus „von Denksprüchen“). Der Karthager Barkas erwidert daselbst den Herolden des Fundanius, welche um Erlaubnis zur Bestattung ihrer Toten bitten: er gestatte das Begraben, indem er Krieg mit den Lebenden führe; mit den Toten sei er ausgesöhnt; ähnlich Hannibal, dem Mago den Leichnam des Sempronius schickt, worauf die Truppen diesen zerhauen und die Stücke verstreuen wollen; aber Hannibal erklärt, man dürfe nicht Rache nehmen an einem Körper, der nichts mehr fühle (Fragment des Diodor bei Const. Porph. „von Tugenden und Lastern“).

Über den Eintritt Karls V. in das Kloster von Yuste (nach dem Flüßchen Yuste, nicht etwa nach einem Heiligen so genannt, 1556) erzählt de Thou (Historia sui temporis,

lib. XVII.), er wäre beim Aussteigen niedergekniet und hätte ausgerufen: „Ich grüße dich, o gemeinsame Mutter: nackt kam ich aus dem Mutterschoß, um die Schätze der Erde zu empfangen, nackt kehre ich jetzt zum Busen der Allmutter zurück.“ Sein Sekretair in seinen Briefen über dieses Ereignis macht auch nicht die leiseste Anspielung, die diese Anekdote rechtfertigen könnte. (H. Stirling, *the cloister life of the emperor Charles V.*, London 1853 S. 24.) Robertson, der schottische Historiker, hat Schuld an der Verbreitung der Fabeln, welche über den Klosteraufenthalt Kaiser Karls V. erzählt werden, besonders über sein Philosophieren wegen der Uhren; angesichts der nicht gleich gehen wollenden, zahlreichen Uhren soll er es bereut haben, alle seine Unterthanen zu einer Religion haben zwingen zu wollen. Dies ist erfunden. Im Nachlasse des Kaisers waren nur vier oder fünf Uhren verzeichnet. In der Geschichte der Deutschen von Duller wird der kaiserliche Eremit sogar mit Pendeluhren abgebildet — ein drolliger Anachronismus, da Huyghens erst circa 1650 Pendeluhren konstruiert hat, während sein Werk „Horologium oscillatorium“ erst 1673 zu Paris erschien; wie alle großen Entdeckungen und Erfindungen hatte auch diese ihre Schatten vorausgeworfen; doch datiert selbst Galileis Wahrnehmung der gleichen Dauer der Schwingungen eines Pendels erst von 1583. Wolf in seiner Geschichte der Astronomie (München 1877) S. 369 f. glaubt die Erfindung der Pendeluhr dem Schweizer Bürgi (1552—1632) „im 16. Jahrhundert“ zuschreiben zu dürfen; aber auch das würde nicht weit genug in der Zeit zurückgehen.

„Im sechszehnten Jahrhundert findet sich keine Spur von Nachricht über diese Liebhaberei des Kaisers. Strada, de bello Belg. lib. 1 S. 13, indem er von des Kaisers Vorliebe für Uhrmacherkunst und Uhren spricht, fügt hinzu: quorum videlicet rotas multo quam fortunae facilius temperabat, eine Bemerkung, auf welche mich Macaulay als auf den möglichen Keim der Anekdote aufmerksam machte. Sie wird in ihrer jetzigen Gestalt als wohl bekannt in Harris' *description of the gardens of Loo*, 4. London 1699, S. 70—72 mitgeteilt, d. i. das älteste Buch, in welchem sie mir begegnet ist. Hume wiederholt sie in seiner *History of Queen Mary Tudor*, auch Robertson, welcher, da er Karls Testament nebst Codicill vor sich

hatte, sie schon aus inneren Gründen hätte verwerfen sollen." (W. Stirling a. a. O. S. 261.)

Religiöse Toleranz, sowie überhaupt die einfache Thatsache, daß es niemanden in der Welt etwas angeht, was jemand für religiöse Ansichten und ob er überhaupt welche habe, und daß es im allgemeinen eine Ungehörigkeit ist, danach zu fragen, war für den Kaiser, wie überhaupt für die ganze damalige Zeit etwas Unfaßbares. Nach Llorente, (*Histoire de l'inquisition d'Espagne, tome* II., S. 157) ist der Kaiser vielmehr bis zuletzt überzeugt gewesen, daß man die Ketzer verbrennen müsse; er hat es auch sogar bedauert, daß er Luther aus Worms gemäß dem versprochenen freien Geleit entlassen. (Menzel. Neuere Geschichte der Deutschen I., S. 58.)

Nach Delepierre (*Historical difficulties* S. 128 f.) hat Karl überhaupt nicht Mönchsgewand getragen, wie er in seinem Portrait von Tizian dargestellt wird, auch nicht im eigentlichen Kloster gewohnt, sondern in einem daneben für ihn besonders aufgeführten Gebäude; auch bestand sein Gefolge nicht aus nur zwölf Personen, wie Robertson behauptet, sondern aus über fünfzig. — Betreffs des berühmten Begräbnisses des Kaisers zu seinen Lebzeiten (31. August 1558), über welches uns Robertson berichtet, wollen wir diesen in deutscher Übersetzung hören:

„Die Kapelle war schwarz ausgeschlagen und der Glanz von Hunderten von Wachslichtern genügte kaum, die Dunkelheit zu zerstreuen. Die Mönche in ihren Klosterkleidern und des Kaisers ganzes Gefolge in tiefer Trauer, versammelten sich um einen mächtigen gleichfalls mit Schwarz behangenen Katafalk, welcher in der Mitte der Kapelle errichtet worden war. Die bei einem Begräbnis üblichen Gebete wurden dann verrichtet und vom traurigen Wehklagen der Mönche begleitet, die für die abgeschiedene Seele flehten, daß sie in den Wohnplatz der Seligen eingelassen werden möge. Die bekümmerten Begleiter wurden durch diese Darstellung des Todes ihres Gebieters zu Thränen bewegt oder sie waren gerührt, vielleicht auch nur aus Mitleid über diese bedauerliche Entfaltung von Schwäche. Karl in einen dunklen Mantel gehüllt, mit einer brennenden Kerze in der Hand, stand mitten unter seinem Gefolge der Zuschauer seiner eigenen Obsequien, und die wehmütige Ceremonie schloß damit, daß der Kaiser die Kerze in die Hände des Priesters gab, als Zeichen dafür, daß er seine Seele dem Allmächtigen zurückgebe."

Spätere Schriftsteller legen den Kaiser bei

dieser Ceremonie sogar schon in seinen Sarg und lassen ihn von da aus mitsingen. (!) Graf Viktor Duhamel in seiner *Histoire constitutionelle de la monarchie espagnole* geht noch weiter. Nach ihm ließ man den Kaiser in seinem Sarge allein in der Kirche. Er hätte sich dann nach einer Weile in seinem Totenlaken erhoben und sich zu Füßen des Altars hingeworfen. Ein furchtbares Delirium wäre die Folge gewesen und am nächsten Tage wäre er in seiner Zelle gestorben. — Allein weder des Kaisers Majordomus, noch sein Sekretär, noch sein Arzt, welche in ihren Briefen sehr ausführlich über sein religiöses Leben berichten, besonders wenn es mit seiner Gesundheit zu thun hat, sprechen von der ungewöhnlichen Ceremonie vom 31. August; obwohl sie doch anführen, „daß er am 15. August zur Kirche getragen wurde und dort das Sakrament sitzend empfing. Auch ist der Kaiser erst am 21. September gestorben. Die im Grunde genommen doch frivole Ceremonie, durch ein im 14. Jahrhundert in Toulouse gehaltenes Konzil noch besonders verboten, stimmt kaum zu dem Ernst, mit welchem der Kaiser sein ganzes Leben religiöse Fragen behandelte und auch nicht zu der geistigen Klarheit, die bis zuletzt sein eigen war. — Das schöne Gedicht von Platen „der Pilgrim von St. Just“:

„Nacht ist's und Stürme sausen für und für;
Hispansche Mönche, schließt mir auf die Thür! ꝛc.“

enthält nach diesem allen fast so viele Irrtümer als Zeilen. (Zu vergleichen ferner Barthélemy. *Erreurs et mensonges historiques; Série* III. *p.* 912.)

Der Reformator der Astronomie Koppernikus, ist ebensowenig, wie der Reformator der Religion Martin Luther ohne Verschönerung durch den Treppenwitz der Weltgeschichte davon gekommen. Bekanntlich folgt es aus seinem Systeme unnachsichtlich, daß Merkur und Venus, als Planeten,

die der Sonne näher kreisen als die Erde, uns Phasen zeigen müssen, wie der Mond; allerdings müßte dies nach dem ptolemäischen auch schon der Fall sein, sobald man annimmt, daß diese beiden Planeten ihr Licht von der Sonne erhalten. Daß man diese Phasen nicht bemerken konnte, war seit lange ein stehender Einwurf gegen die kopernikanische, die Sonne in den Mittelpunkt setzende Theorie, auch war dieser Einwurf dem Kopernikus bekannt. In dem weitverbreiteten Buche „die Wunder des Himmels" ergeht sich nun Littrow, der Verfasser, in einem wahren Dithyrambus über die Geistesschärfe und Kühnheit des Kopernikus, mit welcher derselbe die Entdeckung der Phasen der Venus vorhergesagt habe. Diese Entdeckung hat denn auch Galilei im Februar 1609 gemacht, sehr bald nach der Erfindung des Fernrohrs: aber Kopernikus hat sie nie vorausgesagt, (Humboldt: Kosmos II. S. 362 und III. S. 538) und Littrow hat sich für etwas begeistert, was nie stattgefunden, — ein Fall, der in der Welt übrigens durchaus nicht selten ist. Auch daß Kopernikus sein System nur als bequeme Hypothese vorgetragen, ist unrichtig. Gegen seinen Willen war jedoch seinem Werke eine, man muß zugeben von bester Absicht diktierte Vorrede von Osiander vorgedruckt worden, welche jenem Gedanken Ausdruck gab (Prowe, Leben des Kopernikus, Berlin 1883, Teil II S. 524). Daß Kopernikus die Wasserleitung in Frauenburg (am frischen Haff, wo er Domherr war), erbaut, ist auch eine Fabel. Näheres in einem Aufsatz von Prowe in den neuen preußischen Provinzial-Blättern 1865, S. 320 ff.

Auch hatte Kopernikus in keiner Weise bessere Instrumente zur Beobachtung der Gestirne, als seine Vorgänger, wie es irrtümlich Schlosser in seiner Weltgeschichte für das deutsche Volk angenommen hat.

„Fragt man, welchen praktischen Gewinn hat die Sternkunde aus der Theorie des Kopernikus gezogen, was haben die Tafeln und die Berechnung der Planetenörter durch sie an Genauigkeit gewonnen, so muß man antworten: unmittelbar gar nichts. Das System des Kopernikus, sowie es aus den Händen seines Urhebers hervorging,

gewährt, was man auch darüber gefabelt hat, keine größere Übereinstimmung mit dem Himmel, als das System des Ptolemäus." (Apelt; die Reformation der Sternkunde; Jena 1852; S. 150.)

Sodann wird auch die Todesstunde (24. Mai 1543) des großen Astronomen sehr dramatisch hergerichtet. Gassendi erzählt in seinem Leben des Kopernikus, daß er auf seinem Sterbebette das erste Exemplar seines die Sternkunde reformierenden Werkes empfangen habe und wenige Stunden darauf verschieden sei. Wie ergreifend! Leider steht aber der Todestag des großen Mannes nicht ganz fest. (Kosmos II S. 344 u. 497; vergl. auch Prowe.)

Von Kopernikus wird ferner folgende, zwar nicht sehr bekannte, aber sehr hübsche Anekdote erzählt in einem Aufsatz vom Pfarrer Hein zu Allenstein, veröffentlicht 1796 im 7. Jahrgang des „Preußischen Archivs" S. 711:

In meiner jetzigen Wohnstube über dem Kamin schrieb einst Kopernikus mit eigener Hand folgendes Symbolum:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.

Allerdings fügt er gleich hinzu, daß schon sein Amtsvorgänger = das „Symbolum", da es fast ganz erloschen war, habe erneuern müssen und zu seiner Zeit seien nur noch die vier Löcher in der Mauer kenntlich gewesen, an welchem einst Kopernikus jene Schrift mit ebenso viel Nägeln befestigt hatte.

„Die erwähnte sapphische Strophe ist nicht ein Denkspruch des Kopernikus, noch weniger, wie man bis in die neuesten Zeiten hinein geglaubt hat, von ihm selbst gedichtet worden. Sie ist mit ihm erst in Beziehung gebracht, als ein jüngerer Landsmann, Dr. Pyrnesius, sie zur Unterschrift für ein Bild von Kopernikus wählte, welches er in die Pfarrkirche St. Johann zu Thorn stiftete. Sie ist vielfach abgedruckt und übersetzt worden, indem man sie besonders gern als eine Grabschrift ausgab, die Kopernikus sich selbst, von Reue über sein wissenschaftliches Vorgehen erfaßt, gedichtet habe. — Es ist Hiplers Verdienst, diesen letzteren Mythus zerstört zu haben (im Pastoralblatt für die Diöcese Ermland 1874 S. 30 ff.). Er hat das Gedicht aufgespürt, dem die Strophe entnommen ist, eine 34 Strophen lange Ode, welche Aeneas Sylvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II. im Jahre 1441 gedichtet hat." (Leopold Prowe a. a. O. I. 2 S. 134 f.; Prowe † 25. Sept. 1887.)

Das Fernrohr wurde 1608 in Holland entdeckt, wie man erzählt, durch einen spielenden Knaben, Sohn des Brillenhändlers Lippershey, welcher durch zwei Glaslinsen in der-

jenigen Entfernung von einander, wie sie im Fernrohr angebracht werden, die Spitze des Kirchturms beobachtete und von der Wirkung überrascht ausrief: „Sieh' Vater! der Hahn kommt vom Turm herab!“ Es ist schade, daß diese Anekdote nicht wahr ist; auch Arago in seinem Bericht über das Daguerreotyp und Littrow in seinen „Wundern des Himmels“ haben sie verbreitet; sie ist es aber nicht, obwohl man oft sehr erbauliche Betrachtungen darüber findet. (Vergl. Poggendorf, Geschichte der Physik, S. 190.) In der sehr gründlichen „Geschichte des Fernrohres“ von H. Servus, Berlin 1886, wird die Anekdote ganz übergangen. — Der Ausdruck „verballhornisieren“ stammt her von Johann Ballhorn, Buchdrucker in Lübeck, und warum? Weil er von einer Fibel 1586 eine verbesserte Auflage herausgegeben, bei der die Verbesserung darin bestanden haben soll, daß er dem auf der letzten Seite der Fibeln üblichen Hahn ein paar Eier unterlegte. Es ist dies aber nicht wahr, da überhaupt Fibeln mit dem Bilde des Hahns erst im 18. Jahrhundert üblich wurden. Ballhorn scheint ganz unschuldig in so schlechten Ruf gekommen zu sein. (Wurzbach, Historische Wörter, Sprüchwörter und Redensarten S. 14.)

Der Ursprung des dreißigjährigen Krieges wird auf den Tag angesetzt, an welchem die Böhmen unter Führung des Grafen Thurn die kaiserlichen Statthalter Martinitz und Slavata und den Geheimschreiber Fabricius im Sitzungssaal auf dem Hradschin in Prag aus dem Fenster warfen, wobei jedoch alle drei mit dem Leben davon kamen. (23. Mai 1618.) Das ist historisch; daß aber Fabricius dabei auf die andern gefallen sei und sie deshalb beim Aufstehen um Entschuldigung gebeten habe, ist unhistorisch. Der Treppenwitz der Weltgeschichte liebt etwas Frivolität beim Beginn wichtiger Ereignisse. (Vergl. Menzel, Neuere Deutsche Geschichte III. S. 302.)

Eine sehr verbreitete Sage ist die von dem Bürgermeister Deimling und den vierhundert Bürgern von Pforzheim,

durch deren Heldentod in der Schlacht bei Wimpffen (6. Mai 1622) Markgraf Georg Friedrich von Baden der Gefangennehmung durch Tilly entgangen sein soll. Wir entnehmen folgende Angaben darüber einem interessanten Aufsatze in der „Gartenlaube“ von 1873 Nr. 13:

„166 Jahre nach der Schlacht erschien eine Schrift von Ernst Ludwig Deimling, welche obige Erzählung enthält, mit der Bemerkung, sie sei bis dahin nur Familienerzählung gewesen; er habe sie von seinem Vater, dieser wiederum von dem seinigen und dieser — also E. L. Deimlings Großvater — von seiner Großmutter erhalten, die der Schlacht angewohnt habe und die Tochter des Stadtpfarrers von Markgröningen Namens Faber gewesen sei. Die Erzählung machte Glück und bald erschienen die 400 Pforzheimer auf der Bühne. Von jetzt an wurde ihre That verherrlicht und durch Zuthaten bereichert, so in der Pforzheimer Chronik von Gehres, der, ohne eine Quelle zu nennen, alles in der Schlacht die Flucht ergreifen läßt, nur die Pforzheimer nicht. — Ernst Münch in seiner Erinnerung an die Schlacht schreibt:

„400 Bürger aus Pforzheim, welche die Leibwache des Markgrafen bildeten, umschlossen die gefährdete Person des geliebten Fürsten eng und fest wie eine Mauer, bis er sich in Sicherheit befand; darauf starben sie alle, Tillys Gnade verschmähend den ehrenvollsten Tod, welchen Helden gestorben sind.“

An dieser letzten Erzählung sieht man deutlich, wie das Unkraut rasch wächst. Der überschwengliche Verfasser vergißt, wie der Markgraf aus der ihn eng umschließenden Mauer hätte herauskommen sollen, denn wäre er darin geblieben, so hätte er mit den andern erschlagen werden müssen. Später verfaßte der früher viel gelesene A. v. Tromlitz eine „geschichtliche“ Erzählung „Die Vierhundert von Pforzheim“. Bei Gelegenheit der zweihundertsten Wiederkehr des Jahrestages der Schlacht fing man zuerst an in den Archiven dem wirklichen Thatbestand nachzuspüren. Der älteste gleichzeitige Bericht über die Schlacht ist das Schreiben des Sekretärs Abel, datiert Durlach den 8. Mai 1622 an den nürnbergischen Stadtoberst von Leubelfingen, „wie es in der Wimpfener Schlacht hergegangen“. Über die Pforzheimer steht darin kein Wort. Sodann existiert ein Bericht des Markgrafen selbst vom 13. Mai; auch er erwähnt der Heldenthat der 400 Pforzheimer nicht, was kaum denkbar ist, wenn sie wirklich geschehen wäre. Weitere Untersuchungen haben ergeben, 1) daß Berthold Deimling 1622 gar nicht Bürgermeister in Pforzheim war, 2) daß die 400 Pforzheimer weder die Garde, noch das „weiße Regiment“ bildeten, von dem ein ungenannter Augenzeuge der Schlacht erzählt, es hätte sich gewehrt „bis auf den letzten Mann“, wovon jedoch die beiden andern oben angeführten Berichte nichts erwähnen, 3) daß der Kommandeur des „weißen Regiments“ ein Oberst von Helmstädt war und 4) daß die 400 Pforzheimer nicht alle in der Schlacht gestorben sind. Berthold Deimling ist auch nicht auf dem Schlachtfelde geblieben, da laut den Taufbüchern der Stadt ihm am 19. November 1622, 24. November 1627, 1. April 1629, 26. August 1631 und 20. Februar 1635 Kinder geboren worden sind, während er selbst 1635 an der Pest verstorben ist. Ferner zeigen die Geburtslisten der Stadt keinen Rückgang der Geburten in den nächstfolgenden Jahren, was bei einer so kleinen Stadt nach einem Verlust von 400 waffenfähigen Bürgern höchst unwahrscheinlich wäre.“

Zu vergleichen wären noch: David Coste in v. Sybels historischer Zeitschrift, Band 32, S. 23—48 und Dr. Mor.

Gmelin: Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen in Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Karlsruhe 1880.

Über die zum Teil unerhörten Vorwürfe, welche gegen den Grafen Adam zu Schwarzenberg (1584—1641) gemacht worden, der unter Georg Wilhelm und dem großen Kurfürsten eine hervorragende Stellung im Staatsdienste eingenommen, existiert ein aus archivalischen Quellen geschöpftes Werk von Cosmar (Konsistorial-Rat und Prediger an der Hof-Gerichts-Kirche in Berlin), Beiträge zur Untersuchung der gegen den kurbrandenburgischen Geheimen Rat Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828. Danach stammen diese Vorwürfe hauptsächlich erst aus späterer Zeit, nämlich aus dem Handbuch der Brandenburgischen Geschichte von Gallus; erste Ausgabe 1797, zweite 1801; sie sind mitunter ganz unvernünftig, z. B. der gegen die Politik Schwarzenbergs, welcher für das schwache Brandenburg ein Festhalten an Kaiser und Reich verlangte, — zum Teil erlogen, z. B., daß er vom Kaiser Gehalt bezogen und daß er den Kurprinzen Friedrich Wilhelm habe ermorden lassen wollen, um selbst Kurfürst zu werden. Dieser letztere Einfall ist besonders albern; der große Kurfürst soll 1665 oder 1666 seinem Leibarzte Gahrling von der Mühlen vertraulich mitgeteilt haben, daß Schwarzenberg ihm, der als Kurprinz der einzige Erbe gewesen, verräterisch nach dem Leben getrachtet, weil er nach der Kurwürde gestanden. Veröffentlicht wurde diese Mitteilung 1769 durch Dr. Oelbrichs zu Greifswald in „Nachrichten von dem Leben und Schriften des berühmten Dr. Gustav Casimir Gahrling von der Mühlen". Sie ist aber sehr schlecht erfunden, indem, selbst wenn Schwarzenberg auf den verrückten Gedanken gekommen wäre, nach dem Kurhute zu streben, er außer dem Kurprinzen noch sieben andere Erben, allerdings nicht Söhne Georg Wilhelms, hätte mit umbringen müssen, ehe der Tron erledigt gewesen wäre.

Andere weniger schlimme Anschuldigungen übergehen wir; sie erklären sich meistenteils alle daraus, das man das gespannte Verhältnis zwischen Preußen und Österreich seit dem Regierungsantritt Friedrichs II. (1740) auf die frühere Zeit ganz unberechtigter Weise übertrug (Cosmar, a. a. O. S. 240 ff. und Beilage 5). Auch daß der große Kurfürst den Grafen habe heimlich enthaupten lassen, ist eine Fabel (a. a. O. Beilage 11). — Vergl. Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven 54. u. 55. Band von Dr. Otto Meinardus; Leipzig 1893.

Dem General Tilly ist bei der Einnahme Magdeburgs (Mai 1631) ein sehr boshafter Ausspruch in den Mund gelegt und durch Schiller sehr populär geworden. Als ihn einige Offiziere aufforderten, der Plünderung und Zerstörung Einhalt zu thun, soll er geantwortet haben: „Kommt in einer Stunde wieder, ich will mich eines weiteren besinnen. Der Soldat muß etwas haben für seine Arbeiten und Gefahren.“ Es lag garnicht in Tillys Interesse, die Stadt zu zerstören; er hat Tränen vergossen, als er durch die mit Leichen bedeckten Straßen ritt, Brot an die hungernden Menschen austeilen lassen und die gefangenen Soldaten ausgescholten, daß sie die Stadt so schlecht verteidigt hätten. Die Entstehung der Anekdote findet man in der interessanten Schrift: „Heising, Magdeburg nicht durch Tilly zerstört“. Berlin 1854. Danach ist Schillers (eines Dichters) Geschichte des dreißigjährigen Krieges zur Belehrung überhaupt nicht geeignet, um so weniger, als Schiller das Werk zuerst in dem „historischen Kalender für Damen“ veröffentlichte, welchen Göschen herausgab, speziell 1791, 92 u. 93. Schiller selbst hat sich über seine Geschichtschreibung sehr offen in einem Briefe vom 10. Dezember 1788 an Karoline von Wolzogen wie folgt, ausgesprochen:

„Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden; ich werde stets eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher

sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden." (Vergl. Schiller und Lotte, I. S. 167 der Ausgabe von Fielitz, ältere Ausgabe.)

Gindely bemerkt in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Teil 3 S. 199:

„Nicht Tilly und seine Truppen haben Magdeburg angezündet, sondern die Magdeburger selbst. Welchen Anteil Falkenberg (der Vertreter Gustav Adolfs) an dieser tragischen Katastrophe hatte, ob er den Befehl gab, das Rathaus in Brand zu stecken, ist durch authentische Zeugnisse nicht zu erweisen, allein zahlreiche Angaben machen es wahrscheinlich, daß er diese Katastrophe vorbereitet habe, und dem Feinde nur einen Trümmerhaufen überlassen wollte."

Gustav Adolf freilich war Politiker genug, sich so zu stellen, als glaube er, Tilly hätte die Brandstiftung angeordnet, ohne daß er dies jedoch jemals ausdrücklich zu behaupten wagte; (zu vergleichen Willich, „Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly; Berlin 1874").

Daß Wallenstein (ermordet 25. Febr. 1634) jemals am Kaiser habe Verrat üben wollen, hat zuerst etwa 1850 der Historiker Gfrörer bestritten; auch Leopold von Ranke sprach sich in seinem 1869 erschienenen Werke über Wallenstein betreffs dieser Frage mit großer Zurückhaltung aus. — 1879 veröffentlichte dann Hallwich ein Buch: Wallensteins Ende, ungedruckte Briefe und Akten; 2 Bände; Leipzig, welches 1350 Briefe aus der Zeit vom 1. Januar 1633 — 25. Februar 1634 enthält; nach ihm wäre an einen Verrat nicht zu denken. Wallensteins Plan wäre vielmehr gewesen, daß der Kaiser mit den protestantischen Kurfürsten Frieden machen und sich dann mit diesen zusammen zunächst gegen Schweden, dann aber gegen Frankreich wende. „Das aber hätte die Wiener Kamarilla, besonders der Beichtvater Larmormain nicht gewollt und deshalb fiel Wallenstein, nicht weil er Verrat geplant." Gindely in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Leipzig 1882, hält Wallenstein für einen Verräter. Nach seiner Darstellung wird aber der „Verrat" dem geistig versimpelten, ganz von seinem Beichtvater abhängigen Kaiser gegenüber in ein milderes Licht gerückt. „Jedenfalls faßte er die Kriegspolitik meist großartiger auf als der Kaiser und

die Wiener Jesuiten" (Gaedecke, hist. Tasch. 1889. S. 26). — Die Erzählung von der berühmten, auch von Schiller benutzten Klausel im Revers der Offiziere zu Pilsen vom 12. Januar 1634, daß sie Wallenstein treu bleiben würden „so lange er dem Kaiser die Treue bewahren würde", die dann in dem wirklich unterzeichneten, untergeschobenen Revers weggelassen sein soll (vergl. einen Aufsatz von Hallwich in der Zeitschrift „Daheim" von 1882 Nr. 31 und 32, wo der Revers selbst nachgebildet ist) ist unhistorisch. Im Gegenteil findet sich in einem zweiten „Schluß" vom 20. Februar, daß die Obersten es im Verein mit Wallenstein von der schuldigen Treue gegen den Kaiser nicht fehlen lassen wollen (Gindely III S. 29). In einem in Berlin 1881 bei Th. Hofmann erschienenen Buche von Edmund Schebek: die „Lösung der Wallensteinfrage", wird die Ansicht ausgesprochen, daß der 1618 in Prag aus dem Fenster geworfene Slavata der Urheber der landläufigen Verleumdungen über Wallenstein gewesen sei. Der Anfang der Größe Wallensteins, besonders seines Reichtums ist mit Handlungen verknüpft, die nicht gerade in sympathischer Weise berühren.

„Am 18. Jan. 1622 wurden in einem Vertrage die Münzstätten von Böhmen, Mähren und Niederösterreich an ein Konsortium überlassen, darunter Wallenstein, de Witte und ein Jude Bassevi. Es war ihnen gestattet worden, aus der Wiener feinen Mark Silbers 79 Gulden zu prägen, also das dreifache des wahren Wertes; sie prägten aber 110 Gulden aus der Mark und Wallenstein erhielt den Löwenanteil davon." (Gaedecke: „Die Ergebnisse der neueren Wallensteinforschung" im historischen Taschenbuche 1889, S. 16.)

Er war also ein Münzfälscher, schlimmer als der Jude Ephraim, aber auch er wuchs wohl mit seinen größeren Zwecken. Seine nationale Gesinnung geht u. a. hervor aus der Antwort, die er den Gesandten der Hansastädte gab, welche ihm vorschlugen, er möchte die Belagerung von Stralsund gegen Zahlung seitens der Stadt von 80 000 Talern aufheben,

„es wäre ihm nicht ums Geld zu thun, er müsse die Stadt haben; wenn sie in ihrer „Bestialität" verharre, müsse er sie mit Gewalt zwingen. Er hätte es dem Arnim übergeben. Das wäre ein guter Mann, auch ein Deutscher, kein Wälscher, auch ein Märker, kein Katholischer, sondern lutheranisch;

mit dem müßten sie unterhandeln.“ (Droysen; Gustav Adolf, Leipzig 1869, I. S. 330.)

Die Bemerkung dagegen Stralsund, (von dem er später, 24. Juli 1628, abziehen mußte): „müsse herunter und wenn es mit Ketten an den Himmel gebunden wäre“ ist nach Ranke, Geschichte Wallensteins 1869, S. 124 nicht genügend beglaubigt (doch hat Irmer (H. G. von Arnim, als kaiserlicher Heerführer in Pommern; „Forschungen“ XIX 273) nachgewiesen, daß diese Ausdrücke sich in gleichzeitigen Flugschriften finden); ebenso wenig sicher sind die drei zugespitzten Antworten der stralsundischen Gesandten auf seine Forderungen 1) die Stadt zu übergeben: „dat do wi nich“, 2) eine Kontribution zu zahlen: „dat hewwe wi nich“ und 3) als ihm darauf einige unwillige Ausdrücke entfahren: „dat sind wi nich“.

Aus Irmer, die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser von 1631—1634, Teil I, Leipzig 1888 (Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven, Band 35) erwähnen wir noch, daß die zeitgenössischen Geschichtsschreiber aller Parteien an Wallensteins Schuld geglaubt haben.

(Einleitung S. XV.) „Dazu kommt, daß einer der Unterhändler Wallensteins, Jaroslav Sezyma Rašin von Riesenburg über die geheimen Verhandlungen, welche er in dessen Auftrage mit Schweden, Kursachsen und den böhmischen Emigranten in den Jahren 1631, 1633 und 1634 geführt hatte, die überraschendsten Enthüllungen veröffentlicht hat. Wollte man seinen Angaben vollkommen Glauben beimessen, so würde man in Wallenstein einen der schwärzesten Verräter zu sehen haben, den die Geschichte kennt, einen Mann, der in allerfrivolster Weise mit Treue und Glauben umgegangen ist und das Vertrauen seines Herrn in gröbster Weise gemißbraucht hat.

Aber die Glaubwürdigkeit Sezyma Rašins konnte schon aus dem Grunde nicht unbestritten bleiben, weil es feststand, daß der Verfasser seine Schrift im Auftrage des Kaisers abgefaßt und durch die Preisgebung seiner Geheimnisse sich seine böhmischen Güter wieder erkauft hat. Dazu kommt, daß dieser Kronzeuge in der Beurteilung seiner Vertrauensstellung zu Wallenstein, weil wir dieselbe nur aus seiner eigenen Erzählung bisher gekannt haben, wesentlich überschätzt worden ist .... Trotzdem ist der „gründliche Bericht“ bis zu unserem Jahrhundert im wesentlichen die Grundlage aller späteren Biographien Wallensteins geblieben.“

Weiter wird erwähnt, wie Schiller, obgleich er den Wallenstein in seiner „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ noch ganz im Sinne des Rašinschen Berichtes darstellt, in seiner Wallenstein-Trilogie „ein anderes Bild“ des gewaltigen

Friedländers gab, das, wenn auch wesentlich idealisiert, doch eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit demjenigen bietet, welches später Förster und in neuester Zeit Hallwich gezeichnet haben . . . . ., „daß er rebellierte, weil er fiel und nicht, daß er fiel, weil er rebellierte“ — (Fr. Foerster, Albrecht von Wallenstein, ungedruckte Briefe, 3 Bände, 1828 und 1829; ders. Wallenstein, eine Biographie 1834; ders. Wallensteins Prozeß 1844). — Eine Übersicht der Wallenstein-Litteratur hat Georg Schmitt 1879 in Graz gegeben, 809 Nummern mit zwei Ergänzungen von 400 und 352 Nummern.

Es mag bei dieser Gelegenheit auf das Lächerliche, der noch in Deutschland grassierenden Schwärmerei für Gustav Adolf hingewiesen werden, die so weit geht, daß sich sogar ein zur Unterstützung vereinzelter und armer evangelischer Gemeinden (in der Diaspora) bestehender 1832 (durch Großmann [1783—1857]) errichteter Verein nach dem Könige benennt. Der schwedische König wäre darnach der „Retter Deutschlands“ und des Protestantismus gewesen und hauptsächlich deshalb herübergekommen um diesen zu schützen. Droysen in seinem Werke „Gustav Adolf“ (2. Band, Leipzig 1869 und 70) hat diese Ansichten auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Gustav Adolfs Motive waren durchaus politischer Natur, wie schon daraus hervorgeht, daß er 1624 in Unterhandlungen mit Richelieu, dem allmächtigen Minister des katholischen Frankreich, trat, welcher selbst auch, obwohl Kardinal der römischen Kirche, hierbei sowie in seiner Bekämpfung der Protestanten in Frankreich ausschließlich von politischen und nicht von religiösen Motiven geleitet wurde. Was Gustav Adolf wollte, war die ausschließliche Beherrschung der Ostsee als schwedisches Binnenmeer und später auch die deutsche Kaiserkrone. Daß sich der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, der ihn durchschaute, ihm nicht gleich mit Enthusiasmus anschloß, ist daher sehr natürlich und der Tadel, der deshalb häufig gegen Georg Wilhelm

ausgesprochen, einfach lächerlich. Am 26. Juni 1630 landete der König auf der Insel Usedom (nicht auf Rügen); in einem bald darauf erlassenen Manifest führte er sieben verschiedene Beschwerden gegen den Kaiser auf; — religiöse Fragen werden darin gar nicht berührt.

„Den religiösen Gesichtspunkt hob er erst dann hervor, in seinen Reden und Proklamationen nannte er sich erst dann Befreier der Deutschen von der Übermacht des Kaisers, Beschützer der protestantischen Religion u. s. w. als er die ungeheure Wirkung gewahrte, welche eine solche mit Glück durchgeführte Rolle hervorbringen konnte".

Nirgends hat man den König bei seiner Ankunft als Befreier empfangen und gefeiert.

Überhaupt ganze Völker können eigentlich gar nicht befreit werden und jedes befreite Volk ist schon dadurch allein ein am Wege stehendes. Die Ausnahmen, die man hiergegen anführen könnte, beruhen auf wunderlichen Zufallsspielen. — Der römische Feldherr Flamininus proklamierte 196 vor u. Z. bei den isthmischen Spielen die „Freiheit Griechenlands", worauf ein Jubelrufen entstand, so brausend, daß die Vögel tot aus den Lüften herabfielen.

Ah! that a conqueror's word should be so dear!
Ah! that a boon should shed such rapturons joys! —
A gift of that which is not to be given
By all the blended powers of earth and heaven.

Wordsworth; Sonette.

Was für eine Freiheit das war, ist ja zur Genüge bekannt, ebenso daß Nero später den Scherz wiederholte.

Über den Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen (6. November 1632) hat Schiller einen Roman zusammengemunkelt, um ihn schließlich selbst zu verwerfen, nämlich den, daß der König durch eine Kugel des Prinzen Franz Albert von Lauenburg gefallen sei, der, durch seine Mutter mit dem wasaischen Königshause verwandt, in Schweden seiner Zeit freundliche Aufnahme gefunden hatte. Als Jüngling soll ihm der König einmal eine Ohrfeige gegeben haben, jedoch diese Ungehörigkeit sofort bereut und soviel er konnte, wieder gut gemacht haben. Diese Ohrfeige

wäre aber doch der Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft des Herzogs geworden. Derselbe trat in der That später in kaiserliche Dienste und in engste Verbindung mit Wallenstein, erschien aber in Nürnberg bei Gustav Adolf und trat in dessen Dienste.

„Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt, und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen um den Leib trägt (!). Er ist der Erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen und bei der Ermordung Wallensteins als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er aufs neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden."

Seine Quellen für diese Erzählung, welche übrigens ohne die sehr novellenhafte, auf einem bloßen „man sagt" beruhende Ohrfeige am Anfange unverständlich ist, giebt Schiller nicht an, gesteht jedoch, daß sich Gustav Adolf stets wie der gemeinste Soldat der Gefahr bloßstellte und verwirft den geäußerten Verdacht schließlich, „um die Würde der menschlichen Natur nicht zu entehren". Dieser letzte Grund ist etwas sentimental. Das Übertreten aus dem Dienste des einen Kriegführenden in den des andern war übrigens im dreißigjährigen Kriege nichts ungewöhnliches. Faktisch wissen wir über des Königs Ende gar nichts gewisses, — „weder die Zahl seiner Wunden, noch die Zeit, den Moment der Schlacht, da er fiel, noch die näheren Umstände seines Falls". Der ganze Tag war sehr trübe und neblig; daher es denn noch eine andere Lesart giebt, einer seiner Dienstknechte habe den König ermordet, um ihm seine Brille zu stehlen (?). Die Märchen über den Tod des Königs stammen aus einem vielleicht überhaupt apokryphischen Bericht von Hastendorf anno 1633 den 16. Juni:

„Derselbe, zum Teil sogar in holprigen Versen abgefaßt, ist eine grausame Lügengeschichte, die der gute Herr vielleicht so lange und so oft erzählt hatte, bis er sie selber glaubte. Der Verfasser will 50 Schritt von Gustav Adolf am Boden gelegen und gesehen haben, wie der König erschossen worden ‚von einem Verräter, das sag ich Dir' . ."

Das Wahrscheinlichste ist, daß das ganze Gefolge schließlich den König im Stich ließ und im Stich lassen mußte. — Über die rührende Erzählung vom „Pagen Leubelfing“ — welcher gewissermaßen das gute Prinzip vertritt, wie Lauenburg das böse — benutzen wir einen Aufsatz von H. Schmolke (in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 13. Januar 1884). Der sogenannte „Leubelfingsche Bericht“ — es giebt deren eigentlich zwei — wurde zuerst mitgeteilt durch G. v. Murr in dem „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur“, Band IV S. 65, Nürnberg 1777 und in den „Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ ebenda 1790. . . . . . Der Originaltitel lautet: „Extractus ex Originali. Aus unterschiedlichen Schreiben, als aus Naumburg von dem 11. u. 28. Nov. 1632, Erfurth vom 17. und 18. ejusd., wie auch aus meines lieben Sohns Augusti von Leubelfing Bericht und Aussag vor seinem seel. Hintritt“. — Nach dem „Bericht und Aussag“ erzählt der Vater, August von Leubelfing hätte zu den Begleitern des Königs in dem Treffen gehört.

„Unangesehen“, sagt uns sein Vater, „in Deroselben Dienst ist er nicht geweſt“. Also ist beiläufig bemerkt, schon die Bezeichnung „Page Leubelfing“ nicht gerechtfertigt. Er wurde in der Schlacht mit „2 Schuß und 3 Stich“ schwer verwundet und starb 9 Tage später in Naumburg.“

Davon daß der junge Leubelfing der letzte beim Tode des Königs zugegen gewesen sei, steht kein Wort in diesem Bericht; vielmehr weiß dies erst der Vater.

„Als er (der König) nun gefallen, erzählt Vater Leubelfing, sei sein Sohn „zugerennt, von seinem Pferde abgestiegen, solches dem König praesentirt, mit Vermelden, ob Jhro Maj. auf seinen Klepper wollen sitzen, es sei besser, er sterbe, als Jhro Maj. Da haben Sie Jhme beede Hände dargebotten, meinem Sohn aber unmöglich gewest, Jhro Maj. allein zu erheben, gestalt dann dieselbe Jhnen selbst nicht mehr helfen können, unterdessen nun des Feindes Kürassier solches sehend, sind sie darauf zugeritten und wissen wollen, wer dieser sey, aber weder der König noch mein Sohn es sagen wollen, hat Jhrer Maj. einer das Pistol angesetzt und denselbe durch den Kopf geschossen“. Darauf erst, also mit dem Schuß durch den Kopf, sagt er: „Jch bin der König in Schweden selbst gewest“ und stirbt damit.“

Läßt man aus dieser Erzählung den jungen Leubelfing weg, so bleibt derjenige Hergang wie er bald nach dem Tode

des Königs im Lager allgemein, aber ohne jede zuverlässige Quelle, geglaubt wurde und Vater Leubelfing hat wohl nur, um seinem so früh dahingegangenen Sohne eine Verherrlichung zu bereiten, das Geschick desselben absichtlich mit dem des gefallenen Heldenkönigs verflochten. Die Pointe bei ihm bleibt, daß sein Sohn „als der letzte unter allen sich bei Ihro Maj. befunden, daß er Deroselben bis an ihr letztes Ende beigewohnt". Um so mehr müssen wir dies annehmen, als der Name oder die Person Augusts von Leubelfing in keinem der älteren, unmittelbar nach der Schlacht geschriebenen Bericht auch nur erwähnt wird. Etwas abweichende Einzelheiten findet man im *Swedish Intelligencer* (3. Teil 1633); dieser kennt zwei Personen, die sich in der Überlieferung darum streiten, allein bei den letzten Augenblicken Gustav Adolfs zugegen gewesen zu sein und will zwischen beiden nicht entscheiden. Der eine ist eine Kammerjunker Truchseß, der andere unser Junker Leubelfing. Quelle hierfür ist ein Brief eines gewissen Nicephorus Kesel, Predigers bei Herzog Bernhard von Weimar:

„Der „junge Edelmann" (Loebelfinger), erzählt der Prediger, habe in der Schlacht drei Wunden erhalten und für tot unter den Toten gelegen, sei aber nachher gefunden und noch lebend weggebracht worden; doch sei er seinen Wunden erlegen, „sobald als er nur weggeschafft war, so daß er weder Zeit noch Kraft hatte, mehr zu erzählen", als folgendes:

Einige feindliche Reiter, welche abgestiegen waren, um die Leichen zu plündern, hätten den (daliegenden) König gefragt, wer er wäre, worauf dieser geantwortet: „Ich bin der König von Schweden, der die Religion und die Freiheit der deutschen Nation mit seinem Blute besiegelt." Hierauf habe er noch hinzugefügt: „Ach meine arme Königin", und dann seine Seele Gott befohlen. Nun schießt ihn einer von den Kaiserlichen in den rechten Schlaf, so daß die Kugel am linken herausfährt, ein anderer stößt ihm das Schwert in den Leib und in die rechte Seite, und derselbe oder ein dritter giebt ihm noch einen Stich ins Bein, worauf sie ihn nackend mit fünf Wunden liegen lassen, da die Schweden eben von neuem chargieren."

Vergleicht man die beiden Berichte, so sieht man leicht was für „poetische Licenzen" Vater Leubelfing sich erlaubt hat; aber auch der Keselsche Bericht ist verdächtig. Für tot liegt der junge Edelmann am Boden und doch hört er ausführliche Reden Gustavs. Er hat vor seinem rasch eintretenden

Tode nicht mehr Zeit und Kraft, viel zu erzählen, und doch liefert er einen recht ausführlichen, in sich zusammenhängenden Bericht. Kurz die ganze rührende Geschichte vom „Pagen Leubelfing" ist nicht zu halten. Er mag an der Schlacht Teil genommen haben, auch gefallen sein, begraben ist er in der St. Wenzels-Kirche in Naumburg, wo der Leichenstein noch zu sehen ist — das übrige samt dem „letzten Wort" Gustav Adolfs ist erfunden. — Wir sind über den „Pagen Leubelfing" weitläufiger gewesen, als die Sache anscheinend verdient, weil sie ein Licht wirft auf die Zuverlässigkeit derjenigen Familienüberlieferungen, auf denen die römische Geschichte zum großen Teil beruht (s. S. 127). Konrad Ferd. Meyer in seiner Novelle „Page Leubelfing" hat zum Überfluß aus dem Pagen ein verkleidetes Mädchen gemacht, das dem König aus Liebe folgt (!), eine Nachahmung von Byrons Lara.

Wenden wir uns von der unerquicklichen politischen Geschichte dieser Zeit zur Litteratur, so treffen wir auf vier ungefähr damals entstandene, noch heute bekannte Lieder, mit deren Ursprung verschiedene Sagen verknüpft worden sind, und zwar sind unter den Liedern ein weltliches und drei kirchliche. Jenes ist Simon Dachs (1605—1659) „Ännchen von Tharau". Es war zuerst, abweichend von Dach's andern Poesien in samländischer Mundart gedichtet; Herder aber übertrug es ins Hochdeutsche in seinen „Stimmen der Völker in Liedern", wodurch es allgemein bekannt wurde. Ins Englische ist es später durch den Amerikaner Longfellow übersetzt worden. Man hat nun bis in die neueste Zeit erzählt, der Dichter habe es an die liebliche Tochter des Pfarrers Andreas Neander zu Tharau in Ostpreußen gerichtet, der er in herzlicher Liebe zugethan gewesen sei, die ihn aber verschmäht habe. Diese Annahme einer unglücklichen Liebe hat nicht nur in einem Gedicht von Gabriel Seidl Ausdruck gefunden,

sondern die Sage davon ist selbst auf die Bühne gebracht worden durch ein Drama von Wilhelm Häring (Willibald Alexis) und eine von Heinrich Hofmann zu einem Text von Roderich Fels komponierte Oper, zum ersten Male aufgeführt im Krollschen Theater zu Berlin 2. Juli 1886. Außer den Namen ist in der Oper eigentlich alles unhistorisch. Seidls Dichtung schließt mit der Strophe:

„Doch Simon Dach verbleibet ihr treu bis in den Tod;
In Liedern nur ergießt er des Herzens herbe Not;
Und daß noch jetzt des Ännchens von Tharau wird gedacht
Hat nicht das Gold des Reichen, hat Simons Lied gemacht.“

Es ist dem Dichter aber gar nicht eingefallen „ihr treu bis in den Tod“ zu bleiben, sondern nachdem er das Lied nachweislich 1637 gedichtet, hat er sich 29. Juli 1641 mit Regina Pohl, der Tochter des Hofgerichtsadvokaten Christoph Pohl verheiratet und mit ihr nach allen Berichten seiner Zeitgenossen in äußerst glücklicher Ehe gelebt. Auch ist das Lied nichts weiter als ein Gelegenheitsgedicht, das Dach zu der 1637 stattgefundenen Vermählung des Pfarrers Johann Portatius zu Trempen mit der Tharauer Pfarrerstochter Anna Neander angefertigt hat. „Wäre Dach der verschmähte Liebhaber der Braut gewesen, wie hätte sein Hochzeitslied, das er dem Bräutigam in den Mund legt, einen so gemütvollen Jubelton anschlagen können?“ Ännchen hat übrigens keine glänzende Laufbahn gehabt, ist dreimal Witwe geworden und zuletzt, da sie gänzlich unvermögend gewesen, von ihrem Sohne erster Ehe und nach dessen Tode von dessen Witwe unterhalten worden und 1689 in Insterburg, 74 Jahre alt, selig verstorben.

Die drei Kirchenlieder sind „Nun danket alle Gott“, „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, und „Befiehl Du Deine Wege“. Der Dichter des ersten ist Martin Rinckart (geb. 23. April 1586, † 8. Dec. 1649); er hat den Gedankengang aus Jesus Sirach 50, 24—26 entnommen; komponiert ist es von dem Berliner Johann Krüger. Die verschönernde Sage erzählt aber, Rinckart habe

es als er die Nachricht vom Abschlusse des westfälischen Friedens (1648) empfangen, gedichtet, komponiert und von der Kanzel gesungen — alles sozusagen in einem Athem; es ist jedoch aus seinen Manuskripten nachweisbar, daß das Lied älteren Datums und schon fünf Jahre vor 1648 entstanden, „als man infolge der eingeleiteten Friedensverhandlungen mit Schweden und Frankreich anfing, an den Frieden zu glauben". (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung vom 21. April 1886.) Über das zweite meldet Albert Richter in der Beilage zur „Leipziger Zeitung" vom 23. Juli 1882 wie folgt:

„Durch Friedrich Kinds Dichtung: „Georg Neumark und die Gambe" hat eine Sage große Verbreitung erlangt, welche zuerst wohl von Amarantes (J. Herdegen), dem Geschichtschreiber der „Pegnitzschäfer", schriftlich aufgezeichnet ist. Er berichtet in seiner „Historischen Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnberg, 1744" (S. 384), angeblich auf Grund einer ihm gewordenen mündlichen Mitteilung eines „noch lebenden berühmten Gottesgelehrten": „In Hamburg lebte im Jahre 1653 Neumark dienstlos in großer Armut, sogar, daß er seine Viola di Gamba, welche er vortrefflich spielen konnte, versetzen mußte. Endlich ward er rekommandirt an den schwedischen Residenten, Hrn. v. Rosenkranz; der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräte in Schweden aufzusetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn zum Secretario mit 100 Thalern schwer Geld zur Gage. Als Neumark seine Viola di Gamba wieder eingelöset, machte er das Lied (Wer nur den lieben Gott läßt walten u. s. w.), und da er es komponieret spielte er es das erste Mal mit Vergießung vieler Thränen." — In populären Litteraturgeschichten, in Volksbüchern u. dgl. findet sich diese Sage oft als wirkliches Ereignis dargestellt, in der Kindschen Dichtung, sowie in einer wesentlich ausgeschmückten Prosadarstellung hat sie auch Aufnahme in Schullesebüchern gefunden. Eine poetische Bearbeitung der Sage, weitschweifiger als die von Kind, bot auch J. D. Vörckel in seinem „Ehrengedächtnis evangelischer Glaubenshelden und Sänger" (Leipzig 1830) und eine Jugendschrift von Gust. Nieritz, die denselben Stoff behandelt, hat vier Auflagen erlebt".

Ihre Unrichtigkeit geht aus Neumarks (1621—1681) eigenem Bericht hervor, wonach er das Lied auf einer Reise von Gotha nach Königsberg in Pr., während welcher er die größten Drangsale erlitt und ganz ausgeraubt wurde, 1640 in Kiel gedichtet hat. Dieser Bericht findet sich in einer längeren Anmerkung zu einer nicht lange vor seinem Tode gedichten Danksagung an drei Fürsten aus dem Hause Weimar, betitelt „Thränendes Haus-Kreutz 2c.", welches beim Hof-

buchdrucker Johann Andreas Müller zu Weimar gedruckt worden ist.

Die bekannte Erzählung, daß der Berliner Prediger Paul Gerhard, nachdem er sein Amt in Berlin 1667 aus Gewissensskrupeln aufgegeben und die Stadt verlassen hatte, um nach Sachsen zu gehen, in einem Gasthof, während seine Frau ununterbrochen jammerte, das oben als drittes erwähnte Lied: „Befiehl Du Deine Wege“ gedichtet habe, und nach Vollendung desselben es seiner Frau vorgelesen und darauf durch die Ankunft der an ihn abgeschickten Boten des Herzogs Christian von Sachsen der Sorge um seinen Lebensunterhalt enthoben worden sei, findet in dem Umstande ihre Widerlegung, daß das gedachte Lied bereits auf Seite 436 einer Sammlung, die 1659, folglich acht Jahr vor Gerhards angeblicher Abreise, gedruckt wurde, enthalten ist. Die Sammlung führt den Titel: „Geistliche Seelenmusik rc. zum Druck befördert von Henrico Müllern“; Rostock 1659 (Vergl. einen Aufsatz von Albert Richter in der Beilage der Leipziger Zeitung vom 30. Juli 1882). Vielleicht ist es ein anderes Lied gewesen, was aber lange nicht so gut in die Situation passen würde. Ein diese Anekdote verherrlichendes Gedicht von Schmidt von Lübeck (Zu Brandenburg einst waltet rc.) wird oft in Schulen gelernt, wegen des „Fingers Gottes“. Auch wird noch im Städtchen Lübbenau die Laube gezeigt, in welcher Gerhard das Lied gedichtet haben soll*).

---

*) Diese Neigung, für beliebt gewordene Texte und Melodieen eine romantische Entstehungsgeschichte zu erfinden, scheint übrigens unausrottbar zu sein. Im Oktober 1884 fabelte die Zeitung „Echo des Siebengebirges“, daß Uhland als „Student zu Bonn am Rheine“ die Tochter des Wirts in dem Burghofe auf dem Drachenfels geliebt habe. Die Eltern derselben hätten die Neigung als eine Torheit behandelt, das Mädchen, Maria Riegel, wäre 25 Jahre alt am 22. Mai 1825 verstorben, Uhland habe ihr eine rührende Grabschrift setzen lassen; das allbekannte Lied aber „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein“ sei seine Klage gewesen über das entschwundene Glück. Nun war aber Uhland 26. April 1787 zu Tübingen geboren, hat auch daselbst und nicht zu Bonn studiert und das Lied 1809 gedichtet als Maria Riegel 9 Jahre alt war! — In Memel erzählt man, Kotzebue habe auf seiner Reise von Berlin nach Petersburg, als der Postweg noch über die kurische

Im Jahre 1886 machte auf der Ausstellung in Berlin ein Bild von Fritz Neuhaus (Düsseldorf) Aufsehen, welches den großen Kurfürsten als jungen Prinzen darstellt, einem Gelage entfliehend, dessen Temperatur ihm etwas zu heiß geworden zu sein scheint. Dasselbe befindet sich jetzt im herzoglichen Schlosse in Braunschweig. Im Katalog (1886) stand dazu folgender Kommentar:

„Der Kurprinz geriet bei seinem Aufenthalt im Haag auf Anstiften ihm feindlich Gesinnter in die Gesellschaft der sogenannten Media nocte, trotzdem man ihn davor gewarnt hatte. Als er jedoch merkte, daß es auf Verführung abgesehn war, so sprang er entrüstet von der Tafel auf und entfernte sich mit den Worten: „„Ich bin es meiner Ehre, meinem Lande und meinen Eltern schuldig, diese Gesellschaft zu verlassen““. Er flüchtete aus dem Haag zu seinem Vetter, dem Prinzen von Oranien, welcher vor Breda lagerte. Dieser empfing ihn mit den Worten: „„Vetter, Ihr habt eine größere Heldenthat vollbracht, als wenn ich Breda erobert hätte; denn wer in seiner Jugend sich selbst überwindet, wird dereinst Großes leisten.““

Dieser Kommentar ist unhistorisch. Als der Kurprinz mit seinem Hofmeister Leuchtmar in Cleve war, hielt dieser es nicht für richtig mit ihm nach dem Haag zu gehn, weil da ein gar zu üppiges Leben wäre. 1636 ist dieser Hofmeister in einer politischen Angelegenheit im Haag gewesen; ob er da den Kurprinzen mitgenommen hat, weiß man nicht; dagegen ist der Kurprinz bei der Belagerung von Breda zugegen gewesen. Friedrich der Große hat die Anekdote in seinen Werken nicht. Sie findet sich aber in dem Werke von C. D. Küster (Konsistorialrat zu Magdeburg): das ruhmwürdige Jugendleben des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg; Berlin 1791 Seite 39 und 40; später bei G. W. von Raumer; Jugendjahre des großen Kurfürsten.

Ähnlich, wie mit dem oben erwähnten Gedicht Schmidts von Lübeck, verhält es sich mit einem andern von Julius Minding, nach welchem 18. (28.) Juni 1675 in der Schlacht

---

Nehrung ging, durch Eisgang am Übersetzen gehindert, in dem Memel gegenüber auf der Nehrung gelegenen Sandkruge das Lied gedichtet: „Es kann ja nicht immer so bleiben“; es läßt sich aber nichts darüber nachweisen; in Kotzebues „Selbstbiographie“, Wien 1811 wird ein Aufenthalt in Memel erwähnt, aber nichts von dem Liede. Es ist, nach Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder, Leipzig 1869, S. 46, zuerst gedruckt im Februarheft des „Freimütigen“, 1803.

bei Fehrbellin der Stallmeister Froben dem großen Kurfürsten sein Pferd aufdrängt, da er vernommen, die Schweden wüßten, daß der Kurfürst einen Schimmel reite und würden auf dieses leicht sichtbare Ziel besonders schießen. Der Kurfürst willigt ein, und Froben fällt, von feindlichen Kugeln durchbohrt. Pöllnitz bringt diese Geschichte und auch Friedrich der Große hat sie aufgenommen. (*Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg* 1746; jedoch fehlt die Erzählung in der späteren Ausgabe von 1762.) Die gleichzeitigen Geschichtsschreiber wissen aber gar nichts von dieser edelmütigen That; die Erzählung davon taucht erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf. (Menzel a. a. O. IV. S. 591.) Auf einer Medaille, wo man Froben vor dem Kurfürsten fallen sieht (Oelrichs Medaillen-cabinet 43, 44, 45, 46) ist die Umschrift: a domino hoc factum est et mirabile in oculis nostris (Psalm 118, 23; citiert von Erlöser, Ev. Matthäi 21, 42). Die That Emanuel Frobens war, daß er, ohne eigentlich im Kriegsdienst zu sein, seinem Herrn folgte und vor ihm herreitend von einer Kugel niedergestreckt wurde, die sonst den Fürsten selber getroffen hätte. (Ranke. Zwölf Bücher preußischer Geschichte, 1874, I., S. 321 und IV., 604.) Im Beiblatt zum Militär-Wochenblatt 1875, Heft 5/6 S. 69 f. der Beilagen erwähnt von Witzleben eine Notiz aus dem Kirchenbuche zu Seetzke im Havellande. Es heißt daselbst:

„„Friedrich Wilhelm ritt einen Schimmel in der Schlacht und da sein neuer Leibjäger Uhle bemerkte, daß man viele Kanonen nach dem Pferde richte, so bat er den Kurfürsten sich auf sein braunes zu setzen. Kaum hatte Uhle das weiße Pferd bestiegen, als eine Kugel es ihm unter dem Leibe wegriß. — Für seine Treue belohnte ihn der Kurfürst mit der damals sehr einträglichen Landjägerstelle zu Alt-Ruppin und dem Titel eines Landjägers. Er war eines Oberförsters Sohn aus dem Thüringischen.““

„Es scheint also die Sage von Frobens Opfertod eine Zusammenschweißung der beiden Wahrheiten, daß Froben bei Fehrbellin geblieben und daß Uhle mit dem Kurfürsten das Pferd getauscht und der Schimmel unter ihm erschossen wurde.“

Auch die anmutige Geschichte von dem Kinde, das der Kurfürst in einem ganz verlassenen Hause in einer Wiege

gefunden, das sich, von ihm mitgenommen, an seinem Harnisch festgeklammert hatte und nun gleich seinem Schutzgeiste durch die Schlacht getragen wurde, ist nur eine Erfindung. — In derselben Schlacht mußte der damals 43jährige Prinz Friedrich von Homburg (mit dem silbernen Bein, † 24. Januar 1708) nachdem der rechte Flügel der Schweden vernichtet und damit die Schlacht gewonnen und der Feind bereits auf dem Rückzuge war, auf Befehl des Kurfürsten mit seinen von den Märschen und dem vorangegangenen Kampfe ermatteten Reitern einen neuen Angriff auf den völlig unberührten linken schwedischen Flügel machen, wurde von der schwedischen Reiterei aber schmählich geworfen; diese unwesentliche Niederlage führt ein Zerwürfnis zwischen dem Kurfürsten und dem Prinzen herbei, infolgedessen der letztere wenige Tage nach der Schlacht das brandenburgische Heer verließ. Später entstand eine Sage, es habe nach der Schlacht ein Kriegsgericht über den Prinzen gehalten werden sollen, weil er eigenmächtiger Weise den Angriff unternommen; aber der Kurfürst, obwohl er zugegeben, daß der Prinz nach der Strenge der Kriegsgesetze das Leben verwirkt, habe den Antrag abgelehnt. Auch diese Geschichte findet sich in den Memoiren des Baron Pöllnitz, sowie in denen Friedrichs des Großen am oben angeführten Ort. Heinrich von Kleist in seinem Drama „Der Prinz von Homburg“ endlich hat den Prinzen wie Goethe den Grafen Egmont ganz verjüngt, zu einem phantastisch-träumerischen Liebhaber gemacht, nimmt den Konflikt mit dem Kurfürsten an und läßt den Prinzen sogar wirklich zum Tode verurteilt und erst im letzten Akt begnadigt werden (!). Der große Kurfürst hat den Prinzen ebensowenig begnadigt, als er bei Unterzeichnung von St Germain-en-Laye (29. Juni 1679) den Vers des Vergil, Aeneide 4, 625 citiert hat: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“. Wer hat dies übrigens zuerst behauptet? Die Vorliebe, mit der die Sage später grade diese Schlacht bei Fehrbellin aus-

geschmückt, beruht wohl darauf, daß sie nach den entsetzlichen letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges die erste war, in der deutsche Tapferkeit und Kriegskunst wieder zu Ehren kam und daß von ihr die deutsche und europäische Stellung des brandenburg-preußischen Staates herdatiert. Im „Theatrum Europaeum", 1682 und in „Hochverdienter Helden Lorbeer", 1685 steht nichts von jenen Sagen (H. v. Kleists sämtliche Werke herausgeg. von Zolling, Berlin und Stuttgart o. J., Teil III. S. 274). —

Am 29. Oktober 1685 unterzeichnete der große Kurfürst in Potsdam das Edikt, durch welches er den aus Frankreich durch die Aufhebung des Edikts von Nantes vertriebenen Protestanten seine Staaten öffnete. Hugo Vogels Bild: „Der große Kurfürst empfängt französische Réfugiés in Potsdam am 10. Nov. 1686", im Besitz der „Verbindung für historische Kunst"; zeigt jedoch einen Urwald, der nie existiert hat und ein Portal des Schlosses, wo dieses nie eins gehabt hat. Sello, Potsdam und Sanssouci, Breslau 1888 S. 37.

Betreffs des Feldherrn des großen Kurfürsten, den Feldmarschall Derfflinger, verweist Dr. Ernst Fischer in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Kurbrandenburgischen Feldmarschalls Georg Reichsfreiherrn von Derfflingen" (Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königstädtischen Gymnasiums Ostern 1884. Berlin bei Heyfelder) verschiedene landläufige Anekdoten in das Reich der Fabel. Dieselben sind namentlich durch Varnhagen von Ense in seinen „Biographischen Denkmälern" verbreitet worden (Teil I., 3. Auflage, Leipzig 1872, S. 244 ff.).

„Aber so bedeutend die stilistischen Vorzüge seiner (Varnhagens) Darstellung sein mögen, sachlich ist seine Arbeit überaus mangelhaft. Von eigner Forschung oder Kritik ist nichts zu entdecken. Die berichteten Thatsachen durch Citate zu stützen hält er für überflüssig, dafür giebt er am Schlusse eine „Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel" und zählt auf drei Seiten die Titel von Büchern auf, welche er zum Teil nachweislich nicht durchgelesen hat .... Das Bestreben anziehend und fesselnd zu schreiben scheint ihm den Sinn für die historische Wahrheit gänzlich abgestumpft zu haben: Derfflingers Jugendzeit ist unter seinen Händen zu einem Roman geworden, der jeder Begründung entbehrt".

Es ist nicht richtig, daß Derfflinger ein Schneidergesell gewesen ist, sondern nur daß er „der gemeinen Sage nach eines Schneiders Sohn gewesen, der aber statt seines Vaters Handwerk zu erlernen lieber sein Glück unter den Fahnen gesucht". — Bei der Belagerung Stettins 1677 sollen die Einwohner, „weil der General-Feldmarschall v. Dörfling ein Schneiderbursch gewesen", am Marienturm ein Bild aufgehängt haben, worauf ein Schneider mit der Scheere und Elle gemalt wäre, über welchen Schimpf derselbe so erbittert gewesen, daß er den Kurfürsten bat, ihm Rache zu erlauben oder aus dem Dienst zu gehn. „Der gütige Kurfürst ließ zu und mäßigte soviel er konnte". Diese Geschichte hat Orlich in seiner „Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert" II. 258 wiedererzählt und sie in die historische Litteratur eingeführt. „Alle bedeutenderen Berichte der Zeitgenossen wissen davon nichts"; der Turm der Marienkirche ist zwar damals in Brand gesteckt worden, aber durch eine lüneburgische Glühkugel. — Es ist ferner unwahr, daß Derfflinger nicht lesen und schreiben konnte.

Das Testament des großen Kurfürsten († 27. April = 7. Mai 1688) ist von Gustav zu Putlitz auf die Bühne gebracht worden. — Die zweite Gemahlin des Kurfürsten hat ihn überredet, seine Länder nicht dem ältesten Sohne allein, sondern zum Teil auch seinen jüngeren Söhnen aus erster und zweiter Ehe zu vermachen; jedoch hat die Kurfürstin dies nicht etwa aus egoistischem Interesse oder in dem ihrer Kinder gethan, sondern weil sie den Kurprinzen nicht für kraftvoll genug gehalten hatte, einen größeren Staat zu regieren. Als dann aber nach des großen Kurfürsten Tode der junge Kurfürst im Beisein seiner Stiefmutter eine sehr pathetische Rede hält, sieht sie ein, daß sie sich geirrt hat und zerreißt das Testament, nachdem sie sich gleichfalls in längerer Rede geäußert, die mit den Worten endigte: „und also schrieb er's nicht. — Hier liegts zerrissen" (Akt 5, Auf-

tritt 6). In Wirklichkeit aber hat der große Kurfürst seinen ältesten Sohn zum Universalerben eingesetzt und den jüngeren fünf Söhnen nur die Einkünfte einiger Gebiete angewiesen (Minden, Halberstadt, Ravensberg, Lauenburg-Bütow-Naugard, Amt Egeln und das Heermeistertum von Sonnenberg), damit sie nicht aus Mangel an Einkünften katholisch würden, wie es damals sehr an der Tagesordnung war; doch sollten die jüngeren Söhne keine Militärhoheit haben, kein Recht Bündnisse zu schließen und Durchmärsche zu gestatten und Räte und Beamte nur mit Vorwissen und Beraten des Kurfürsten anstellen und entlassen. Selbst diese Bestimmungen kassierte Friedrich III. (nachmals, als König, Friedrich I.) und die Kurfürstin-Witwe kam gar nicht in die Lage irgend ein Testament zu zerreißen. (J. G. Droysen: Zur Geschichte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. von Preußen; Leipzig 1870; Artikel: Das Testament des großen Kurfürsten S. 129 bis 194.)

Vom Prinzen Eugen von Savoyen, der 1683 in österreichische Dienste getreten, am 11. September 1697 den glänzenden Sieg bei Zenta errang, erzählt man, er hätte am Morgen des Tages einen Brief des Hofkriegsrats oder einen Befehl des Kaisers, sich nicht zu schlagen, uneröffnet liegen lassen, und daß er nachher für den Sieg zur Verantwortung gezogen worden. Beide Angaben sind erfunden.

„Prinz Eugen müßte uns, sollte man denken, aus seiner Autobiographie, aus der sechshundert Stück umfassenden Sammlung seiner Briefe und aus seiner Lebensbeschreibung von Kausler hinlänglich bekannt sein, aber die Briefe sind erdichtet, die Lebensbeschreibung beruht auf den Briefen und die Autobiographie hat den Fürsten Ligne zum Verfasser.“ (Lord Acton: Die neuere deutsche Geschichtschreibung; deutsch von J. Imelmann; Berlin 1887, S. 24.)

Die gefälschten Briefe sind 1811 von v. Sartori herausgegeben.

Über ein am Hause Heiligegeiststraße 38 in Berlin angebrachtes Wahrzeichen, den sogenannten Neidkopf wird folgendes erzählt und zwar zuerst im Gubitzschen Volkskalender für 1857 von Fr. Bertram:

„Als am 15. August 1695 der Kurfürst Friedrich III. der feierlichen Grundsteinlegung zur Parochialkirche in der Klosterkirche beiwohnte, drängte am Schlusse der Ceremonie sich ein Jüngling durch die Versammlung und überreichte knieend dem Kurfürsten ein Schriftstück. Dieser winkte ihm, er solle ihm unter das Zelt folgen, und hier erzählte der Fremdling, ein Goldschmied Namens Beyrich, wie ihm im Traume der Auftrag geworden, eine silberne Königskrone anzufertigen, und sie am Tage der kirchlichen Grundsteinlegung dem Kurfürsten an dem Orte zu überreichen, wo einst dessen Ahn (Friedrich I. von Hohenzollern) die Huldigung der Mark im „hohen Hause" empfangen. Obwohl nur arm, habe er doch gethan, wie der Traum ihm geboten. Und mit dem Hinzufügen, daß dieses sein geringes Werk wie die Traumverheißung ebenfalls lautete, mit in den Grund gesenkt werden möge, überreichte er dem Kurfürsten eine kleine, silberne Krone. Friedrich III., eingedenk der Prophezeiung am Tage seiner Taufe, daß er dereinst die Königskrone tragen werde, blickte nachdenklich auf die ihm dargereichte Krone hin und brach dann in die Worte aus: ‚Es ist Gottes Wille und ein Geheimnis vor der Welt"*); die Krone aber wurde mit in den Grundstein gelegt. — Beyrich empfing darauf von dem Kurfürsten die erforderlichen Geldmittel, um sich eine eigene Werkstatt einzurichten. Als dann sechs Jahre später Friedrich der Dritte als König Friedrich der Erste in Berlin einzog, erinnerte er sich jener Begebenheit bei der Grundsteinlegung und sandte dem Meister Beyrich ein Gastmahl in sein Haus, damit auch er sich erfreue an der Königskrone. Wieder sechszehn Jahre später (wie zuerst 1831 Cosmar berichtet in seinen „Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit") besuchte Friedrich Wilhelm I. den strebsamen Meister und bestellte bei ihm ein goldenes Service, zu dessen Anfertigung das erforderliche Metall aus der Schatzkammer geliefert wurde. Der glückliche Goldschmied begab sich sofort an die Arbeit und öfter besuchte ihn der König, um sich von dem Fortgang des unter den Händen des Künstlers sich gestaltenden Werkes zu überzeugen. Als das Service vollendet war, bemerkte der hohe Auftraggeber unter anderen Verzierungen auf einer der Schüsseln einen zur abscheulichen Fratze gestalteten weiblichen Kopf. Auf Befragen erzählte der Meister, wie in dem gegenüber gelegenen Hause ein anderer, reicher Goldschmied wohne, dessen Frau und Töchter, aus Ärger über das unverhoffte Glück ihres Nachbarn, ihm die sonderbarsten Grimassen und Fratzen von dem Fenster ihrer Wohnung aus geschnitten. Da habe er es denn nicht unterlassen können, neben den Arabesken eine dieser Fratzen nachzubilden. Um den strebsamen Fleiß zu belohnen, dem hämischen Neid aber die ihm gebührende Strafe zu erteilen, ließ der Monarch das armselige Haus niederreißen und ein stattlicheres für seinen nunmehrigen Hofgoldschmied errichten. Inmitten der Front aber, zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk, befahl der königl. Baumeister die Anbringung jenes Zerrbildes, dem die Berliner alsbald den Namen „der Neidkopf" beilegten. Diese Benennung hat das Haus im Volksmunde bis auf den heutigen Tag behalten; — durch die Forschungen des Geheimen Hofrat L. Schneider, vorgetragen 1. März 1865

*) Also eine ähnliche Äußerung wie oben S. 269. Sie wird übrigens dem großen Kurfürsten auch bei einer andern Gelegenheit in den Mund gelegt; zwei Brüder, heißt es, waren desertiert, um ihre sterbende Mutter noch einmal zu sehen; der Kurfürst will einen von ihnen begnadigen; sie müssen daher um ihr Leben würfeln. Da sie dreimal hintereinander jeder immer drei Sechsen warfen, zieht der Kurfürst seinen Hut ab, citiert den Bibelspruch und begnadigt beide, — eine Wanderanekdote, der wir häufig begegnen, mitunter mit der Variante, daß einer der Würfel in zwei Stücke springt und so der zuletzt Würfelnde 19 wirft. Denselben Bibelvers soll auch Elisabeth von England citiert haben, als man ihr die Nachricht vom Tode ihrer Schwester Maria, der sie auf den Thron rief, überbrachte.

im Verein für die Geschichte Berlins, ist festgestellt worden, daß das fragliche Haus 1711—1746 einem Goldschmied, Namens Lieberkühn, gehörte; dagegen hat ein goldenes Tafelservice am Hofe des haushälterischen, jedem Luxus abholden Königs nie existiert. Christian Lieberkühn wurde 1738 mit der Herstellung des silbernen Chores im Rittersaale des Schlosses betraut (welchen Friedrich der Große später einschmelzen ließ) und mußte, was von einer Wohlhabenheit zeugt, 42000 Thaler, sowie sein Haus als Kaution für das ihm zur Anfertigung des Chores gelieferte Silber stellen. Hierdurch wird die Sage in betreff des Services und der Armut des Goldschmiedes hinfällig, wie denn auch ein anderer Goldschmied eines der gegenüberliegenden Häuser zu damaliger Zeit nicht besessen hat. Bezüglich der Grundsteinlegung der Parochialkirche hat Küster eine ausführliche Beschreibung derselben, doch ohne Erwähnung jenes Vorfalls, so daß auch in diesem Punkte das Poetische der Sage der Wahrheit entbehrt. (Vergl. einen Aufsatz von Ferdinand Meyer in Nr. 14 von 1875 der „Gartenlaube".)

Am 4. Juni 1841 wurde der Neidkopf übrigens von der Besitzerin des Hauses abgenommen. Der Verein für Märkische Geschichte wollte ihn ankaufen; man forderte aber einen zu hohen Preis (10 Friedrichsdor). Später 1857 wurde er jedoch bei einem Antiquar für 6 Friedrichsdor erstanden, am 5. Juni 1858 wieder an seiner alten Stelle eingesetzt, worauf unterm 27. Oktober desselben Jahres ein Vertrag mit dem Besitzer des Hauses geschlossen wurde, daß der Neidkopf ohne Zustimmung des Königl. Fiskus nicht wieder entfernt werden dürfe.

Am 12. Juli 1703 wurde das von Schlüter verfertigte Reiterstandbild des großen Kurfürsten auf der Kurfürstenbrücke in Berlin enthüllt. Der Kurfürst ist als römischer Imperator dargestellt, also das Pferd ohne Hufeisen. Weil man, dicht vor dem Standbild stehend, nur das eine, aufgehobene, Bein des Pferdes sieht, ist wohl die Sage entstanden, der Künstler hätte nur dies eine Hufeisen vergessen, und als er es bemerkte, sich aus Gram sofort in der darunter wegfließenden Spree ertränkt. Schlüter ist jedoch, nachdem er unverdienter Weise in Ungnade gefallen, nach Rußland ausgewandert (1713) und dort verstorben (1714); (vergl. den Vortrag Nr. 320 im Archiv des Vereins für die Geschichte Berlins, gehalten 25. Januar 1876). Die Anekdote, daß Künstler wegen einer an einem ihrer Meisterstücke vergessenen

Kleinigkeit sich das Leben nehmen, ist übrigens beliebt und häufig. So soll Le Soeur, der Verfertiger des Denkmals Karls I. von England in Charing Croß, London den Gurt des Pferdes vergessen und deshalb Selbstmord verübt haben.

Eine Petition der Vertreter der Ostpreußischen Stände gegen seine Steuerreformen mit der Behauptung, das ganze Land werde ruiniert werden, soll König Friedrich Wilhelm I. mit der folgenden krausen Marginalbemerkung abgelehnt haben: „*Tout le pays sera ruiné!* Nihil kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität *Nie pozwolam* *) wird ruiniert werden. Ich stabiliere die Souverenität wie einen *Rocher* von *Bronce*." So steht es auch noch in den ersten Auflagen von Büchmann, während die späteren den richtigen Wortlaut dd. 25. April 1716 (nach Droysen, Geschichte der preußischen Politik IV. 2. Abteilung S. 198) angeben; der *rocher* von *bronce* (statt *bronze*) hält danach stand, die andern Citate aber erweisen sich als ein bloßes Schlingkraut, das später um den Felsen herumgewuchert.

Über die unglückliche Doris Ritter, Tochter des Rektors der „großen Schule" in Potsdam, für welche König Friedrich II. als junger Prinz eine nicht unerwiederte Neigung empfunden hat, findet sich das Historische bei Wagener, Garnison-Schullehrer, in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams", Teil IV, S. 336. Danach wäre die Neigung rein platonisch geblieben und auf die entgegengesetzten Angaben der Markgräfin von Bayreuth nichts zu geben. Friedrich Wilhelm I. ließ das unglückliche Mädchen mehrere Male auspeitschen (Befehl vom 6. Sept. 1730) und alsdann „auf ewig" nach Spandau in das Spinnhaus bringen. Nachdem sich Vater und Sohn jedoch wieder ausgesöhnt hatten, verrauchte des Königs Zorn; als daher der Vater des Mädchens 1733 um deren Begnadigung einkam, schrieb der König auf

*) Polnisch gleich „ich erlaube nicht", mit welcher Formel es jedem Mitgliede des polnischen Reichstages frei stand, einen Beschluß zu verhindern.

das Bittgesuch eigenhändig „gut". Sie heiratete dann einen Materialwarenhändler Schomer in Berlin und als dieser später um eine Anstellung einkam, genehmigte es König Friedrich II. Sonst aber hat er sich nicht weiter um sie oder ihre Kinder bekümmert. Die Scenen eines späteren Wiedersehens mit ihr stammen nur aus Romanen.

Das Bild Königs Friedrich Wilhelms I., wie es so landläufig ist, ist ganz verzeichnet, selbst seine Liebhaberei für lange Soldaten war nicht so verkehrt, als sie auf den ersten Blick erscheint. Im übrigen aber steht der König, was Charakterstärke und klares Urteil betrifft, bewunderungswürdig da, und einige kleine Schatten gehörten mehr seiner Zeit an als ihm. Abhold der Prachtliebe seines Vaters begnügte er sich mit einem Anteil an den Staatseinkünften, der etwa ein zehntel der Summe betrug, die jener bezogen hatte, zu welcher Einnahme nur sein Gehalt als holländischer General trat und eine kleine jährliche Summe, welche die holländischen Generalstaaten als seine Paten für ihn ausgesetzt hatten.

„*If I am not mistaken, it was this example so resolutely set, and in the next generation extensively followed, that retrieved the character of European monarchy at a moment when it was fast settling down into oriental degradation.*" Seeley, *Life and Times of Stein;* Leipzig, bei Bernhard Tauchnitz 1879, S. 108.

Geld ausgeben kann jeder, besonders in hoher Stellung; das „sich nach der Decke strecken" zeigt der Mann von Charakter, der sich selbst achtet.

Soviel was den Charakter des Königs betrifft; sein klares Urteil aber zeigt ihn als den Sohn der „philosophischen Königin" Sophie Charlotte; er haßte theologisches Gezänke und mit Recht; denn es giebt nichts dümmeres auf der Welt und verbot zuerst unter allen Fürsten die schändlichen Hexenprozesse. Was aber die brutale Behandlung seiner Kinder betrifft, namentlich des nachmaligen Königs Friedrich II. und der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, so stammen die Nachrichten darüber größtenteils aus den Memoiren der ge-

nannten Markgräfin, welche 1810 deutsch in Tübingen und im selben Jahre, also zur Rheinbundszeit, in französischer Sprache in Braunschweig erschienen. J. G. Droysen, „Zur Geschichte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. von Preußen", Leipzig 1870, in dem Artikel S. 33—96 „die Markgräfin von Baireuth" bemerkt S. 33 darüber:

„Die Memoiren waren schon ihrem Inhalt nach dazu angethan, die vielen Feinde und die wenigen Freunde des niedergeworfenen Staates Friedrichs des Großen lebhaft zu beschäftigen. Sie entrollten ein wahrhaft erschreckendes Bild von den früheren Zuständen dieses Hofes, und zwar in höchst anziehender und lebendiger Schilderung, mit einer Beglaubigung, wie sie besser nicht denkbar war . . . Wiederholte Auflagen in und außer Deutschland gaben diesen Memoiren eine große Verbreitung; ihre Darstellung bestimmte die allgemeine Meinung über das preußische Wesen, dessen eigentlicher Wert und Gehalt seit der Schlacht bei Jena offenbar geworden zu sein schien. Es gingen diese Enthüllungen über Friedrich Wilhelm I. und die Anfänge Friedrichs II. in die konventionelle Auffassung der Geschichte über; auch den Kundigen galten sie dafür, von großem historischen Wert zu sein . . . ."

Fragen wir nun nach der Echtheit und der Glaubwürdigkeit der Memoiren; das Ergebnis ist: die Memoiren sind echt, wie schon Pertz 1850 in einer akademischen Abhandlung gezeigt hatte; und es existieren noch verschiedene von der Markgräfin eigenhändig verfertigte, aber von einander zum Teil abweichende Abschriften davon; jedoch die Glaubwürdigkeit ist durch Droysens Arbeit vollständig erschüttert worden. Zum Teil lesen sich die Memoiren wie die eines Backfisches.

„Die Frage ihrer Verheiratung bleibt für die Markgräfin in dem ersten Teil ihrer Memoiren der Mittelpunkt; der Hof ihres Vaters, die Politik Preußens, die ganze Entwickelung der Weltverhältnisse dreht sich für sie um die Frage, ob sie den Prinzen Friedrich (von Wales) heiraten wird, und um die Folgen, die es hat, daß es nicht geschieht." Droysen a. a. O.; S. 37.

Auch viele andere Prinzen wollen sie heiraten; sogar August II., König von Polen, der seit 25. September 1727 „Witwer" war; es wird aber nie etwas daraus; dabei flunkert sie jedoch in erschrecklicher Weise, was jedesmal zu Tage tritt, wenn man ihre Erzählung durch gleichzeitige Urkunden kontrollieren kann. Die zu verschiedenen Zeiten gemachten Abschriften zeigen, daß die Markgräfin immer verbitterter und grämlicher geworden ist.

„.... Die spätern Texte unterscheidet von dem der ersten Redaktion doch nicht bloß, daß sie trüber, bitterer, in Entstellungen ausschweifender sind und mit jeder Durcharbeitung mehr werden. Sie sind zugleich litterarisch ungleich bedeutender, sie zeichnen mit breiten und dreisten Strichen, sie sind in der Komposition einheitlicher, in gleichmäßigerer Stimmung; durch das Ganze geht gleichsam der gleiche schrillende Ton kleinlicher Ärgerlichkeit. Man bekommt den Eindruck, als wenn diese einst so schöne, anmutige, von Geist und Lebenslust sprudelnde Fürstin mit dem frühen Verbleichen ihrer Reize immer weiter in hysterische Reizbarkeit und hüstelnde Kränklichkeit versinke" (a. a. O. S. 54).

Sie schildert ihren Vater als einen brutalen Wüterich, ihre Mutter als eine ganz einfältige Person, die durch Leichtgläubigkeit und Urteilslosigkeit alles verdirbt, was sie in die Hand nimmt und ihren Bruder, König Friedrich II., der bis zu ihrem Tode in wahrhaft schwärmerischer Weise an ihr hing, als einen kalten, gefühllosen Menschen, zu welchem Zweck seine Briefe an sie von ihr nachweislich durch Weglassungen und Zusätze gefälscht worden.

Von dem alten Sprüchwort „ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt", scheint die Markgräfin nie etwas gehört zu haben. Auf die gehässige Schilderung ihrer Eltern ist daher gerade so wenig zu geben als auf diejenige ihres Bruders. Droysen schließt a. a. O. S. 77:

„Daß die Denkwürdigkeiten der Markgräfin sowohl in dem, was sie erzählen, wie in den Aktenstücken, die sie mitteilen, entstellt und gefälscht, daß sie als Quelle für die preußische Geschichte wertlos sind, wird zur Genüge erwiesen sein."

Ich erinnere mich vor Jahren gelesen zu haben, daß König Friedrich Wilhelm I. schuld wäre an der Entwaldung der kurischen und der frischen Nehrung. Er hätte sich beim alten Dessauer beklagt, daß er doch Gebiete hätte, die ihm gar nichts einbrächten, z. B. Ostpreußen; dieser aber hätte sich erboten ein Mittel anzugeben, auch diesem Teile etwas abzugewinnen und zu diesem Zwecke die Wälder auf den Nehrungen abholzen und das Holz verkaufen lassen. Das stimmt nicht. Schon Pierre de la Cave, Gouverneur von Pillau unter dem großen Kurfürsten, hat aus militärischen Rücksichten, weil er fürchtete, die Schweden würden sich unter

dem Schutze des Waldes heranschleichen, die Abholzung des herrlichen, fast bis an die Festung heranreichenden Waldes sowie desjenigen auf der Spitze der frischen Nehrung angeordnet. Die kurische Nehrung aber hat der russische Kommandant von Memel während des siebenjährigen Krieges, Major von der Felden auf seinem Gewissen. (v. Hasenkamp, Ostpreußen unter dem Doppelaar, Königsberg 1866, S. 208 u. 339.)

Die beiden Gegner Maria Theresia und Friedrich II. sind jeder von der Geschichte mit ihren Treppenwitzen ausgestattet worden. Von allen Seiten bedrängt, flüchtete sich die „Königin von Ungarn und Böhmen" nach Preßburg; hier soll sie denn mit ihrem kleinen Sohn, dem nachmaligen Kaiser Joseph II. auf dem Arm, vor den ungarischen Edlen erschienen sein und sie durch eine rührende und würdevolle Rede zu dem bekannten Ausruf begeistert haben: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia. Die Scene ist oft gemalt worden, weil sie eben sehr malerisch ist. In Wahrheit aber hat die Königin den Prinzen nicht auf dem Arme gehabt, indem derselbe erst zehn Tage später (21. September 1741) vor den gegen die Hauptstadt vorrückenden Baiern und Franzosen geflüchtet, nach Preßburg kam, wie schon in Beckers Weltgeschichte zu lesen ist. Mit dem Madonnenbilde ist's also nichts, weder als die Königin 7. Sept. 1741 die Notabeln auf das Schloß berief und eine ergreifende Ansprache an sie hielt, noch 11. Sept., als sie die Mitglieder beider „Tafeln" ebendahin berufen hatte und sie in Trauerkleidern, die Krone auf dem Haupte, empfing. Bei dieser letzteren Gelegenheit sollen die Versammelten nach der lateinischen Ansprache der Königin gerufen haben: „vitam nostram et sanguinem consecramus"; daß die Worte moriamur etc. überhaupt nicht gerufen worden sind, steht wohl fest; betreffs der andern heißt es bei Springer, Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden 1809, Leipzig 1863, Teil I. S. 8:

„Ungarische und österreichische Schriftsteller haben, jeder aus andern Gründen, eine Schilderung des ungarischen Reichstages vom Jahre 1741 geliefert und zu einem Gemeingut historischer Bildung allmählich gemacht, welche der Wahrheit nur in geringem Grade entspricht. Minder wichtig ist es, zu erfahren, daß der Gemahl der Königin, der lothringische Herzog Franz, als er den Eid als Mitregent (20. September 1741) leistete, — und nicht die Magnaten — Gut und Blut für die Königin und das Reich zu opfern versprach; daß die ganze Haltung des ungarischen Reichsrates eine rückhaltende, berechnende, zum Teil selbst kühle war, wirkt entscheidend auf die Beurteilung der damaligen Verhältnisse.“

Erst ein volles Jahr später standen 28000 Mann von dem ungarischen Aufgebot unter den Waffen; die Ungarn haben also damals nicht Österreich vom Untergang gerettet.

Kugler (Friedrich der Gr.; Leipzig 1846) hat noch die falsche Angabe. Der Fürst von Ligne berichtet sogar, Kaiser Joseph II. habe selbst an die Erzählung geglaubt und habe erzählt seine Mutter, *qui connaissait la science des effets,* habe ihn dabei in einen gewissen Körperteil gekniffen, damit er weine.

Auch der berüchtigte Brief der Kaiserin an die Marquise von Pompadour, welcher mit *ma chère cousine* anfängt, ist unhistorisch; nur der Minister Graf Kaunitz hat ihr ein Billet voll Huldigungen und Schmeicheleien geschrieben.

Eine andere bekannte Erzählung ist, daß die Kaiserin das Dokument, die erste Teilung Polens (1772) betreffend, mit den Worten unterzeichnet: „placet, weil so viele und große Männer es wollen; wenn ich aber längst tot bin, wird man erfahren, was daraus hervorgehen wird“; sie sind ebensowenig urkundlich nachweisbar als die Tränen, welche die Kaiserin dabei vergossen haben soll.

Während Friedrich gleich nach seiner Tronbesteigung den Gebrauch der Folter soweit einschränkte, daß es einer Abschaffung fast gleich kam, unterzeichnete Maria Theresia erst unterm 2. Januar 1776 die Aufhebung. Josef von Sonnenfels hatte lange dafür gewirkt; man erzählt, er hätte ihr einst, der Hofsitte gemäß, kniend einen Vortrag darüber gehalten. Als die Kaiserin wahrgenommen, daß ihm diese Stellung beschwerlich wäre, hätte sie zu ihm gesagt:

„Knie er sich näher und lege er seine Schriften mir auf den Schoß." Sonnenfels wäre dieser Aufforderung nachgekommen und seine Rede hätte sich „wie ein Feuerstrom" ergossen. Am Schlusse derselben hätte die Kaiserin geweint und da wäre Sonnenfels, alle Hofetikette vergessend, aufgesprungen und in die Worte ausgebrochen: „Wenn Europa diese Tränen in den Augen der größten Monarchin unserer Zeit gesehen hätte, so würde es keinen Augenblick zweifeln, daß die Tortur in Österreich sogleich abgeschafft wird." Die Kaiserin hätte dann ihre Hand auf des Redners Schulter gelegt und gesagt: „Laß er's gut sein, die Tortur wird abgeschafft." Nach Wilibald Müller: „Josef von Sonnenfels. Biographische Studie aus dem Zeitalter der Aufklärung in Österreich" ist diese bühnengerechte Scene aber unhistorisch. Auch verdient bemerkt zu werden, daß Sonnenfels die Tortur gegen geständige Verbrecher zur Erzwingung der Angabe ihrer Mitschuldigen, wozu sie in entsetzlich häufiger und doch gerade so blödsinniger Weise angewandt wurde, nicht aufgehoben zu sehen wünschte.

Friedrich soll bei der Huldigung in Breslau (7. Nov. 1741), als das Reichsschwert vermißt wurde, seinen eigenen siegreichen Degen gezogen und sich dessen bei der Ceremonie bedient haben, ihn zum Kusse darreichend, wie es Adolf Menzel in einem Bilde verherrlicht hat. Die Anekdote ist die Erfindung eines sehr unzuverlässigen Memoirenschreibers, des Baron v. Bielfeld in seinen *Lettres familières,* 2 Teile 1763 (deutsch, Breslau 1838) und widerlegt vom Provinzial-Archivar Dr. C. Grünhagen in „Friedrich der Gr. und die Breslauer 1740—1741" Breslau 1864; 8. S. 215. Die offiziellen Berichte wissen nichts davon. Bielfeld († 1770) „gab wohlweißlich seinen Memoiren die Form vertraulicher Briefe, die den Eindruck machen sollten, als seien sie wirklich zu der Zeit geschrieben, in welcher die darin erzählten Ereignisse stattfanden". (Hamilton, Rheinsberg; deutsch von Dielitz; Berlin 1882 Teil I. S. 213.)

Überhaupt ist der Sagenkreis, welcher sich um Friedrich angesetzt hat, größer als selbst der über König Artus oder über Karl den Großen. Namentlich sind die „Anekdoten aus dem Leben Friedrichs des Großen", Neuwied, 12 Hefte in 2 Bänden unzuverlässig, worin „größtenteils falsche und sehr mißverstandene Erzählungen zusammengestoppelt sind" und nicht viel besser steht es um die „Beiträge zu den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II.", Berlin 1788, die „eine Menge völlig erdichteter Erzählungen, Unterredungen, Einfälle sind, welche dem Geiste des Königs gar nicht ähnlich sehen". Nicolai, dessen Werk „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Personen, die um ihn waren, Berlin und Stettin 1788" wir obige Urteile entnehmen, erwähnt noch zwei französische Schriften, die gleichfalls sehr unzuverlässig seien, nämlich *la vie privée du roi de Prusse ou mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire*, *écrits par lui-même*, 12., Amsterdam 1785, welche aber höchstwahrscheinlich nicht von Voltaire herrührt und *vie de Frédéric*, *roi de Prusse*, 4 Bde., 8., Straßburg 1787, welches Buch auch ins Englische übersetzt worden ist.

Die Sagen der beiden ersten schlesischen Kriege findet man kritisch beleuchtet in Grünhagen (Königl. Provinzial-Archivar in Breslau), „Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen. Gefahren und Lebensrettungen in den schlesischen Kriegen." Breslau 1864. Nur einige mögen hier folgen: Vor der Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741) soll der Bauer Margner aus Gindel, welcher die Stellung der österreichischen Armee gekannt, den König und zwei Offiziere, die in größter Gefahr schwebten gefangen zu werden, gerettet haben, indem er einen der Offiziere sowie die drei Pferde in den Keller geschafft und über dessen Eingang Holz aufgeschichtet, während der König und der andere Begleiter sich haben ins Bett legen müssen, worauf Margner durch An-

zündung übelriechender Stoffe die Schlafkammer mit einem durchdringenden Geruch erfüllt hat.

„In der That wären auch bald Österreicher erschienen, welche von den Offizieren Kunde erhalten, und hätten das Haus durchsucht, als ihnen aber Margner erklärt, daß in der Kammer seine Eltern an einer ansteckenden Krankheit darniederlägen, hätten sie dort nachzusuchen sich gescheut und ebensowenig das Versteck des Kellers aufgefunden. Doch hätten ihre Patrouillen immer noch die Gegend unsicher gemacht, so daß Margner, um seine Schützlinge aus dem Dorfe zu bringen, zu einer neuen List habe greifen müssen. Er habe sich vom Pfarrer einen Priesterrock geliehen, denselben dem Begleiter des Königs angelegt und diesen selbst als Küster figurieren lassen. Dann sei er kühn mit seinem Wagen zum Dorfe hinausgefahren und habe den Patrouillen, die ihn anhielten, gesagt, der Pfarrer fahre, um einem halbtoten Edelmann in der Nähe das Abendmahl zu reichen; so sei der König glücklich wieder zu seiner Armee zurückgekommen."

Daß Margner dem Könige wichtige Dienste geleistet, hat dieser unterm 31. Oktober 1780 anerkannt; er spricht jedoch nur von einer „rühmlichen Handlung" ohne weitere Angabe; nach Aussage des eigenen Schwiegersohnes des Bauers hat diese rühmliche Handlung in wertvollen Mitteilungen über den Stand der österreichischen Armee und die beste Art des Angriffs bestanden, nach einer andern Angabe darüber, daß der Bauer den König mit eigener Lebensgefahr vor einen feindlichen Trupp warnte, der in einem Graben auf ihn lauerte. Der oben erwähnte Bericht wimmelt von Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, wie man bei näherer Betrachtung leicht findet. — Über den berühmten Ritt des Königs auf dem Mollwitzer Schimmel, als er auf Schwerins Andrängen nach dem ungünstigen Beginn der Schlacht, wenigstens seine Person in Sicherheit bringen wollte, hat schon Ranke (9 Bücher Preußischer Geschichte II. 241) einen sagenhaften Zug. Nachdem nämlich Friedrich bis Oppeln, d. i. 7 Meilen oder über 52 Kilometer geritten war, dieses schon von den Österreichern besetzt gefunden und da er glücklicherweise keinen Einlaß erhalten, weiter geflohen war, soll er den ihn verfolgenden Husaren zugerufen haben; „Adieu, meine Freunde, ich bin schneller als ihr!"

„wogegen man mit Recht eingewendet hat, daß der König nach einem Ritte von 7 Meilen (soviel beträgt die grade Entfernung von Mollwitz bis Oppeln) schwerlich Veranlassung gehabt hätte, so herausfordernd auf die Schnelligkeit seines Pferdes

zu pochen, und daß er ebensowenig, da er ja eine starke Bedeckung bei sich hatte, den Husaren so nahe gewesen sei, um ihnen zurufen zu können; wer wollte auch glauben, daß Friedrich gerade in jenem Momente zu solchem kecken Ausrufe aufgelegt gewesen wäre?"

Eine andere Sage über den Ritt nach Oppeln berichtet, ein altes Weib habe den König unter einer Maisch-bütte versteckt und dadurch gerettet; sie wird zuerst erwähnt 1826 in einem Gesuche des Korbmachers Franz Schreier zu Oppeln an den König, der für seine Großmutter Rosalie Schreier oben erwähntes Verdienst in Anspruch nahm; er erhielt 30 Taler für die Flunkerei; — 1860 wurde die Geschichte in der Schrift des Brieger Buchdruckers Falch: „Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzählen" stark ausgemalt und sehr geschickt erzählt, sodaß die Regierung zu Oppeln schon ganz ernstlich mit dem Plane umging, das „historische" Haus Nr. 11 in der Odervorstadt zu Oppeln mit einer Gedenktafel zu versehen, als sich der Gymnasiallehrer Dr. Wahner in seiner Abfertigung Falchs das Verdienst erwarb die Anekdote zu widerlegen. Es genügt zu erwähnen, daß laut Vermerk des alten Hypothekenbuchs die Rosalie Schreier erst 1748 in den Besitz des erwähnten Häuschens gelangt ist.

Noch eine andere Sage erzählt, der König hätte einem feindlichen Husaren, der ihn gefangen nehmen wollte und beinahe erreicht hatte, zugerufen: „Laß mich gehen, ich will dir's belohnen". Der Husar hätte den König (beiläufig gesagt am dunklen Abend) nach seinem Bildnis erkannt und geantwortet, indem er seinen Säbel senkte: „Topp, nach dem Kriege!" Dieser Husar sei später preußischer Generallieutenant, Chef eines Husarenregiments und Ritter des großen preußischen Ordens geworden und hätte Paul Werner geheißen. Es verlohnt sich nicht der Mühe diese Geschichte zu widerlegen. (Vergl. Nicolai, Anekdoten von König Friedrich II. 2c. S. 185.)

In der Kirche zu Kamenz befindet sich folgende Inschrift:

Hier
stand und sang
Friedrich II. König von Preufsen
verkleidet im Cistercienser-Chorkleide
im Jahre 1745
mit dem Abt Tobias und dem
Geistlichen die Metten während
dem die feindlichen Croaten ihn
in hiesiger Kirche suchten
und nur seinen Adjutanten fanden,
den sie gefangen fortführten.

Dieser Vorgang, welcher auch sehr oft bildlich dargestellt worden ist, ist besonders deshalb viel geglaubt worden, weil Friedrich fortwährend für den Abt Tobias Stusche eine auffallende Zuneigung zeigte und demselben durch seine Protektion die reichste Abtei Schlesiens, Leubus, verschaffte. Vor den Augen der Historiker hat die Geschichte jedoch wie Grünhagen bemerkt (a. a. O. S. 26) niemals Gnade gefunden.

„Orlich, der Geschichtsschreiber der schlesischen Kriege, erwähnt nicht nur kein Wort davon, sondern giebt auch nicht einmal die leiseste Andeutung über militärische Operationen, welche auf irgend eine Weise mit jener Geschichte in Verbindung gebracht werden könnten, Ranke fertigt sie ganz kurz durch das Wort „abenteuerlich" ab und Stenzel, der wie ich aus handschriftlichen Notizen ersehen kann, diese Angelegenheit genau bis auf die Quellen verfolgt hat, läßt sie in seiner Darstellung vollständig unbeachtet. In der That läßt sich eben nichts ermitteln, als daß im Jahre 1745 Friedrich fast den ganzen Monat Mai in Kloster Kamenz, wo er sein Hauptquartier hatte, zugebracht hat, in welcher Zeit aber natürlich für eine Geschichte wie die obige keine Gelegenheit gefunden werden könnte."

Über die Entstehung der Sage bemerkt Grünhagen weiter folgendes (S. 30).

„Die erste Nachricht davon erhielt die Welt im Jahre 1806, wo in der von Oelsner und Reiche herausgegebenen Zeitschrift „Schlesien ehedem und jetzt" dieser Vorfall erzählt wird S. 468, als aus einer Quelle stammend, die nicht angegeben werden dürfe, obwohl sie nicht im mindesten verdächtig sei, doch wird die Begebenheit hier wiederholt als eine „bloß problematische Anekdote" bezeichnet. Man darf kaum zweifeln, daß die hier bezeichnete Quelle dieselbe ist, welche dann Frömrich, ein ehemeliger Mönch in Kamenz, in seiner 1816 erschienenen Geschichte dieses Stiftes als die Aufzeichnung eines Geistlichen jener Zeit charakterisiert, und welche die Grundzüge der Geschichte enthält. Erst jetzt hatte diese festeren Boden gewonnen und fand schnell weitere Verbreitung, erst jetzt verzierte man auch jenen Sitz im Chore der Kirche mit einer Erinnerungstafel, und als dann 1862 Augustin Theiners Buch:

„„Zustände der kathol. Kirche in Schlesien von 1740—58"" erschien, fand man in einer Stelle eines Briefes des Fürstbischofs von Breslau, Cardinal Sinzendorf, vom 15. August 1746 an den Papst Benedikt XIV. eine neue Bestätigung, die aus dem Munde eines Zeitgenossen ein besonderes Gewicht hatte. Aber freilich konnte nur eine sehr flüchtige Betrachtung dieser Stelle zu einer solchen Beurteilung kommen lassen. Der Bischof schreibt, die Ernennung des Tobias Stusche zum Abt von Leubus sei allein vom Könige ausgegangen, und zwar aus reiner Dankbarkeit für den Ernannten, weil dieser ihm im ersten (sic) schles. Kriege gegen Österreich, kurz vor der Schlacht bei Striegau, während 40 Tagen die liebevollste Gastfreundschaft erwiesen und ihn im Kloster Kamenz so geheim gehalten, daß ihn die österreichischen Generäle trotz alles Nachforschens nicht hätten auffinden können.""

Der lange Aufenthalt des Königs ist historisch, hat aber nicht 40, sondern nur ca. 30 Tage gedauert. Von einem Überfall und einer Verkleidung gar ist, wie man sieht, keine Rede. — Die Aufzeichnung von Frömrich beginnt mit den Worten: „es war Krieg . . ."; ist also keine gleichzeitige, paßt auch mehr auf den ersten schlesischen Krieg, in welchem ein ähnliches, auch etwas mythisches Abenteuer des Königs sich ereignet haben soll. Der Name des Abtes wird in dem Bericht gar nicht genannt und daß der im Chorkleide versteckte Fremde der König gewesen, wird nur als eine Nachricht hingestellt, welche die Mönche nachträglich empfangen hätten.

Über den sozialistischen Zug, der in allen diesen erfundenen Anekdoten zum Ausdruck kommt bemerkt Grünhagen sehr treffend:

„Es ist eine häufig uns begegnende Eigenschaft des Volksgeistes, welche in dem Gefühl der Genugthuung wurzelt, mit welchem der Niedriggeborene den Hochgestellten, zu dem er nicht ohne einen gewissen Neid hinaufblickt, denselben Gesetzen menschlicher Hinfälligkeit unterworfen sieht, wie jeden andern Sterblichen; diesem Gefühle verwandt ist das Interesse, welches das Volk an Geschichten nimmt, welches das Los eines großen Helden in gewissen Augenblicken in die Hand irgend eines unbedeutenden Mannes legen; das Volk freut sich der Ironie der Weltgeschichte, welche in solchen Fällen die Entscheidung über die Geschicke der Welt nicht an die Spitzen der menschlichen Gesellschaft knüpft, sondern sie in dunklen unbekannten Tiefen von namenloser Hand treffen läßt."

Aus Fr. v. Blankenburgs „Charakter und Lebensgeschichte des Herrn von Seydlitz", (Leipzig bei Göschen 1797;) stammt eine Erzählung über Seydlitz; sein Husaren-Rittmeister-Patent datiert vom 23. Juli 1743; er ist auch vom Kürassier-Kornet direkt zum Husaren-Rittmeister ernannt worden; daß er

aber dazu über ein Brückengeländer in die Spree gesprungen, sich das Patent also gewissermassen „ersprungen" und „erschwommen" habe, entbehrt eines wissenschaftlichen Beweises. (Vergl. Deutsche Heereszeitung 1882 Nr. 16.)

Bei Beginn des siebenjährigen Krieges (1756) soll der König mit Beziehung auf Österreich geäußert haben: „derjenige wird siegen, der den letzten Taler in der Tasche hat". Das Wort ist aber wohl viel jünger. An den Marquis d'Argens schreibt der König: Peterswaldau, 6. Sept. 1762. „.... *et pour nous nous guierroierons avec cette reine obstinée jusqu'à ce que sa bourse se trouve à sec et alors elle sera la princesse la plus pacifique de l'Europe*" und am 26. August 1778 (*Oeuvres de Frédéric le grand*, Band 26, S. 444) seinem Bruder Heinrich:

„*Un mois de fourage pour votre armée, mon cher frère, me coûte quatre cent mille écus; deux mois que l'on prend sur l'ennemi font huit cent mille écus; et il faut que nous épargnions à présent chaque sou, pour avoir le dernier écu quand la paix se fait; cela décide presque autant des affaires qu'une bataille.*

Ähnlich heißt es im *Exposé du gouvernement prussien, des principes sur lesquels il roule avec quelques réflexions politiques*, Band 9, S. 184:

„*Voilà le fonds des choses, qui démontre qu'il faut user de la plus grande économie pour avoir le dernier écu en poche lorsqu'on négocie la paix;*"

und mit pessimistischem Grimm schreibt der König an die Kurfürstin Marie Antoinette von Sachsen:

„*Chez les puissants de la terre l'animosité dure tant que leur bourse est remplie, et c'est de leur sac vide que sort la paix pour consoler la pauvre humanité.*"

Gegen Ende der Schlacht von Kollin (18. Juni 1757) oder nach andern der von Kunersdorf soll Friedrich, um fliehendes Fußvolk zum Stehen zu bringen, ärgerlich ausge-

rufen haben: „Ihr verfluchten Kerls, wollt Ihr denn ewig leben?“ Der Ausspruch findet sich in verschiedenen Büchern, u. a. auch in Goethes „Kunst und Altertum“, Stuttgart 1822, Band 3, Heft 3, S. 161; und Martin, *Histoire de France*, Teil XV, Kap. XCVIII; er ist aber ebenso unerwiesen, wie die Antwort eines Grenadiers: „Fritz, für acht Groschen ist's heute genug“, oder wie Förster in „Leben und Thaten Friedrich des Großen“, Leipzig 1875, Band I, S. 495 berichtet: „für 13 Pfennige“. — Um dieselbe Zeit soll er einem Ausreißer, den er abgefaßt, auf dessen Entschuldigung, er wäre so herunter gekommen und es wären so schlechte Zeiten, erwidert haben: nun, versuche es noch einen Tag, und wenn es dann nicht geht, wollen wir zusammen desertieren. Carlyle meint, diese Erzählung hätte das Verdienst einer Mythe; — kaum!

Im Jahre 1759 hat der neue Papst Clemens XIII. dem österreichischen Feldmarschall Daun einen geweihten Hut und Degen geschickt, wie auch König Friedrich selbst in seiner *Histoire de la guerre de sept ans*, S. 223 sowie in einem Briefe an den Marquis d'Argens erzählt. Ich bedaure diese Thatsache in der dritten Auflage, verleitet durch die katholischen „Geschichtslügen“, denen ich in diesem Punkt allerdings hätte mißtrauen sollen, bezweifelt zu haben. Wenn auch die Erzählung in der 1791 zu Wien erschienenen „Lebensgeschichte Laudons“ von Pezzl als ein „schaler Spaß“ bezeichnet worden ist, so geht doch aus den „Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt, herausgegeben von Reinhold Koser. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1884“, S. 492 hervor, daß der geweihte Hut und Degen historisch sind.

„*La donation du chapeau*“. Über die damals von den Zeitungen gemeldete Verleihung eines geweihten Hutes mit Degen an Daun seitens des Papstes Clemens XIII. vgl. von Eynern in den „Preußischen Jahrbüchern“ LII, 393 und E. Graf Lippe-Weißenfeld „Der geweihte Degen Dauns, Berlin 1883“. Neben den daselbst angeführten Stellen mögen hier die folgenden Angaben Platz finden. Die Nachricht findet sich schon in der *Gazette d'Utrecht* vom 6. März 1759 unter „*Vienne*

21 février": La cour attend de Rome le chapeau et le glaive bénits, qui seront remis au feldmaréchal en grande cérémonie". Dieselbe Zeitung berichtet am 27. März unter „*Vienne 14 mars*": „*Le comte de Daun a reçu du général-major Pellegrini l'épée d'or qui lui a été envoyée par l'impératrice de Russie, présent si riche que l'on évalue à 15000 florins les seuls brillans dont cette épée est garnie. Bientôt le feldmaréchal recevra de Rome le chapeau et le glaive bénits, de différente valeur, à la vérité, mais marques spirituelles du héroisme reconnu, non moins précieuses que les gratifications temporelles.*" In der Nummer vom 3. April wird aus Wien vom 21. März berichtet: *Daun* „*se propose d'aller faire un voyage de piété à Marienzell, immédiatement après que le Nonce du Pape lui aura remis le glaive bénit.*" Die „*Gazette d'Amsterdam*" meldet in der Nummer vom 9. März aus Wien vom 24. Februar: „*La cour attend de Rome le chapeau et l'épée que le Pape a bénits et qui doivent être remis en cérémonie du feld-maréchal comte de Daun.*" Als Friedrichs II. Flugschrift „*Bref de S. S. le Pape à M. le maréchal Daun* (*Œ. XV.*, 122) erschienen war, ließ der Wiener Hof im August 1759 in der offiziellen Zeitung („Wienerisches Diarium") den Vorgang in Abrede stellen."

Dieses Breve seiner Heiligkeit an Daun vom 30. Januar 1729, welches in französischer und lateinischer Sprache veröffentlicht wurde, ist allerdings unecht: es rührte eben vom König Friedrich selbst her und die Übersetzung vom Marquis d'Argens. Noch 1845 hat es Ernst Zimmermann in der „Darmstädter allgemeinen Kirchenzeitung" für echt gehalten.

Sehr oft bildlich dargestellt ist die Geschichte wie Zieten (14. Mai 1699—27. Jan. 1786) im hohen Alter an der königlichen Tafel eingeschlafen ist; dazu wird erzählt, der König hätte diejenigen, die den Schläfer wecken wollten, bedeutet: „lasset uns sachte reden, damit wir ihn nicht stören! er hat lange genug für uns gewacht". So erzählt Geisler, Leben und Thaten Hans Joachims von Ziethen, Leipzig 1788, S. 226. Das Historische davon berichtet Nicolai (a. a. O. Heft IV, S. 69) nach einem Augenzeugen; danach hat sich die Szene 1760 auf dem Marsche von Schweidnitz nach der Lausitz ereignet, als die Armee, auf die Ausfüllung eines Morastes wartend, hatte Halt machen müssen. Der König stand an einen Baum gelehnt vor einem Feuer; die Generalität lagerte sich um ihn und einige schliefen; auch Zieten. Bei dieser Gelegenheit sagte der König zu einem sich herannähernden Offizier, der etwas zu melden hatte,

„Stille, wecke Er mir Zieten nicht; er ist müde“. Des größeren Kontrastes wegen hat man dieses Ereignis an die königliche Tafel verlegt und des Königs Worte theatralisch zugespitzt mit Anlehnung an die von Plutarch in den „Denksprüchen von Königen und Feldherren“ berichtete Äußerung Philipps von Makedonien über Antipatros: „ich schlief ruhig, denn Antipatros wachte“. Eine Menge unhistorischer Zieten-Anekdoten stammen aus der „Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten“ der Frau von Blumenthal, geb. von Platen; Berlin 1797 bei Himburg. Graf Ernst zur Lippe-Weißenfeld in seiner Broschüre: „Zieten, das alte Husarengesicht“, Berlin 1880, bemerkt darüber:

„Hätte die Blumenthalsche Zietenbiographie sich beschränkt auf Nachrichten über häusliche und Familien-Angelegenheiten, item auf Kochbuchs- und Zärtlichkeitssachen, so wäre Frau von Bl. in ihrer Sphäre geblieben.“

Eine mit kritischer Sorgfalt angefertigte Arbeit ist dagegen diejenige von Winter, „Hans Joachim von Zieten, eine Biographie“, zwei Bände, Leipzig 1886; danach ist unhistorisch die Erzählung von Friedrich von Sallet in ein Gedicht gebracht —:

„Der große König wollte gern sehn
Was seine Gen'rale wüßten;
Da ließ er an alle Briefe ergehn,
Daß sie gleich ihm schreiben müßten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt“.

Zieten habe darauf beim Empfang des Schreibens mit Unwillen u. A. ausgerufen:

„. . . Husar, das bin ich, potz Element;
Kein Schreiber oder verpfuschter Student“

und dann auf einen weißen Bogen in der Mitte einen Klex gemacht, ihn mit zwei Strichen durchkreuzt, mit kleineren Klexen an den vier Enden und als Erklärung auf des Königs verwunderte Anfrage bemerkt:

‚Der große Klex in der Mitte bin ich,
Der Feind einer dort von den Vieren,
Der mag nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschieren,

So rück' ich auf einem der Striche vor
Und hau ihn, wo ich ihn auch treffe, aufs Ohr."

In Wirklichkeit hat Zieten ebenso wie die andern dazu aufgeforderten Offiziere, der Anordnung des Königs natürlich entsprochen, worauf dieser Zietens Arbeit und diejenige des Rittmeisters von Ostrowsky sogar für die besten erklärt hat. Winter bemerkt ferner:

„Die kleine Erzählung ist nicht die einzige in ihrer Art; sie teilt mit ihnen allen die Eigenschaft, weder historisch noch psychologisch wahr zu sein, so hübsch und poetisch sie auch erfunden ist. Hans Joachim von Zieten schrieb thatsächlich eine feste und energische Handschrift, echt militärisch und echt martialisch. Seine militärischen Rapporte aus dem Kriegslager, welche uns in sehr großer Anzahl erhalten sind, zeigen überall dieselben energischen und wuchtigen Züge. Freilich, mit den Gesetzen der Orthographie nahm es der Held des Schwertes nicht allzu genau."

Daß Knaben das Salletsche Gedicht so gern auswendig lernen, ist leicht zu begreifen.

In der Nacht vom 18. zum 19. Nov. 1744 gelang den Österreichern der Übergang über die Elbe trotz des heldenmütigen Widerstandes, den Wedell mit zwei Bataillonen und 300 Husaren beinahe fünf Stunden lang leistete. Hierbei soll Zietens Pferd verwundet worden sein, worauf ihm ein Unteroffizier, Namens Forkard, das seinige angeboten; Zieten aber hätte dies Anerbieten abgelehnt mit den Worten: „Nein, mein Freund, ich nehme sein Pferd nicht! er ist von den Österreichern desertiert und gerät er in deren Hände, so wird er gehängt." Erst als ein zweiter Unteroffizier, Namens Püschel, ihm sein Pferd anbot, bei dem dieser Übelstand nicht vorlag, habe er es angenommen. Die Erzählung ist ein schönes Zeugnis dafür, welches Wohlwollen die Soldaten sich gewöhnt hatten bei ihrem Feldherrn vorauszusetzen; aber sie ist sehr schlecht beglaubigt; Zieten ist bei diesem Kampf wahrscheinlich gar nicht zugegen gewesen. (Winter, a. a. O. I. Seite 77 f.)

Am 17. Mai 1745 war es für König Friedrich von der größten Wichtigkeit, dem Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt in Oberschlesien eine Mitteilung zukommen zu lassen, daß er sich sofort mit ihm vereinigen möge. Einzelne Boten

durch die umher schwärmenden feindlichen Truppen zu senden, war nicht mehr möglich, sogar ein Kommando von 120 Mann kam unverrichteter Sache zurück. Da ist denn Zieten selbst mit 600 Mann durch die feindlichen Truppen hindurchgeritten und hat den Befehl überbracht; soweit ist der Bericht historisch; allein jene anmutige Erzählung, ein Vorklang der mimicry unserer heutigen Naturforscher,

„wie Zieten seinen ganzen Plan darauf gebaut habe, daß die Uniform seines Regiments der eines feindlichen ähnlich war, wie er sich dann ohne weiteres, auf diesen Umstand vertrauend, an ein feindliches Regiment angeschlossen und die Feinde in die Täuschung versetzt habe, als gehöre er zu ihnen, wird ganz oder doch zum großen Teil in das Reich der Fabel verwiesen werden müssen." (Winter a. a. O. Seite 84.)

Schließlich erwähnen wir noch der Schlacht bei Prag (6. Mai 1757); Zieten soll in derselben, etwa ähnlich wie Prinz Eugen von Savoyen (S. 273) durch Handeln gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs den Sieg entschieden haben. Auch das ist irrtümlich (Winter I. S. 173). Sein hervorragender Anteil an dem Siege bleibt in unberührter Weise bestehen.

Wir kehren nunmehr zu König Friedrich II. selbst zurück.

Am Tage der Schlacht bei Leuthen (5. Dec. 1757) soll sich im Schlosse zu Lissa folgendes ereignet haben:

„Der König war kaum dicht vor der Schloßtür angekommen, als verschiedene österreichische Offiziere mit Lichtern in den Händen aus den untern Zimmern und von den Treppen herabgestürzt kamen, um in der finstern Nacht ihre auf dem Schloßplatz haltenden Reitpferde zu finden und wegen des Schießens davon zu jagen. Der König stieg mit seinem Adjutanten ganz ruhig vom Pferde und sagte zu den österreichischen Offizieren: *Bon soir, Messieurs!* Gewiß haben Sie mich hier nicht vermutet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?"

Diese Novelle erzählt zuerst Nicolai in seinen „Anekdoten von König Friedrich II., 1788". Später finden sich nicht nur eine etwas abweichende Lesart, welche wir übergehen, sondern auch noch weitere Ausschmückungen. Der König soll den Besitzer des Schlosses, Baron Mudrach, ehe er es betrat gefragt haben: „Ist alles reene?" Nachdem dieser es bejaht und der König trotzdem soviel feindliche Offiziere darin angetroffen, soll er jenem bedeutet haben, er verdiene, daß ihm

der Kopf vor die Füße gelegt werde; doch habe sich Friedrichs Zorn bald gelegt; nach einer andern Quelle soll sich jedoch der Baron „über die harte Rede zu Tode gegrämt haben". Letzteres ist entschieden unwahr, aber auch die ganze Anekdote und ihre Ausschmückung ist zu verwerfen, wie aus gleichzeitigen Briefen des Königs und des Barons hervorgeht; vergl. die Einzelheiten bei Koser: Vor und nach der Schlacht bei Leuthen, Sonderabdruck aus den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, 1. Band, 2. Hälfte S. 281—294. Der Auftritt mit den österreichischen Offizieren wird häufig abgebildet, mitunter, indem sie alle gemütlich um einen Tisch bei der Abendmahlzeit sitzen; die Unterschrift ist dann immer *Bon soir*, *Messieurs*. In der National-Gallerie in Berlin giebt es ein Gemälde von A. Kampf, wo die Scene nicht ganz so gemütlich dargestellt wird, aber die Unterschrift ist dieselbe.

Über Friedrichs Rückkehr nach Berlin, das er seit dem 12. Januar 1757 nicht gesehn hatte, hat Ramler in seiner Ode „Der Triumph" gedichtet:

„Siehe er lenkt dem Ehrenbogen aus und unsern goldbehangten Rossen und besteigt den prahlenden Wagen nicht."

Einen „prahlenden Wagen" hat der König am 30. März 1763 allerdings nicht bestiegen, aber er fuhr ruhig durch den Ehrenbogen und wurde von der Bevölkerung mit großer Herzlichkeit empfangen.

Es giebt außer der oben S. 290 erwähnten Zietenschen noch eine andere sehr gute Tisch-Anekdote über ihn. Den Dichter Baculard d'Arnaud, welcher später Voltaire'n zu Gefallen aus des Königs Nähe weichen mußte, soll er einmal bei Tafel gefragt haben, ob er noch immer an Gott glaube und dieser hätte erwidert: *j'aime à croire à un être supérieur aux roi;* leider ist sie sehr schlecht beglaubigt.

In Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen", 2. Auflage, Leipzig 1876 steht auf Seite 351:

„Es wird erzählt, daß sich Friedrich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges bald nach seiner Ankunft [in Berlin] nach Charlottenburg begeben und Musiker und Sänger ebenfalls dahin bestellt habe, mit dem Befehl, das Tedeum von Graun in der Schloßkapelle aufzuführen. Auf solche Anordnung habe man dem Erscheinen des gesamten Hofes entgegengesehen. Aber der König sei ohne Begleitung in die Kapelle eingetreten und habe das Zeichen zum Anfang gegeben. Als die Singstimmen mit den Worten des Lobgesanges eintraten, habe er das Haupt in die Hand gestützt und geweint."

Darstellungen dieser Scene sind häufig. Die ganze Erzählung ist aber nur eine „unausrottbare Anekdote". Als Belag für diese Behauptung genügt ein Hinweis auf einen Brief des Königs an seinen Bruder Heinrich (*Oeuvres de Frédéric le Grand*, T. XXVI, Berlin 1856), dd. Charlottenburg, 16. Juli (!) 1763. Der König schreibt u. a.:

„D'Alembert ist hier. Der alte Baron (Poellnitz) pilgerte herbei. Gestern hörten wir in der Kapelle das schöne Graunsche Tedeum; es waren viele Leute dort (*il y avait beaucoup de monde*)."

Der König war aber schon 30. März aus dem Kriege zurückgekehrt; doch hatten vor der erwähnten keine Musikaufführungen stattgefunden und diese fand statt, damit d'Alembert das Graunsche Tedeum kennen lernen möchte. — Gleichfalls unhistorisch sind die Worte, die dem König beim Anblicke der Verwüstungen in Charlottenburg in den Mund gelegt werden, denn es war daselbst, als er ankam, so ziemlich wieder alles in Ordnung und die Anekdote, daß der Jude Ephraim den Schaden an zerbrochenem Porzellan habe bezahlen müssen und dafür die Scherben erhalten, ist zu verwerfen.

Nach dem Kriege hat König Friedrich die Geschichte desselben geschrieben; als das Manuskript druckfertig war, soll es durch die Unachtsamkeit eines Pagen verbrannt sein. Da hätte der König weiter nichts gesagt als „Wohl, nun schreiben wir diese Geschichte noch einmal". Diese Angabe wird durch die Dissertation von Th. Vilmar „Über die Quellen der *Histoire des sept ans* Friedrichs des Großen, Kassel 1888, in das Reich der Fabeln verwiesen.

Beim englischen Gesandten Sir Hugh Elliot soll sich

Friedrich nach der Invasion von Carnatik durch Hyder Ali erkundigt haben, wer denn dieser eigentlich wäre. Der Gesandte soll auf Schlesien und Westpreußen anspielend erwidert haben: *c'est un vieux despote qui a beaucoup pillé ses voisins, mais qui, Dieu merci, commence à radoter.* Carlyle XXI, 5 verwirft jedoch diese Anekdote; es wäre auch ein schlechter Gesandter, der dem Fürsten, bei dem er beglaubigt ist, dergleichen versteckte Beleidigungen zu sagen unternimmt und ein geradezu tölpelhafter, wenn man an die „Eroberungen" oder vielmehr Raubzüge Englands in Indien denkt.

Die Anekdote, daß Friedrich die hessischen nach Amerika verkauften Soldaten bei Minden den üblichen Viehzoll hätte zahlen lassen, um so deren Landesvater daran zu erinnern, daß er die Seinigen wie das Vieh verkaufe, setzte bei dem Könige eine „zugleich sentimentale und burschikose" Auffassung voraus, die ihm fern lag. Die Geschichte, obwohl von Schlosser (Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts III., S. 463) und nach ihm von vielen Autoren aufgenommen, ist unwahr. Sie gehört zu den von den Feinden der englischen Regierung in England, Frankreich und Holland zahlreich ausgesprengten Sensationsnachrichten jener Zeit und findet sich zuerst in einer in solchen Dingen verdächtigen Quelle, in einem Briefe Franklins, des bekannten amerikanischen Gesandten, dd. Paris, 1. Mai 1777 an John Winthrop; Kortüm (Geschichte der nordamerikanischen Revolution, Zürich 1829, S. 148) hat sie ihm nacherzählt; vielleicht hatte sie Franklin selbst erfunden; eine Anordnung Friedrichs oder ein gleichzeitiger deutscher Bericht fehlt durchaus. „Eine lyrisch angehauchte Demonstration dieser Art in Scene zu setzen, liebte der ergraute Staatsmann nicht". Allerdings hat er den Menschenhandel und die Unternehmer desselben aufs tiefste verachtet; in einem Schreiben an Voltaire dd. 18. Juni 1776 hat er diesem gegenüber die Ehre ab-

gelehnt, der Lehrer des Landgrafen von Hessen gewesen zu sein, der einen Katechismus für Fürsten geschrieben und ihn an Voltaire geschickt hatte; „wäre er aus meiner Schule hervorgegangen, so würde er den Engländern seine Untertanen nicht verkauft haben, wie man Vieh verkauft, um es auf die Schlachtbank zu schleppen". Vielleicht ist hieraus die Anekdote zugespitzt worden. Seine eigene Handlungsweise aber bemaß der König wie immer nach den Aufgaben und Interessen seines Staates, wie er sie verstand. Den Beleg dafür bildet die Antwort, welche er unter dem 24. Oktober 1777 dem erwähnten Markgrafen von Anspach auf dessen Gesuch um Durchzug seines vermieteten Kontingents zugehen ließ, in welchem er sich sehr bitter über den Menschenhandel ausspricht und die Erlaubnis zum Durchzuge durch seine Staaten nicht gewährt, mit der Bemerkung, daß es ja kürzere Wege zum Einschiffungshafen gebe. Im Jahre 1778 sah sich der König übrigens genötigt, aus politischen Rücksichten sein Verbot zurückzunehmen. (Vergl. Kapp, Der Soldatenhandel Deutscher Fürsten nach Amerika; 2. Auflage, Berlin 1874, S. 159 ff., wo auch das Schreiben des Königs vom 24. Oktober 1777, das in seinen Werken fehlt, abgedruckt ist.)

Das berühmte Wort: „ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre", ist gleichfalls unhistorisch und die ganze Geschichte vielleicht nichts als ein nach dem Vorbild einer persischen Erzählung aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. (s. Büchmann) hergestelltes Seitenstück zu einem Akte von Kabinetsjustiz des Königs in betreff des Müllers Arnold im Kreise Krossen, wobei der König, wenn auch mit bester Absicht, eine große Ungerechtigkeit beging (1779). Wahrscheinlich zuerst, doch kann ich dieses nicht mit Bestimmtheit behaupten, findet sich das Seitenstück bei dem Verfasser des Buches über die Einsamkeit, Dr. Zimmermann aus Hannover, den Friedrich kurz vor seinem Tode zu sich kommen

ließ. Zimmermanns Gespräche mit dem Könige sind in ihrer ursprünglichsten Form veröffentlicht worden in „Zimmermanns Briefe, herausgegeben von Rengger, Aarau 1830; schon mehr überarbeitet dagegen in Zimmermanns Werk: „Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm"; Leipzig 1788. Es heißt daselbst S. 222, wie folgt:

„Eine Windmühle, die dem König sehr mißfiel, stand dicht über der Orangerie zu Sanssouci. Er ließ darum dem Besitzer sagen, er verspreche ihm ein sehr beträchtliches Geschenk an Gelde, und an einem anderen Orte drei sehr schöne Windmühlen, wenn es ihm beliebe, dem König diese Mühle abzustehen. Trotzig und schnöde erwiderte der Windmüller: Meine Windmühle hat mich und meine Kinder nun lange ernähret, und ich habe auch da eine schöne Aussicht; also will ich auf meiner Windmühle leben und sterben! Mit dieser Antwort begnügte sich der König und der Müller behielt seine Mühle."

Vom Kammergericht ist, wie man sieht, keine Rede; auch fehlt jede nähere Angabe über Datum und Quelle. Zimmermann wiederholt die Geschichte in „Fragment über Friedrich den Großen", 1790; 2. S. 294. Schon in diesem Stadium ist sie vielleicht nur ein kontrastierendes Seitenstück zu der Erzählung von der Tyrannei König Ahabs, der seinen Nachbar Naboth töten läßt, um sich in den Besitz von dessen Weinberg zu setzen (1. Buch der Könige 21). — In Preuß, „Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte", Band III, Berlin 1833, wird der Arnoldsche Prozeß ausführlich mit vielen Quellenangaben besprochen, Seite 381—413; die Geschichte vom Müller von Sanssouci aber wird zwar als weltgeschichtliche Thatsache angeführt (S. 413), jedoch zu dieser „weltgeschichtlichen Thatsache" weder Datum noch Namen oder irgend eine Autorität angegeben; dagegen wird hinzugesetzt, daß die Geschichte besonders von den Franzosen überschwänglich verherrlicht worden: Dieulafoi habe „Die Mühle von Sanssouci" als Lustspiel auf die Bühne gebracht „*le moulin de Sans-Souci, fait historique, vaudeville en un acte.* Paris 1798" und Andrieux, *de l'Institut national*, seine poetische Erzählung gedichtet: „*Le Meunier de Sans-Souci*"; *Anectode, lue*

à la séance publique de l'Institut-National, le 15 Germinal, an V." Aus dieser Fabel des Andrieux stammt des Müllers Antwort auf die Drohung des Königs, er werde ihm seine Mühle mit Gewalt wegnehmen: „*Oui, si nous n'avions pas de juges à Berlin.*" Mit dieser unhistorischen Pointe geschmückt findet sich die Erzählung bei Hebel, von wo sie das Schulbuch der „Preußische Kinderfreund" entnahm und in einem Gedicht von Curtmann; auch in Eylert, Character-züge ꝛc. aus dem Leben König Friedrich Wilhelms III., dritter Teil, 2. Abteilung, Magdeburg 1846, S. 378 ist sie enthalten. Eylert erzählt zugleich, daß Napoleon, als man ihm im Herbst 1806 die Mühle gezeigt und die Anekdote erzählt, den Bericht darüber für ein Märchen erklärt habe.

Wie es sich in Wirklichkeit mit der Sache verhalten hat, finden wir nach den Original-Akten angegeben in dem Aufsatz von L. Schneider, „die historische Windmühle bei Sanssouci" in den „Märkischen Forschungen", Band VI, Berlin 1858, S. 165 ff. Die Mühle ist erbaut worden infolge eines Bittgesuchs des Müllers Grävenitz an König Friedrich Wilhelm I. vom 7. Dezember 1736, von diesem genehmigt unterm 6. Februar 1737; bald darauf genehmigt der König auch unentgeldliche Gewährung von Bauholz. Als aber König Friedrich den Bau von Sanssouci begonnen hatte, fing Juni 1746 der Müller mit seinen Klagen an; das Schloß, die Gartenmauer, die hohen Bäume hätten ihm den Wind genommen u. s. w.; er bäte die Mühle an einer andern Stelle aufbauen zu dürfen (auf Kosten des Königs), was der König auch genehmigte. Da aber der Beamte, welcher den Kostenanschlag zu machen hatte (Neubauer) erfuhr, daß der König Wert darauf legte, daß die Mühle stehen bliebe, indem sie dem Schloß zur Zierde gereiche, so blieb es beim alten; 1753 kaufte sie der Müller Kallatz für 800 Taler, machte aber bankrott und 1764 in der Subhastation der Müller Vogel für 770 Taler. Dieser fing 1771 an Bittgesuche verschiedener

Art beim Könige einzureichen, worauf der König ihm unterm 29. Mai 1778 jede Pachtzahlung erließ; am 10. Nov. 1781 verpachtete Vogel die Mühle an den Müller Hering für 45 Taler jährlich, der sie besser zu bewirtschaften verstand; die Mühle sollte daher auf Veranlassung des Königs wieder 22 Taler Pacht zahlen und zwar sollte Hering diese Summe von seiner Zahlung an Vogel zurückbehalten. Hierüber erhob nun Vogel ein großes Geschrei. Als aber eine königl. Verfügung vom 10. August 1784 ihn abwies und zu einem Prozeß gegen den Fiskus aufforderte, erwiderte er unterm 16. Nov. 1784: „Ich bin viel zu wenig und zu entkräftet, um einen Prozeß gegen den Fiskus anstrengen zu können". Dies ist also das eigentliche Wort des Müllers von Sanssouci. Am 31. Oktober 1839 kam die Mühle wegen Erbteilung zur Subhastation und wurde vom Müller Walsleben für 4050 Taler erstanden; am 29. Nov. 1841 endlich ging sie in den Besitz des Kron-Fideicommißfonds über.

Eine sehr hübsche Anekdote ist auch die, wonach König Friedrich II. den oben erwähnten Dr. Zimmermann, nachdem er ihn in seiner letzten schmerzhaften Krankheit hat zu sich rufen lassen, mit den Worten empfängt: „Hat Er schon viele Menschen in die andere Welt befördert?" worauf der Arzt antwortet: „nicht so viel als Euer Majestät, aber auch nicht mit so vielem Ruhme". Der König hat aber, wie Zimmermann Seite 287 seines erwähnten Buches selbst erzählt, die Frage schon bei einer früheren Gelegenheit 1771 an ihn gerichtet und von der Antwort bemerkt er: „sie wäre schön, ich muß es selbst gestehen, aber sie ist erdichtet." In dem „Leben Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen", skizziert von einem freimütigen Manne; Amsterdam 1789, S. 155 wird erzählt, Friedrich hätte die entsprechende Frage an den englischen Arzt Baylies gerichtet, den er aus Dresden zu sich kommen ließ und dieser hätte geantwortet: „Sire, nicht

so viel als Sie", worauf ihm Friedrich den Rücken zugekehrt. — Einige andere hübsche Anekdoten, die wieder Zimmermann als historisch mitteilt, scheinen mir aber, wenn auch ebenso schön, doch ebenso erdichtet.

Endlich hat man dem Könige († 17. August 1786) das „letzte Wort" in den Mund gelegt: „Ich bin es müde über Sklaven zu herrschen". Es läßt sich aber nicht nachweisen, daß er es gesagt hat. Vielleicht ist es aus einem kurz vor seinem Tode erlassenen Schreiben an den Kammmerpräsidenten Freiherrn v. d. Goltz in Königsberg, dd. 1. August 1786 herausgearbeitet worden, welches Preuß: Friedrich der Große IV. S. 259 mitteilt. Es heißt daselbst (es ist von der Trockenlegung eines Morastes die Rede):

„... Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigentümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in Meinen Ämtern aus der Leibeigenschaft gesetzet, und als Eigentümer auf ihren Gütern angesetzet werden können. Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Diffikultäten haben könne, und bin Euer gnädiger König."

Dies giebt aber, wie man sieht, so ziemlich einen entgegengesetzten Sinn. — Bei Carlyle *History of Frederic* II. Buch 21 Kap. 9 steht ein anderes „letztes Wort" des Königs: „*la montagne est passée, nous irons mieux*;" doch bleibt auch dies zweifelhaft. Auf einem Kupferstich von Chodowiecki ist der König dargestellt, wie er in hohem Alter im Freien sitzt, in Decken gehüllt (dies ist geschehen April 1786 auf der Freitreppe des Schlosses in Potsdam) und nach der Sonne blickend mit der Unterschrift: „Bald werde ich Dir näher sein". Eine andere Quelle für dieses Wort giebt es wohl nicht; es ist jedenfalls unhistorisch und vielleicht entstanden in Anlehnung an die an Zimmermann am 5. July 1786 gerichtete Bemerkung des Königs: „Ich habe immer das Licht geliebt" (Zimmermann a. a. O. S. 105). — Auch daß er jemals zu seinem Neffen und Nachfolger, als der Arzt wieder Hoffnung machte, bemerkt hätte: „*pardon, mon neveu, si je vous fais attendre*" scheint erfunden. Erdichtet sind

ferner die Angaben, daß Friedrichs letzte Kabinetsordre ein Todesurteil gewesen (Preuß. a. a. O. IV. S. 264) und daß die schöne Uhr mit des Titus Bildnis und der Inschrift diem perdidi, (welche übrigens im Nebenzimmer stand) zu eben der Zeit stehen geblieben oder abgelaufen sei, als der König zum letzten Male die Augen aufgeschlagen (a. a. O. IV. S. 266). Es ist dies dieselbe Uhr, welche Napoleon später nach Frankreich schleppte und testamentarisch seinem Sohne vermachte, welche Blücher aber zurückgeholt und die seitdem wieder in Sanssouci steht.

Eine bekannte Mythe erzählt, daß diejenigen Taler vom Jahre 1786, bei denen das Münzzeichen A zwischen zwei Punkten steht, am Sterbetage des Königs geprägt worden seien, daher der Name Sterbethaler die beiden Punkte bedeuten jedoch weiter nichts, als daß die betreffenden Münzen nicht in der Hauptmünzstätte in Berlin sondern in der Filiale derselben in der Münzstraße daselbst geprägt worden sind. Es giebt Sterbe-Medaillen auf den Tod des Königs, aber keine Sterbethaler. (Graf zur Lippe in dem Januarheft Band XXVI. der „Jahrbücher der deutschen Armee und Marine“ 1878 S. 17 f.)

Eine sehr beliebte Erzählung ist diejenige von dem Pagen, der, um seine arme Mutter zu unterstützen nicht nur die ihn selbst treffenden Nachtwachen abhält, sondern auch für andere Pagen eintritt, dabei vom Schlafe übermannt und vom Fürsten überrascht wird, der aus dem angefangenen Briefe des Eingeschlafenen an seine Mutter seine edlen Beweggründe ersieht und ihm heimlich eine Rolle von Goldstücken in die Tasche steckt. Es giebt ein kleines Theaterstück dieses Inhalts von Engel. In Anlehnung daran erschien 1789 in London ein Schauspiel: *the English tavern at Berlin, a comedy in 3 acts, London, printed for Elizabeth Harlow.* Aus dem Pagen ist ein *groom* Namens Lambert und aus dem Fürsten ist König Friedrich II. geworden; im übrigen strahlt aus jeder

Zeile die haarsträubende Unwissenheit, welche damals wenigstens über alles nicht-Englische in England Mode war, wie „sichtbare Finsternis" aus. Der König empfängt u. a. das Gesuch eines Geistlichen um eine Pfarre, obwohl dieser schon zwei Pfarren (*livings*) hat und läßt den Brief seines „Premierministers" 14 Tage uneröffnet liegen, um ihn zu demütigen! (Nicolai, a. a. O., Heft 4, Vorwort S. XXII).

Am 27. April 1785 ertrank während einer Überschwemmung zu Frankfurt an der Oder der Prinz Leopold (Maximilian Julius) von Braunschweig (geb. 10. Oktober 1752), Neffe Friedrichs des Großen; als solcher wurde er 1776 Chef eines Infanterieregimentes zu Frankfurt a. d. O., wo er nach beendigtem bayerischen Erbfolgekriege 1779 seinen bleibenden Aufenthalt nahm und sich durch werkthätige Teilnahme an allem, was das öffentliche Wohl erforderte, allgemeine Verehrung erwarb. Anknüpfend an ein schon ziemlich verwittertes Denkmal von Sandstein in Frankfurt a. O., welches ihn mit zwei Kindern darstellt, die wohl zwei Genien bedeuten sollen, erzählt sich das Volk, der Prinz hätte zwei Kinder retten wollen; bei dem ersten wäre ihm dies gelungen; als er aber noch einmal in einem Boote sich hinausgewagt, auch das zweite zu retten, sei er selbst dabei in den Fluten umgekommen. Dagegen hat G. W. Keßler in Raumers „Historischem Taschenbuch", neue Folge, Jahrgang 5, Leipzig 1844 nachgewiesen, daß an gedachtem Tage gar niemand in Gefahr und zu retten war und der Prinz vielmehr in einer Anwandlung von Verwegenheit mit zwei Leuten seines Regiments den Versuch gemacht habe, auf einem Kahne durch die Lücke der eingestürzten Brücke hindurchzufahren, durch die der Strom mit furchtbarer Gewalt sich stürzte und daß er hierbei seinen Tod gefunden. Schulbücher haben natürlich die romantische Lesart; in dem „Preußischen Kinderfreund", 78. Auflage, Königsberg 1854 besonders wird der Hergang sehr ergreifend geschildert. Als

niemand selbst für Geld sich bereit findet, in ein Boot zu steigen und die Kinder einer Mutter zu retten, die den Herzog in ihrer Verzweiflung anfleht, springt der Herzog endlich selbst hinein und erwidert denen, die ihm abraten „Was bin ich mehr als ihr?"; nun kommt das tragische Ende, worauf „ganz Deutschland, ja Europa weinte"!

In der „Stammliste aller Regimenter und Korps der Kgl. Preuß. Armee", Berlin 1806, Kommissionsverlag der Himburg'schen Buchhandlung findet man (S. 255) unter den Mitteilungen aus der Geschichte des Husarenregiments Nr. 2 (ehedem „Zietensche Husaren"), die aus einem Berliner Kalender für 1789 entnommene Nachricht, daß das erste „Bataillon", d. h. die eine, fünf Schwadronen starke Hälfte jenes Husarenregiments während des Feldzugs 1787 in Holland das „sonderbare Glück gehabt, eine Fregatte zu erobern. — Erwähnter Kalender fügt an einen kurzen Bericht von der Einnahme der Festung Gorkum, den 17. September 1787, die Notiz: „Zugleich, wer sollte es glauben? — ward eine Holländische Fregatte auf dem Wasser von Preußischen Husaren auf dem Lande erobert! Dies thaten ... die Ebenschen Husaren mit einer armierten Fregatte in der Mitte des Lecks". — Ein Gedicht von Koeppen verherrlicht diese Eroberung. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache folgendermaßen:

Generalmajor Freiherr von Eben, Chef des Husarenregiments Nr. 2 von 1786—1795, war mit einigen Offizieren und 5 Ordonnanzen seines Regiments zur Stelle, als der Kapitän eines im Rhein (Leck) auf eine Sandbank geratenen Schiffes, durch preußische Füsiliere angegriffen und durch 2 preußische schwere Geschütze bedroht, kapitulierte. Das ist alles.

Über die Zusammenkunft der Königin Louise mit ihren beiden ältesten Söhnen auf der Flucht vor Napoleon teilte der Oberhofprediger Kögel nach Kaiser Wilhelms I. eigener Erzählung in der Zeitschrift „Daheim", Jahrgang 1876, folgendes mit:

„Als die Königin uns im Schloß von Schwedt auf unserer Fluchtreise einholte und wir ihr auf der großen Treppe entgegeneilten, blieb sie stehen, umarmte uns und sagte etwa folgende Worte zu uns: „„Ihr seht mich in Tränen; ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat. Der König hat sich in der Tüchtigkeit einer Armee und ihrer Führer geirrt und so haben wir unterliegen sollen und müssen flüchten.““

In den meisten Biographien der Königin wird diese Anrede folgendermaßen erzählt:

„Ihr seht mich in Tränen; ich beweine den Untergang meines Hauses, den Untergang unseres Ruhmes; es giebt keinen preußischen Staat mehr. Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die großen Ereignisse, die uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtnis zurück; weinet meinem Andenken Tränen, wie ich sie jetzt in diesem schmerzlichen Augenblicke dem Umsturz meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit den Tränen allein; entwickelt eure Kräfte, werdet Männer, handelt, laßt euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen. Befreiet dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet, suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern. Könnt ihr mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat.“

Dieser Text ist unhistorisch; die edle Fürstin dürfte auch schwerlich in der Stimmung gewesen sein ihren Söhnen in der Eile gleichsam ein ganzes Programm für die Zukunft zu entwerfen. Kaiser Wilhelm I. hat darüber zu Kögel bemerkt:

„Jene Gedanken und Worte mag die Königin zu unserem Erzieher Delbrück dort und wohl auch später gesagt haben, denn wir haben sie später ebenso von ihm zu uns äußern hören.“

Goethes tiefsinnige Verse:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte;

soll die Königin Louise auf ihrer Flucht vor Napoleon, nach der Darstellung eines vor einiger Zeit viel bewunderten Bildes von Hans Heydeck, in das Fenster einer Bauernhütte mit ihrem Diamantringe eingeschrieben haben. Das Bild ist sehr hübsch, aber was es darstellt, hat nie stattgefunden. Die Königin liebte diese Verse jedoch sehr und hat sie am 3. Dezember 1806 auf der Flucht vor Napoleon in Ortelsburg in ihr Tagebuch geschrieben. — Aus derselben Zeit erwähnen wir, daß Courbière, 1806 aufgefordert die Festung Graudenz zu übergeben, auf die Mitteilung, es gäbe keinen König von

Preußen mehr, nicht gesagt hat: „Wenn es keinen König von Preußen mehr giebt, so will ich König von Graudenz sein", sondern: „Wenn es keinen König von Preußen mehr giebt, so giebt es doch noch einen König von Graudenz".

Am 30. Dezember 1812 morgens 8 Uhr wurde die Konvention in der Poscherunschen Mühle abgeschlossen, wodurch der General York für sein Korps von den Russen zunächst Neutralität zugesichert erhielt. Es waren lauter geborene Preußen, die sie unterzeichneten, für Preußen York selbst, Oberst Röder und Major Seydlitz, für Rußland General Diebitsch und die Oberstlieutenants Clausewitz und Dohna. — Wir erwähnen dieses wichtige Ereignis, um die Stellung, welche König Friedrich Wilhelm III. dazu nahm, in das richtige Licht zu setzen, da es einige Zeit lang Mode war, es so zu schildern, als ob der König nur wider Willen von der Erhebung von 1813 mit fortgerissen worden wäre. Man vergißt dabei ganz die ungemein peinliche Lage, in welcher der König sich befand; die Zeitgenossen vergaßen sie auch und urteilten demgemäß. Daß aber das Gegenteil der Fall ist, daß der König die Lage sofort richtig übersah und den ganzen Tag nach Empfang der Nachricht in der gehobensten Stimmung war, geht hervor aus den Mitteilungen Kaiser Wilhelms I. an Pertz, welche dieser in seinem Leben Gneisenaus veröffentlicht hat. Als die beiden ältesten Söhne des Königs wegen der nach ihrem Urteil so schmerzlichen Nachricht der Einladung für den Abend zum Balle beim Oberpräsidenten von Bassewitz nicht Folge geleistet hatten, war der König verwundert, als sie zu seiner Teestunde bei ihm eintraten und fragte sie: „ich denke, Ihr geht zum Ball?" — und als der Kronprinz den Grund des Wegbleibens angab, antwortete der König: „das hätte Euch nicht abhalten sollen!" Aber vor der Welt mußte der König, was eigentlich selbstverständlich ist, um nicht Frankreich voreilig zu reizen und nicht seitens des Marschalls Augereau

einen Stadt, Land und Tron gefährdenden Gewaltstreich hervorzurufen, den Schein der Mißbilligung annehmen, was auch am folgenden Tage, 3. Januar 1813, geschah. Erst vom 11. März 1813 datiert der Parolebefehl des Königs an das Heer, worin der General York von aller Schuld freigesprochen wird; jedoch ist auch in diesem nur von militärischen Gesichtspunkten die Rede, nicht von politischen, obgleich diese doch die ausschlaggebenden gewesen waren. Die Staatsklugheit machte aber dieses Verschweigen erforderlich. — Es ist übrigens richtig, daß der König bei seinem sehr kühlen und klaren Urteil, sich von einem „Volksaufstande" gegen die französische, auf geschulte Heere gestützte Herrschaft nichts versprach. „Als Poesie gut" schrieb er 1811 an den Rand einer Denkschrift, welche einen solchen vorschlug.

So allgemein übrigens auch 1813 die Begeisterung war, so ist in den Berichten darüber doch manches zu stark gefärbt.

„Die freiwilligen patriotischen Gaben, auf welche vielfach in übertriebener Weise als wunderthätiges Hülfsmittel zum Kriege hingewiesen wird, sollen sich in den ersten drei Monaten des Jahres 1813 in barem Gelde auf noch nicht 100 000 Taler belaufen haben." (Eugen Richter. Das Preußische Staatsschuldenwesen; Breslau 1869 S. 29.)

Es liegt hierin kein Vorwurf, wenn man bedenkt in wie unerhörter Weise Preußen von Napoleon ausgesogen worden war.

Auch mit den Freiwilligen war es nicht so wunderbar; wer waffenfähig war, mußte eben mit; auf Enthusiasmus wurde weiter nicht gewartet; damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß solcher vorhanden war.

Über Ferdinande von Schmettau finden wir zuverlässige Mitteilungen im „Deutschen Adelsblatt" vom 24. Januar 1886, zusammengestellt von ihrem derzeit als Major a. D. in Bad Kösen lebenden Bruder. Es kränkte die damals fünfzehnjährige, daß die älteren Schwestern ihre Schmucksachen opfern konnten, während sie noch deren keine besaß. Sie bat also ihren Vater sie nach Breslau mitzunehmen, ließ sich da heimlich von einem Friseur ihr schönes, langes Haar

abschneiden und verkaufte es ihm gleich für fünf Taler. Der Bruder fährt fort:

„Wie diese That bekannt geworden, kann ich nicht sagen; zunächst hatte der damals in Breslau lebende Hofrat Heun, als Schriftsteller unter dem Namen Clauren bekannt, davon gehört und die Sache vom praktischen Gesichtspunkt aufgefaßt. Das Haar wurde sofort zurückgekauft, Ringe, Ketten u. s. w. davon gemacht und durch den Verkauf desselben soviel Geld gewonnen, daß vier freiwillige Jäger davon equipieret wurden. Zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des eisernen Kreuzes wurde Ferdinande 1861 nach Berlin entboten, nahm am Festdiner im weißen Saale teil und empfing von der Königin eine goldene Tuchnadel mit dem Bildnisse des königlichen Paares.“

Sie starb 24. Mai 1875 und ist in Kösen begraben. In einem Bilde von Graef, in der National-Gallerie in Berlin befindlich, wird sie dargestellt, wie sie in theatralischer Weise mit langem, aufgelöstem Haar vor der Kommission erscheint, welche die freiwilligen Gaben entgegennahm; diese Scene hat nie stattgefunden.

Lützows wilde verwegene Jagd ist durch Theodor Körner sehr berühmt geworden; wirklich geleistet hat sie sehr wenig, wie jeder Militär schon a priori zugeben wird. Das nähere bei Koberstein; Preußisches Bilderbuch, Leipzig 1887, S. 218 ff.

Etwa eine halbe Stunde wegs von Probstheida bei Leipzig erhebt sich eine 1847 errichtete gußeiserne Spitzsäule mit der Inschrift „18. Oktober 1813“; es ist die Stelle, wo eine irrtümliche Überlieferung die drei Monarchen an jenem Abend vereint sein läßt, als von allen Seiten die Siegesbotschaften eintrafen. Kaiser Franz ist jedenfalls nicht dabei gewesen; daß sich König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander dort getroffen, ist möglich.

Über Wellingtons Ausspruch betreffs des Herannahens der Preußen heißt es bei H. Delbrück, „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithard von Gneisenau“, Berlin 1882, Band II S. 209:

„„Unser Plan ist ganz einfach: die Preußen oder die Nacht! ausgehalten bis auf den letzten Mann“ war die Ordre (Wellingtons). Dies ist der richtige Wortlaut. Die gewöhnliche Version „Ich wollte es würde Nacht, oder die Preußen kämen“, faßt die Situation des ganzen Tages dramatisch zusammen und ist insofern nicht ohne eine gewisse innere Wahrheit. Thatsächlich

können sie schon deshalb nicht so gesprochen sein, weil die Preußen ja schon von $4^1/_2$ Uhr an im Gefecht waren."

Fragt man ferner, wo sich Blücher und Wellington nach der Schlacht bei Belle-Alliance (18. Juni 1815) zuerst begegneten, so wird man sehr abweichende Antworten erhalten. Hören wir, was Wellington darüber an Mudford mitteilte, als dieser die Geschichte der Schlacht bei „Waterloo" schrieb:

„Sie wünschen Andeutungen von mir darüber, wo über das Ereignis Auskunft zu finden ist, auf die Sie sich verlassen können. In Beantwortung dieses Wunsches kann ich Sie nur auf meine eignen Depeschen verweisen, wie sie in der *London Gazette* veröffentlicht worden sind. General Alavas Bericht ist von den anderen veröffentlichten offiziellen Berichten der Wahrheit am nächsten; doch selbst der enthält einige nicht richtige Angaben. Die anderen, welche ich gesehen habe, sind unzuverlässig. Einige von diesen mögen die Quelle des Irrtums sein, welche seitdem vermittelst nicht-offizieller Publikationen in Umlauf gesetzt worden und von denen die Zeitungen wimmelten. Ein merkwürdiges Beispiel darunter ist der Bericht über eine Begegnung zwischen Marschall Blücher und mir bei *la belle Alliance;* und manche sind so weit gegangen, daß sie den Stuhl gesehen haben, auf dem ich in diesem Bauernhause gesessen hätte. Die Begegnung fand aber nach zehn Uhr abends beim Dorfe Genappes statt und jeder, der versucht, die Operationen der verschiedenen Armeen in Wahrheit zu beschreiben, wird sehn, daß es gar nicht anders sein konnte. Der Rest ist unwesentlich; aber in Wahrheit kam ich nicht von meinem Pferde herunter, bis ich nach Waterloo zurückgekehrt war, zwischen elf und zwölf Uhr abends." (Original in englischer Sprache bei *Timbs; a century of anecdote.* London, ohne Jahreszahl, S. 206 f.)

Dagegen heißt es bei Gneisenau:

„Im Mittelpunkte der französischen Stellung, ganz auf der Höhe liegt eine Meierei, *la Belle Alliance* genannt; wie ein Fanal ringsumher sichtbar, war der Marsch aller preußischen Colonnen dorthin gerichtet. Auf dieser Stelle befand sich Napoleon während der Schlacht, von hier aus gab er seine Befehle, von hier aus wollte er den Sieg erringen, und hier entschied sich seine Niederlage; hier endlich trafen in der Dunkelheit durch eine anmuthige Gunst des Zufalls der Feldmarschall und Lord Wellington zusammen und begrüßten sich gegenseitig als Sieger.

Zum Andenken des zwischen der brittischen und preußischen Nation jetzt bestehenden von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherrn, befahl der Feldmarschall, daß diese Schlacht die Schlacht von Belle-Alliance genannt werden sollte.

Hauptquartier, Merbes le Chateau, den 20. Juni 1815.

Auf Befehl des Feldmarschalls Fürsten Blücher.
Der General Graf von Gneisenau."

Bei Delbrück aber, das Leben des Feldmarschalls Grafen von Gneisenau, Teil II S. 215 heißt es:

„Auch die beiden Oberfeldherrn trafen sich bei einem Gehöft jenseit Belle-Alliance, nicht bei Belle-Alliance, wie Gneisenau glaubte und der preußische Schlachtbericht angiebt. Wellington behauptete, daß Zusammentreffen habe erst in Genappes stattgefunden. Auch das ist ein Irrtum, da Wellington nicht bis Genappes gekommen ist."

Bei Blasendorff: „Gebhard Leberecht von Blücher", Berlin 1887 liest man S. 331:

„Es war schon etwas dunkel, als er (Wellington) gleich hinter dem Pachthofe Belle-Alliance (nach Nernst in Magazin für Litteratur des Auslandes 1839 Nr. 90 u. 91 „„nicht 20 Schritt von dem Hause"") mit Blücher zusammentraf. Es war ein freudiges Wiedersehn, die beiden Führer sanken sich in die Arme."

Nernst war Augenzeuge. — Blasendorff berichtet ferner S. 297:

„Man erzählte Blücher hätte sich, als der Enthusiasmus des Volkes während seines Aufenthalts in London gar zu stürmisch wurde, einen falschen Arm und einen ausgestopften Handschuh machen lassen und diese aus dem Wagenschlag herausgehalten, weil er seinen echten Gliedern die Anstrengung nicht zumuten konnte."

Das ist natürlich eine Fabel; Rückert hat deshalb ein Gedicht darauf gemacht.

Nach der Niederwerfung Bonapartes kam etwas Ruhe über das Jahre lang gequälte Europa; somit finden auch wir Muße für ein Idyll. In der Nähe des Toplitzsees (hinter dem Grundlsee im Salzkammergut) befindet sich ein Denkstein mit der Inschrift: „Am 19. Juli 1819" — weiter nichts. Es ist dies das Datum des Tages, an welchem Erzherzog Johann von Österreich, der 1849 deutscher Reichsverweser wurde, auf einem ländlichen Fest Anna Plochl, die Tochter des Postmeisters von Aussee kennen lernte, nachmals als seine Gemahlin zur Gräfin von Meran erhoben. Hieran hat sich eine Novelle heraufgerankt, Anna hätte, weil grade kein Postillon zu Hause war, sich als solcher verkleidet und den Erzherzog nach Bruck gefahren u. s. w. u. s. w.; die Erzählung ist hübsch, würde sich auch zur Operette eignen, aber sie ist unhistorisch.

Zum Schluß verweise ich noch auf Büchmann, wegen einiger andern, deutschen Persönlichkeiten in den Mund gelegten Aussprüche, z. B. des „beschränkten Unterthanenverstandes" des Ministers von Rochow und des Wortes: „Macht geht vor Recht" des Fürsten Bismarck; beide Aussprüche sind in dieser zugespitzten Form von den Betreffenden nicht gemacht worden. Der Kladderadatsch zeichnet den pater patriae bekanntlich stets mit drei Haaren auf fast kahlem Kopfe (diese

drei Haare sind eine Erfindung von Wilhelm Scholz, dem Zeichner des Kladderadatsch); infolgedessen hat man 1870 bei Ems einen entwaldeten Berg, auf dem nur drei einzelne Bäume stehen geblieben, Bismarckskopf benannt. Ob nicht spätere Generationen glauben werden, der Fürst hätte wirklich nur drei Haare gehabt oder ob sie sich nicht noch ganz andere Geschichten zur Erklärung der Benennung zusammenfügen werden? Bismarck hat auch nicht 1864 gesagt: „Wir werden das Geld nehmen, wo wir es finden". Die beiden bekannten Stichworte „Blut und Eisen" und „catilinarische Existenzen" sind wenigstens nicht von seiner Erfindung. Mit Beziehung auf „Blut und Eisen" hat Bismarck einer Gruppe von Vertretern der technischen Hochschulen bemerkt (Berliner Börsen-Zeitung vom 29. Mai 1890):

„Man schreibt mir die Äußerung zu, nur durch Blut und Eisen könne die Einheit Deutschlands hergestellt werden, aber dieses ist falsch verstanden worden. Ich habe gesagt, und es war mein stetes Bestreben es zu erfüllen, man müsse dem König möglichst viel Macht geben, damit er im Notfalle alles Blut und Eisen in die Wagschale werfen könnte u. s. w."

In einem ungedruckt gebliebenen Aufsatze vom Ende Oktober 1840 (aus welchem jedoch der Schwäbische Merkur Ende August 1870 einige Proben anzuführen Gelegenheit hatte) findet sich bei Max Schneckenburger, dem Dichter der Wacht am Rhein, der Ausdruck „Eisen- und Blutkur". Bismarck hat auch nicht gesagt: „Ein Zeitungsschreiber sei ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hat", sondern im Nov. 1862 zu einer der damaligen sogenannten „Loyalitäts-Deputationen": „die oppositionelle Presse sei zum großen Teile in Händen von Juden und unzufriedenen, ihren Lebensberuf verfehlt habenden Leuten". Hierbei liegt vielleicht ein Nachklang früheren Lesens zu grunde. In einem Briefe des unter dem Namen Bailli von Mirabeau bekannten Oheims des großen (Gabriel Honoré) Mirabeau an dessen Vater findet sich laut einer Mitteilung von Zeterling in der Zeitschrift „die Gegenwart" vom 24. April 1875 folgende Stelle:

„*Les écrivains sont communément des plébéiens, tirés de la vraie occupation de leurs semblables, espèce de parvenus et presque toujours habitants de grandes villes. En voilà bien plus qu'il n'en faut pour voir les objets bien différents de ce qu'ils sont.*“ (*Memoires de Mirabeau,* Band II, S. 42.)

Von der politischen Partei der „National-Liberalen“ soll Fürst Bismark gesagt haben: „er würde sie an die Wand drücken, bis sie quietschten“. In einer Unterredung mit Julius Rittershaus, dem Eigentümer des „Frankfurter Journals“ bestritt der Fürst, diese Äußerung jemals gethan zu haben und bemerkte, sie wäre ihm unsympathisch und ekelhaft.

Der zündende Funke in seiner Rede vom 6. Februar 1888 im Reichstage: „der Deutsche fürchtet nur Gott und sonst nichts auf der Welt“ stammt von Ernst Moritz Arndt

„Es wurden die Väter gepriesen,
Als mutige Löwen im Streit;
Die Weichlinge nannten sie Riesen;
Ihr Schwerthieb schlug tief und schlug breit.

Ihr Speer fuhr durch Roß und durch Reiter,
Durch Panzer und Schild wie der Blitz.
Sie fürchteten Gott und nichts weiter
Und hielten nur Tugend für Witz.“

und — noch weiter zurück verfolgt — von Racine, der in seiner Athalie in der ersten Scene des ersten Aktes, den Hohenpriester Joas zum Feldhauptmann Abner sagen läßt: *Je crains Dieu, cher Abner et n'ai point d'autre crainte.* Ludwig XIV. äußerte bei dieser Stelle seinen Beifall gelegentlich der Aufführung 1691 durch Kopfnicken und Katharina II. von Rußland citierte den Vers in einem 1791 geschriebenen Briefe an den schon erwähnten hannoverschen Arzt J. G. Zimmermann. — In dem Alexanderlied des Eschenbach soll der 22220. Vers lauten: „wir vorchten niemann, wann Gott“. — Nach dem Attentat Nobilings soll Kaiser Wilhelm I. haben abdanken wollen. Bismarck hätte es verhindert und darüber geäußert: „ich brauche ihn noch“; nach seinem Sturze

unter Kaiser Wilhelm II. soll er geäußert haben: „*le roi me reverra*“; er hat beide Aussprüche in Abrede gestellt.

Im Januar 1872 brachte eine „Illustrierte Zeitung“ ein Bild von Fr. Schulz mit einem Gedichte von Petsch: „Der Helm von Mars la Tour“.

„Beides sollte den Eindruck schildern, den ein auf dem Schlachtfelde vom 16. August (1870) liegen gebliebener Kürassierhelm, an welchem sieben klaffende Hieb- und Stichwunden sichtbar waren, während die Leiche des tapferen Kürassiers daneben lag, auf den König (Wilhelm) gemacht habe. Er habe — so erzählt das Gedicht — diesen Helm lange betrachtet und dann befohlen, ihn mitzunehmen, so daß derselbe jetzt in den Prachtgemächern des Kaisers aufbewahrt werde.“ (L. Schneider; Aus dem Leben Kaiser Wilhelms; Berlin 1888, Teil III, S. 228 f.)

Schneider las dasselbe dem König vor.

„Er hörte aufmerksam den schwungvollen Versen zu und sagte dann: „„Recht hübsch, aber kein Wort davon wahr! . . . .““

Schneider erinnerte daran, daß ein solcher Helm sich unten im Garderobenzimmer befände.

„„Nun dann mögen ihn meine Leute oder sonst irgend jemand mitgenommen haben. Ich habe keinen gesehn und dessen müßte ich mich doch erinnern, namentlich wenn ich so empfindsame Gedanken dabei gehabt hätte, wie das Gedicht sie mir zuschreibt.““

Kaiser Wilhelm I. ärgerte sich immer, wenn er Darstellungen erblickte, wie Graf Moltke ihm den Sieg bei Gravelotte meldet.

„Jedesmal, wenn ich ein Bild vorlegte, auf dem der Kaiser nach der Schlacht bei Gravelotte oder sonst wo von dem herbeieilenden Grafen Moltke die Nachricht empfängt: „„Die Schlacht ist gewonnen““ schüttelte der Kaiser den Kopf und bemerkte: „„Sonderbar! Was denken sich nur die Leute dabei? Von einer Schlacht, die ich selbst kommandiert habe, werde ich doch, wenn ich Abends vom Pferde steige, wissen, ob sie gewonnen oder verloren ist. Das wird mir doch nicht gemeldet!“ (L. Schneider a. a. O. III. S. 237.)

Im Jahre 1888, welches beide, den Kaiser Wilhelm I. (9. März) und den Kaiser Friedrich (15. Juni) abberief, entstanden auch zwei letzte Worte. Kaiser Wilhelm I. soll kurz vor seinem Dahinscheiden gesagt haben: „ich habe keine Zeit müde zu sein“. Es ist dies eine etwas freie Übersetzung des letzten Wortes des Kaisers Severus: „Adeste, si quid mihi agendum“, (Dio Cassius 76, Kap. 17, Schluß) oder nach restat andern: laboremus. — Kaiser Friedrich soll zu seiner Gemahlin gesagt haben: „Lerne zu dulden ohne zu klagen“; auch das wäre nur eine freie Übersetzung des alten

italienischen Spruches *„soffre e taci“* oder des ἀνέχειν καὶ ἀπέχειν des Epictet (Gellius; N. A. I. 17, Kap. 19). — Beide Aussprüche sind gänzlich unerwiesen; vielleicht infolgedessen stehen sie unter den Brustbildern der beiden Kaiser auf deren Denkmal in Hirschberg in Schlesien.

Betreffs der Geschichte Preußens speziell des deutschen Ordensstaates stellen wir einige beliebte historische Irrtümer zusammen an der Hand von Lohmeyers Geschichte Ostpreußens; 2. Auflage 1881, Teil I; so ist z. B. der seit der Königskrönung von 1701 offiziell gewordene Name Borussi und Borussia erst im Anfange des 16. Jahrhunderts von einem gelehrten Antiquar gebraucht, dem die Borusker des Ptolemäus vorschwebten; (Lohmeyer I, S. 10). Ferner ist die noch von Voigt in seiner Geschichte Preußens angenommene Ableitung der Wörter von po—russi = neben den Russen wohnend, sprachlich unmöglich.

Über den Zustand, in welchem der deutsche Orden die eingeborenen Preußen gefunden, wissen wir wenig oder nichts und das geschilderte Idyll dürfte wohl nie existiert haben.

„Hier ist vollends alles, was Ausführlicheres gang und gebe ist und noch immer allgemein nacherzählt wird, erst durch spätere Schriftsteller hineingekommen und beruht so gut wie ausschließlich auf willkürlicher Phantasie, zumeist auf der des Tolkemiter Mönchs Simon Grunau, der bei seinen Vorläufern noch verhältnismäßig wenig fand“ (Lohmeyer, Teil I. S. 26). — Die bekannte Göttertrias der Perkunos, Potrimpos, Pikollos . . . . . kennt nur Grunau als die obersten Götter, dafür aber auch keine andere Gottheit“ (ebenda S. 30).

Grunau (Preußische Chronik herausgegeben von M. Perlbach, R. Philippi und P. Wagner, Leipzig 1875 ff.) thut hier genau so, wie Griechen und Römer, welche auch immer bei andern Völkern gern Gleichklang mit oder mindestens Anklang an ihre eigenen Vorstellungen über das Göttliche suchten — und fanden. „Die Inschrift auf der angeblichen Hauptfahne der alten Preußen zu Romove, deren Zeichen Grunau anzugeben weiß, ist endlich, nachdem sich so viele Gelehrte an ihrer Erklärung abgemüht hatten, von Voigt als eine der unverschämten Erfindungen des Mönches zurückge-

wiesen worden". Auch die Geschichte der Eroberung Preußens selbst ist voll von Verschönerungen. König Ottokar von Böhmen (1254) z. B.

„mag wohl, um das Land, welches seine Truppen erobern sollten, wenigstens mit eigenen Augen zu sehen, nach dem entlegenen Samlande geeilt sein, vielleicht an einem Streifzuge sich beteiligt, einige Landesedle aus der Taufe gehoben und auch bei der Auswahl einer zur Anlage der Hauptburg passenden Stelle mitgewirkt haben, aber eine wirksamere Teilnahme am Kampfe, gar die völlige Unterwerfung des Landes darf ihm nicht zugeschrieben werden; denn dazu reichte die Zeit seines Aufenthaltes in jener Gegend selbst, die nur wenige Tage gedauert haben kann, lange nicht aus." (Lohmeyer S. 92.)

Die goldene Zeit des Ordens war unter Winrich von Knieprode (1351 bis 1382), aber sie ist von vielen „Historikern" doch zu golden geschildert worden.

„Nicht alles von dem, was die herkömmliche Überlieferung diesem bedeutenden Fürsten, zumal in betreff der inneren Landesverwaltung zuzuschreiben pflegt, ist auf ihn zurückzuführen. Vieles verdankt nur volkstümlicher Sage, welche, unfähig der Entwickelung der Dinge nachzugehn, Vorhandenes an bestimmte Personen anzuknüpfen pflegt, oder willkürlicher Erdichtung seinen Ursprung; manche Einrichtung sogar, für die er gewöhnlich gepriesen wird, hat überhaupt gar nicht bestanden." (Lohmeyer I. S. 214.)

Er hat z. B. nicht das Vogelschießen in Preußen eingeführt, welches die Einwanderer aus Deutschland auf eigene Hand mitgebracht hatten.

„Der hohe rechtskundige Rat vollends, welchen er, die bedeutendsten Rechtsgelehrten aller Länder nach Marienburg berufend, um sich versammelt haben, und dem die schwierigsten Fälle nicht bloß aus Preußen, sondern aus der ganzen Welt des römischen Rechtes zur Entscheidung vorgelegt sein sollen, hat niemals bestanden." (Lohmeyer I. S. 256.)

Unter seiner Regierung (17. Febr. 1370) fand auch die so berühmt gewordene Schlacht bei Rudau etwa 3 Meilen nördlich von Königsberg statt, in welcher die Ordenstruppen die unter Olgierds und Kinstuttes Führung eingebrochenen Littauer und Samaiter zurückschlugen. Diese Schlacht aber

„war nichts weniger als ein geordneter, nach den Regeln der Kriegskunst geführter Kampf, wozu man sie später gern gemacht hat, sondern gleichfalls (d. i. wie viele vorhergegangene Kämpfe) ein wüstes Aufeinanderplatzen der Massen; nur deswegen hat sie sich länger in der Erinnerung der Menschen erhalten, weil sich in ihr größere Heere als sonst gewöhnlich in diesen Kriegen gegenüberstanden, und weil sie in der unmittelbaren Nähe der späteren Hauptstadt des Landes geschlagen wurde. Darum hat sich vorzugsweise auch ihrer die spätere Sage und Erdichtung bemächtigt. Um davon hier nur eines anzuführen: die Erzählung von dem kühnen Schustergesellen Hans von Sagan, der angeblich die dem Orden günstige Entscheidung der

schon verloren gegebenen Schlacht herbeigeführt hat, ist vielleicht eine Wappensage des 16. Jahrhunderts."

Voigt in seiner Geschichte Preußens schreibt hierüber:

„Es hat sich lange im Volke die Sage erhalten, ein kühner Schustergesell, eines Bürgers Sohn aus Königsberg, Hans von Sagan genannt, habe für den Orden die Entscheidung des Sieges gegeben; denn als im Anfange der Schlacht das Ordensvolk schon gewankt und zum Teil sich zur Flucht gewendet, habe er, obgleich selbst am Fuße verwundet, dem Bannerführer eine Fahne entrissen oder ein vom Feinde erbeutetes Panier gerettet, es hoch emporgeschwungen und also die Weichenden wieder zum Kampfe ermutigt. In dieser Stellung, die Fahne in der Hand, das Schwert zur Seite, den Federhut auf dem Haupte, zeigt man ihn heute noch auf Brunnen und Kirchenfahnen; doch wird auch vermutet, es sei dies das Standbild des heiligen Florian. Der Hochmeister soll ihm als dankbaren Lohn versprochen haben, Königsbergs Bürger alljährlich zu einem Freudenfeste auf der Burg zu versammeln und gastlich zu bewirten. Ihnen zur Feier soll sich das Gastfest bis in spätere Zeiten erhalten haben. So die Sage."

Auf einer ziemlich schäbigen, hölzernen Pumpe in der „Brandenburger Thorstraße" in Königsberg i. Pr. sieht man noch heute eine Figur des angeblichen „Hans von Sagan", welche die Erinnerung an seine ungeschehenen Heldenthaten frisch erhält. (Zu vergleichen: Lohmeyer: die Littauerschlacht bei Rudau in Samland 1370, ihre gleichzeitige und ihre spätere Darstellung; hat mir nicht vorgelegen.)

Der wahre Name und die Herkunft des Kaspar Hauser († 17. Dezember 1833) sind bekanntlich immer noch nicht aufgeklärt. Eine ganz schändliche Fabel aber ist seine Abstammung aus der badischen Regentenfamilie. Danach sollte er der 29. September 1812 geborene Erbprinz gewesen sein, den die zweite Gemahlin des Großherzogs Karl, die Gräfin Hochberg, gegen ein anderes eben gestorbenes Kind vertauscht hätte (16. Oktober 1812), um ihren Kindern die Erbfolge zuzuwenden. Diese Erfindung ist widerlegt in einer Broschüre von Dr. Mittelstädt, Kaspar Hauser und sein badisches Prinzentum, Heidelberg 1876. Sie hat ihre weite Verbreitung wie so viele Unwahrheiten, die sich in die Geschichte Hausers eingedrängt haben, durch einen Roman gefunden: „Caspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt von * * * *", Stuttgart 1834 bei Balz. Über diesen Roman brachte die National-Zeitung vom 14. Juni 1883

eine Mitteilung des Rechtsanwaltes J. F. Widmann in Stuttgart, der wir folgendes entnehmen:

„Der Roman erschien im Verlage meines Schwagers P. Balz, einer Firma, an der ich selbst finanziell beteiligt, und in deren geschäftliche Dinge ich daher eingeweiht war. Der Verfasser war der verstorbene Litterat Friedrich Seybold; er war ein genauer Bekannter von mir, und wir haben oft unsern Scherz über sein Buch gehabt. Um (1833) die nötigen Geldmittel zum Unterhalt zu gewinnen, entschloß er sich einen Roman zu schreiben, und wählte hierzu das Leben und Sterben Kaspar Hausers in Verbindung mit dem damals verbreiteten Gerüchte, dieser sei ein vertauschter badischer Prinz, als einen anregenden, innerlich romantischen Stoff, um so mehr als die Teilnahme des Publikums an Hausers Schicksalen einen guten Absatz versprach. Schon aus dieser Entstehungsgeschichte des Romans und aus dem Mangel jeglicher wirklicher Quellen — denn statt solcher diente für das angebliche badische Prinzentum nur das umlaufende Gerücht — ergiebt sich, daß der Roman keinerlei historischen Wert hatte oder auch nur beanspruchte. Was in demselben insbesondere gesagt ist über: a) Kasper Hausers fürstliche Abkunft und Beziehungen, b) seine Vertauschung und die Gründe seiner Verbergung und die Umstände seiner angeblichen Ermordung, c) Äußerungen und Träume seiner angeblichen Mutter (der Großherzogin Stephanie), d) über eine Staatsratssitzung wegen der ihm angeblich vorenthaltenen Tronfolge — alles dies beruht ganz bestimmt lediglich auf dichterischer Erfindung, und wir haben — ich war damals ein junger Mann — oft unsern herzlichen Spaß daran gehabt, wie Seybold, ein witziger und gewandter Kopf, diese Sache zusammengemacht hat. Daß er für die eben angeführten Punkte keinerlei thatsächliche Unterlage gehabt, kann ich daher mit voller Sicherheit feststellen. Auch ist in dem Romane, obwohl er den Namen Kaspar Hausers auf dem Titel führt, über diese Person selbst eigentlich sehr wenig gesagt, eben aus dem Grunde, daß Seybold nichts Verlässiges darüber wußte. Wie ich nun gesehen, daß in den Druckwerken über Kaspar Hauser als Tronerben Badens vom Jahre 1840 (1845), 1870 und 1883 (Coppenrath), mit Veränderung der romanhaften Namen in solche des Badischen Hauses, Hof- und Staatsdienstes, ganze Stücke des Seyboldschen Romanes wörtlich oder fast wörtlich ohne Angabe der Quelle abgedruckt sind und zwar so, als rührten sie aus wichtigen Dokumenten und Memoiren her, so mußte ich auch wieder weidlich lachen über diesen merkwürdigen Gang der Dinge. Denn dies sind offenbar Plagiate von Seybolds Schrift, nur dadurch unterschieden, daß dieser die seinige ehrlicher Weise als das, was sie war, nämlich als einen Roman bezeichnete, während seine Nachschreiber sich mit seinen Federn als Historiker aufputzten." Widmann fügte den Worten, mit denen er die Ermächtigung diese Enthüllung zu veröffentlichen gab, die treffende Bemerkung hinzu: „Ja, ich würde es für Unrecht erachten, mit dieser Wahrheit zurückzuhalten, nachdem sich gezeigt hat, welche weittragenden litterarischen Folgen sich allmählich an die einstige romantische Dichtung meines Freundes Seybold angeknüpft haben."

Am gründlichsten aufgedeckt ist der ganze Kaspar Hauser-Schwindel bei Antonius von der Linde in seinem Werke: Kaspar Hauser, eine neugeschichtliche Legende; Wiesbaden 1887.

Kaspar war ein schlauer Bauernjunge und vorher wohl

Stallknecht gewesen. Von Zeit zu Zeit, namentlich bei politischer Windstille tauchen mit der Seeschlange immer wieder Feuilletons auf, welche sich des Kaspar erbarmend annehmen.

Die Leipziger allgemeine Zeitung vom 13. Februar 1840 veröffentlicht folgende Notiz den Grafen Anton Auersperg betreffend:

„Anastasius Grün befindet sich seit einigen Tagen hier, um sich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben, da seine Frau, geborene Gräfin Attems, Sternkreuzordensdame geworden und doch nicht allein zu Hofe gehen kann. Der Graf soll der Poesie völlig entsagt haben."

Hierauf bezieht sich Herweghs Erguß in seinen „Gedichten eines Lebendigen" mit der Überschrift „Anastasius Grün", worin er sich ganz in Zorn hineindichtet und schließt:

Schon hör' ich Dich: „Herz, Herz, nicht mehr so warm!
Wir geh'n zu Hofe — Gräfin! — Ihren Arm!"

Die ganze Nachricht war nur Klatsch; der Censor hatte aber dessen Berichtigung unterdrückt; Herwegh hatte sich eigentlich ganz unnützerweise aufgeregt.

Als einen drolligen Belag dafür, daß es selbst mit dem Zeugnis von Zeitgenossen oft seinen Haken hat, wollen wir anführen, daß der württembergische Historiker Professor Zimmermann († 1878), Verfasser einer Geschichte des großen Bauernkrieges, in seiner „Geschichte der Deutschen Revolution", zweite Auflage 1851, erzählt, es sei beim Aufstande in Berlin, 18. März 1848, in der „Breiten Straße" daselbst eine Kanonenkugel eingeschlagen mit der Umschrift: „An meine lieben Berliner", wozu er bemerkt „Viele Tausende haben am anderen Tage diese Kugel gesehen und die Umschrift gelesen". Bekanntlich hat wirklich eine Kugel in der Breiten Straße eingeschlagen: am andern Tage ist eine Proklamation des Königs erschienen, datiert „in der Nacht zwischen dem 18. und 19. März", mit den Worten beginnend „An meine lieben Berliner", welche Worte dann ein Witzbold über die eingeschlagene Kanonenkugel an die Mauer schrieb. Die zusammenziehende Wirkung der Tradition, des Hörensagens wird an diesem Beispiel sehr deutlich. — In

dieser Proklamation zeigte der König an, daß er Befehl gegeben habe, die Truppen aus Berlin zurückzuziehen. Über die Frage, wer ihn zu diesem Schritt bewogen, schwebt auch ein noch unaufgeklärtes Dunkel.

Als Österreich nach seiner militärischen Niederlage in Italien (1859) eine konstitutionelle Regierung einführen wollte, weigerte sich bekanntlich der ungarische Landtag Delegierte für den in Wien tagenden Reichsrat zu wählen. Darauf soll der österreichische Ministerpräsident, von Schmerling (geb. 23. August 1805, † 23. Mai 1893), gesagt haben: „die Ungarn werden uns schon kommen, wir können warten“. In Wirklichkeit aber hat nicht von Schmerling, sondern der ungarische Abgeordnete Déak bei dieser Gelegenheit gesagt „Wir können warten“, während von Schmerling diese Worte bei einer ganz andern harmlosen Veranlassung, nämlich in einer Debatte über das Preßgesetz (22. Oktober 1862) angewandt hat. (Direkte Mitteilung des Herrn von Schmerling.)

Der letzte Herzog von Anhalt-Bernburg, Alexander († 19. August 1863) soll einmal gesagt haben, „ich muß eine Eisenbahn in meinem Lande haben, und wenn es mich tausend Taler kosten sollte“. Dieser Ausspruch ist jedoch, wenn nicht ganz erfunden, doch mindestens verdreht. Aber als höchst charakteristisch für unsere kleinstaatlichen Verhältnisse ist er so populär geworden.

Unsern beiden Dichtern Goethe und Schiller hat man auch passende letzte Worte zurecht gemacht; für jenen: „Mehr Licht“, für diesen: „Einen Blick in die Sonne“. Sehr hübsche Seitenstücke. (*Aux regards d'un mourant le soleil est si beau;* Lamartine.) In dem Goetheschen Ausruf, den am schönsten ein Gedicht von A. Knapp benutzt, hat sogar ein über nicht-englische Sachen mit der bekannten englischen Leichtfertigkeit urteilender, vermutlich nur schlecht deutsch verstehender Britte die Devise der ganzen deutschen, ihm zu nebelhaft erscheinenden Litteratur gefunden!! Der

sterbende Goethe aber hat gar nichts gesprochen. Immermann (Memorabilien, Band III S. 165) erzählt aus sehr guter Quelle, der alte Herr sei in seinem Lehnstuhl sanft in den ewigen Todesschlaf hinübergeschlummert, und selbst die Schwiegertochter, Ottilie von Goethe, die zugegen gewesen sei, habe den Moment seines Todes nicht bemerkt. — Dr. Gerloff in Göttingen hat Ende Juli 1881 aus dem Munde Walther von Goethes (des Enkels) gehört,

„daß der „Apapa" sehr das milde, grünlich gefärbte Licht liebte, welches bei Sonnenbeleuchtung in sein Studier- und sein Schlafzimmer fiel. Um seine Augen zu schonen, hatte man in diesem die Vorhänge zugezogen und da bat er, um sich an dem Anblicke seines Gartens zu erfreuen, in der That um „mehr Licht" mit diesen Worten. Das war einige Tage vor seinem Tode. Später haben es ihm die Menschen als letztes Wort in den Mund gelegt."

Schiller hat allerdings am Abend vor seinem Todestage die Sonne zu sehen verlangt. Ein sogenanntes „letztes Wort" hat er nach seinem Biographen Palleske aber auch nicht gesprochen. Beide „letzte Worte" sind vielleicht nur ein Nachklang desjenigen, welches, wohl auch irrtümlich, Rousseau'n zugeschrieben wird: „*Je m'en vais voir le soleil pour la dernière fois.*"

Über Goethes Kindheit stammen viele Anekdoten aus Bettina von Arnims „Briefwechsel Goethes mit meinem Kinde". Bettina hat aber arg geflunkert, wie Düntzer in seinem Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit" (speziell S. 91 ff.) nachgewiesen hat. Wilhelmine von Chézy, mit der bekannten Erbarmungslosigkeit, deren sich Weiber gegeneinander so gern befleißigen, sagt von ihr sogar „sie lüge nicht immer", während Düntzer nur bemerkt: „Ihre schrankenlose Aufschneiderei, die für wahr hält, was sie sich vorschwindelt, spottet aller Vorstellung". Johanna Schopenhauer endlich hat an Holtei über „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" geschrieben: „Bettina hat ein Lügengewebe, mit Gold und Silber und schreienden Farben staffiert, zu Tage gebracht." Aus dieser trüben Quelle nun stammen die Geschichten, daß die Großmutter nach der sehr schweren Geburt des Knaben

der anfangs für tot gehalten wurde, der Mutter zugerufen „Rätin, er lebt!“ —, was stark an einen shakespeareschen Trompetenstoß beim Auftreten eines Königs erinnert und in „Dichtung und Wahrheit“ nicht erwähnt wird —, daß er schon mit neun Wochen ängstliche Träume gehabt, daß er in seinem dritten Jahre über ein häßliches Kind außer sich geraten und so lange geschrieen, bis es fortgebracht wurde. Diese letzte Anekdote ist recht geschickt erfunden und wäre falls wahr sehr charakteristisch für Goethe, der sich immer gern alles unangenehme vom Leibe hielt. — Von Goethes lieblichem Idyll mit Friederike Brion fällt auch mancher hübsche Zug. Daß Kaulbachs Illustration dazu ein Phantasiegebilde ist, ist selbstverständlich; das sessenheimer Pfarrhaus besteht nicht mehr, aber ein Bild davon wird im Goethehause in Frankfurt a. M. aufbewahrt; es hatte keine Veranda, die den Rahmen zu einem Bilde hätte abgeben können. Goethe war bei der Abfassung (in Dichtung und Wahrheit) auf einen Gleichlauf mit dem *Vicar of Wakefield* bedacht und in seinen Gesprächen mit Eckermann (17. Februar 1830) hat er bekannt, daß in der betreffenden Darstellung, ebenso wie in den „Wahlverwandtschaften“ kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber auch kein Strich so, wie er erlebt sei; allein auch das ist noch viel zu viel oder vielmehr viel zu wenig gesagt.

„Für Goethes wunderbare Lebendigkeit der Darstellung spricht gewiß nichts deutlicher, als daß seine Historiker und die Kommentatoren seiner Werke sich nur schwer von dem Gedanken befreien können, in „Dichtung und Wahrheit“ eine geschichtliche Quelle zu besitzen.“ (Meyer von Waldeck, Goethes Märchendichtungen, Heidelberg 1879, S. 38.)

Die Erzählung, daß er in einer Vision sich selbst gesehen, zu Pferde und in einem goldgestickten Kleid, wie er wirklich nach acht Jahren den Weg zurückgeritten sei, dient, wie die Erscheinung der Hexen im Macbeth, offenbar nur zur Personifikation des Motivs, welches ihn veranlaßte, sich von Friederiken loszureißen; es war die glänzende Zukunft, welche

er durch eine Heirat mit der Geliebten verscherzt haben würde. Selbst der kluge Schopenhauer hat diese Allegorie für bare Münze genommen (Parerga I. 296), während Düntzer in seiner Biographie (Leipzig 1880) sie einfach ignoriert. Zu den späteren Ausschmückungen des ersten Sessenheimer Besuchs gehört wohl auch, wo nicht die ganze Geschichte der Verkappung und Verkleidung, so doch der beste und gefälligste Teil derselben. Von der zweiten Verkleidung namentlich sind nachweisbar gerade die bedeutendsten Einzelheiten erfunden, so z. B. höchst wahrscheinlich der Wirtssohn aus Drusenheim, der Goethen seine Kleider geliehen und ganz bestimmt der Kindtaufkuchen und auch das romantische Zusammentreffen mit Friederiken im Nachtigallenwäldel. Goethe verschiebt die ganze Erzählung in die schönen Jahreszeiten, Frühling und Sommer, was auch nicht stimmt, aber für das Idyll wünschenswerter war. Er hat in dieser Zeit wahrscheinlich das Gedicht: „Kleine Blumen, kleine Blätter" verfaßt, nicht etwa schon als Knabe, wie es Gutzkow im Königslieutenant uns vorführt. — Später hat ihr der verbummelte Lenz aus Eitelkeit den Hof gemacht; daß sie ihn wiedergeliebt, ist eine von ihm erfundene Fabel, höchst wahrscheinlich auch, daß sie 1788 bis Anfang 1793 in Paris und Versailles gewesen und dort in der großen Welt eine gewisse Rolle gespielt habe. — (Weitere Einzelheiten bei Lucius [Pfarrer in Sessenheim; † 12. Oktober 1885]: Friederike Brion von Sessenheim. Geschichtliche Mitteilungen. Straßburg 1878; — Froitzheim, Friederike von Sessenheim, nach geschichtlichen Quellen; Gotha 1893, mag hier seiner staatsanwaltlichen Ungeheuerlichkeit wegen erwähnt werden.) — Goethe kann auch nicht wohl sein niedliches Märchen von der neuen Melusine, wie wir es jetzt kennen, in der Laube in Sessenheim vorgetragen haben, wie er uns glauben machen will, ebensowenig, wie er das entzückende Knabenmärchen, „der neue Paris," wirklich als Knabe erzählt hat. (Vergl. Meyer von Waldeck:

Goethes Märchendichtungen, schon S. 321 erwähnt.) — Sehr drollig ist auch eine gelungene Mystifikation, die in vielen seiner Biographien spukt, betreffs des Besuches, den er 1814 seiner Vaterstadt abstattete. Lewes, der englische Biograph des Dichters, z. B. erzählt ganz ernsthafterweise, daß die Stadt ihm ähnlich wie Paris dem greisen Voltaire eine Huldigung im Theater dargebracht, weil seine Schilderung des Heimatsortes in „Dichtung und Wahrheit“ die Einwohner so angenehm berührt hätte.

„Im Theater wurde „Tasso“ mit großem Pomp aufgeführt. Sobald Goethe in der für ihn hergerichteten, mit Blumen und Lorbeerkränzen geschmückten Loge erschienen war, wurde Haydns Symphonie gespielt und das ganze Haus erhob sich mit enthusiastischen Zurufen. Die Symphonie ertönte weiter, aber die Jubelrufe übertönten sie. Endlich hob sich der Vorhang und allmählich senkte sich eine feierliche Stille auf das ganze Haus. Ein Prolog begrüßte den Dichter und war das Zeichen für erneuerte Zurufe. Nach dem „Tasso“ kam ein Epilog, während dessen die Lorbeerkronen von den Büsten Ariosts und Tassos genommen und an Goethe übergeben wurden. Und nachdem alles vorüber war, waren die Gänge und Treppen des Theaters mit Bewunderern überfüllt, durch welche er, seinen Dank lächelnd, hindurchschritt.“

Jedenfalls hätte es so sein sollen. In der That aber war die einzige kleine Aufmerksamkeit, welche man dem Dichter erwies, diese, daß die Theater-Direktion die Aufführung der Oper Titus, welche er zu hören wünschte, auf einen ihm passenden Tag verlegte — sonst geschah nichts, was seinen Freund Willemer, den Gatten der „Suleika“ des „West-östlichen Divans“, so ärgerte, daß er sich oben skizzierte Feier erdachte und sie in der Form eines trockenen Berichtes in das „Morgenblatt“ vom 28. September einschmuggelte, von wo sie ihren Weg in die Lebensbeschreibungen gefunden hat. (Vergl. Düntzer, Goethes Leben; Leipzig 1888, S. 590.)

Von Schiller wird auch erzählt, er wäre als Knabe einst während eines Gewitters bei der Abendmahlzeit vermißt und dann auf einem hohen Lindenbaum gefunden worden, wo er sich überzeugen wollte, „woher denn das viele Feuer am Himmel käme“. (Anonym [faktisch Oemler]; Schiller der Jüng-

ling u. s. w.; Stendal 1806, S. 19.) Der grundehrliche Gustav Schwab, der auf diesen Schwindel angebissen hat, macht in seiner Biographie des Dichters dazu die Bemerkung

„Ist es nicht, als hätte Schiller sich schon am frühen Lebensmorgen im Arsenal der Schöpfung umsehen wollen, um dereinst von ihr jene Flammenblitze zu entlehnen, mit welchen er im Reiche der Geister die lang entweihte Bühne, und von der Bühne aus die Welt der Freiheit und Sittlichkeit zu reinigen unternahm?"

Ohne Zweifel ist es so; schade nur, daß die ganze Anekdote erfunden ist. Auch Bulwer (Lord Lytton) in der, seiner Übersetzung der Gedichte Schillers vorgedruckten Biographie, bringt dieses Histörchen. Die Entstehung dieser und ähnlicher Lügengeschichten, welche fast alle bedeutenden Biographen Schillers, Palleske, Düntzer und Weltrich ausgeschlossen, aufgenommen haben, ist dargelegt in Boas: „Schillers Jugendjahre" (Hannover 1856) in der Einleitung*). Sie stammen aus den Lügenbüchern eines Oemler. Beim Schreiben seiner Werke in der Nacht soll Schiller Rheinwein oder Champagner aus Pokalen getrunken oder auch starken Kaffee oder Weinchokolade zu sich genommen haben. (Anonym; [faktisch Oemler] Schiller oder Scenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben; Stendal 1805, S. 68); daß er dabei die Füße in kaltes Wasser gestellt, muß noch eine andere Quelle haben.

„Einen Kram unwahrer und absurder Nachrichten brachten J. G. Gruber**) und K. W. Oemler in Umlauf, unter dem frechen Anspruch, den Dichter zu ehren. Man hält es kaum für möglich, wie lange Zeit und in wie weite Schichten hinein diese Fälschungen nachwirkten. Oemler hatte eine Reihe von Anekdoten aus der Kindheit des Dichters erfunden, er fabrizierte Tagebücher und Briefe von Schiller, darunter die Briefe von „Karl" Moser; sie trugen das Gepräge der Geziertheit und Unkindlichkeit auf der Stirne, aber Hoffmeister und Gustav Schwab verwerteten in ihrer Biographie dieses Material." (Weltrich; Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke u. s. w.; Stuttgart 1885.)

Hegels letztes Wort († 1831) soll gewesen sein: „Von allen meinen Schülern hat mich nur einer verstanden" — mit dem Zusatze: „und der hat mich falsch verstanden"; so ähnlich erzählt es auch Heine „Zur Geschichte der Religion und Philosophie", Buch III; man bezog es gewöhnlich auf

*) Eduard Boas, 18. Jan. 1815 bis 29. Juni 1853.

**) „Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie u. s. w. Leipzig 1805.

Professor Gabler. In dem Brief der Witwe an seine Schwester, worin sie die letzten Stunden des Dahingegangenen beschreibt, steht aber davon kein Wörtchen. (Vergl. Rosenkranz, Hegels Leben; Berlin 1844, S. 422.)

Im selben Jahre wie Hegel und auch an der Cholera starb — Kyselack, der seinen Namen dadurch wohl in halb Europa bekannt gemacht hat, daß er ihn auf allen Bergen Tirols, Steiermarks, Salzburgs und in den Karpathen auf Höhen und auf fast unzugänglichen Stellen, Felsplatten, Thalwänden, Grotten und Höhlen anschrieb; er war Registratur-Accessist in der Hofkammer in Wien, hat dies jedoch nicht gethan, wie gewöhnlich erzählt wird, um eine ungetreue Geliebte stets an den Bruch ihres Liebesschwures zu erinnern, sondern weil er einmal in einem geselligen Kreise gewettet hatte, in welchem von Ruhm und Unsterblichkeit die Rede war, er werde seinen Namen durch das ganze Gebiet der Österreichischen Monarchie bekannt machen, ohne ein ungeheures Verbrechen zu begehen oder eine neue Art Selbstmord anzuwenden. Er gewann die Wette. Daß er aber zum Kaiser befohlen, während dieser in längerer Auseinandersetzung ihm verbot, kaiserliche Gebäude weiter zu beschmieren, einen unbewachten Augenblick benutzt hätte, seinen Namen auf Papiere zu schreiben, die auf des Kaisers Arbeitstisch lagen, ist erfunden. Auch wird erzählt, er hätte 1842 bei sehr niedrigem Wasserstand der Donau von einem sichtbar gewordenen Steine gehört, wäre hingefahren um sich da zu verewigen, hätte sich aber, da bis zu seiner Ankunft das Wasser schon wieder gestiegen war und den Stein bedeckt hatte, vor Kummer darüber an der Stelle ertränkt; dies ist auch erfunden; denn er war wie gesagt schon 1831 an der Cholera gestorben. Ein Vetter von ihm, Kriminalgerichtsrat Franz Kyselsack starb 1879, bei welcher Gelegenheit die Frankfurter Zeitung (8. Mai 1879) obiges veröffentlichte.

Bei Besprechung eines ausgestellten Gemäldes von Horace Vernet, die Begegnung Juda's mit der Thamar, Paris, 7. Mai 1843, führt Heine an, daß die Franzosen, seitdem sie mit dem Orient in unmittelbarste Bekanntschaft getreten, ihre Maler auch den biblischen Figuren ein morgenländisches Kostüm gaben.

„Auch Landschaft und Tiere des Morgenlandes behandeln seitdem die Franzosen mit größerer Treue in ihren Historienbildern, und dem Kamele, welches sich auf dem Gemälde des Horace Vernet befindet, sieht man es wohl an, daß der Maler es unmittelbar nach der Natur kopiert und nicht, wie ein deutscher Maler, aus der Tiefe seines Gemüts geschöpft hat." (Sämtliche Werke, Hamburg 1884, Band 10. S. 164.)

Aus dieser harmlosen Bemerkung Heines ist bei Lewes, *Life and works of Goethe* (erste Auflage 1855), Buch 6, Kap. 2 (Wilhelm Meister), ohne daß Heine erwähnt wird, die Angabe entstanden, ein Franzose, ein Engländer und ein Deutscher hätten einst den Auftrag erhalten, der Welt ihre Ansichten über das Kamel mitzuteilen. Der Franzose wäre nun nach dem *Jardin des plantes* gegangen, nach einer Stunde zurückgekehrt hätte er ein Feuilleton in tadellosem Französisch geschrieben, aber ohne unsere Kenntnisse betreffs des Kamels irgendwie zu erweitern, wäre jedoch selbst sehr zufrieden mit seiner Leistung gewesen und hätte gesagt *Le voilà, le chameau.* Der Engländer wäre gepäckbeladen nach dem Osten gereist, daselbst zwei Jahre das Kamel beobachtend geblieben, worauf er einen dicken Band voller Thatsachen zusammengestellt hätte, ungeordnet und unphilosophisch aber „schätzbares Material" für alle, die nach ihm kommen würden. Der Deutsche endlich, voll Verachtung für die Oberflächlichkeit des Franzosen und die unphilosophische *matter-of-fact*heit des Engländers, hätte sich in seine Studierstube zurückgezogen, um daselbst die Idee des Kamels aus der Tiefe seines moralischen Bewußtseins zu konstruieren; — „und er ist noch dabei." Das soll natürlich nicht Geschichte sein, sondern nur Anekdote; aber die Entwickelung ist doch sehr lehrreich für diejenige historischer Anekdoten.

Über Schopenhauer († 21. Sept. 1860) ist namentlich durch Dr. Wilhelm Gwinner (Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgange dargestellt; Leipzig 1862 S. 210 und Schopenhauers Leben; Leipzig 1878, S. 530), eine schon vorher in Frankfurt bekannte Anekdote sehr verbreitet worden.

„Bei der Mahlzeit sprach er gerne; doch verhielt er sich aus Mangel an tauglicher Tischgesellschaft öfter beobachtend. So legte er z. B. eine Zeit lang täglich ein Goldstück vor sich hin, ohne daß die Tischnachbarn wußten, was er damit wollte; nach aufgehobener Tafel nahm er es wieder an sich. Endlich darüber zur Rede gestellt, erklärte er: das sei für die Armenbüchse, wenn die am Tisch sitzenden Offiziere nur ein einziges Mal eine andere ernsthafte Unterhaltung als über ihre Pferde, Hunde und Frauenzimmer auf die Beine brächten.“

Sie kam mir verdächtig vor, weil das Goldstück, das ebensogut nur in Gedanken hätte zugesichert werden können, in etwas plumper, aber zum Erzählen günstiger Weise jedesmal wirklich erscheint. Ich fragte deshalb an bei Dr. David Asher in Leipzig († 2. Dez. 1890) und bei Dr. Gwinner selbst; jener wußte gar nichts darüber; dieser schrieb mir unterm 28. Nov. 1883:

„Die Anekdote vom Goldstück habe ich weder selbst miterlebt, noch kann ich mich erinnern, sie aus Schopenhauers Munde bestätigt erhalten zu haben; sie wurde aber s. Z. hier allgemein — mir ni fallor von Dr. Emden — erzählt und ich hatte keinen Grund nachmals an ihrer Echtheit zu zweifeln, da die Tischgesellschaft, in welcher sich Schopenhauer in den vierziger Jahren oft langweilte, ganz dazu paßte.“

Ich möchte die Geschichte aber doch für erfunden halten, — teils grade weil die Tischgesellschaft ganz dazu paßte, teils weil Schopenhauer sie selbst in Abrede gestellt hat, wie aus einem Feuilleton der Wiener „Neuen freien Presse“ (Nov. 1883) von Robert von Hornstein hervorgeht, der häufig mit Schopenhauer abends in Frankfurt im „Englischen Hof“ zusammen gekommen war, — teils — wenn das nicht genügt, — deshalb, weil eine ganz ähnliche Anekdote von dem Dichter Matthisson als von ihm selbst erlebt erzählt wird, über einen Engländer, der sich 1799 in Innsbruck aufgehalten hat, (Schriften von F. von Matthisson, Ausgabe letzter Hand, 5. Band, Zürich 1825, S. 253—255), der einen Louisdor ebenso vor sich hinlegt, in der — immer getäuschten — Erwartung, die jungen Herren vom Soldatenstand würden einmal von

etwas anderen reden, als „von Dirnengeschichten und vom Dienst“. — Die Anekdote von der goldenen Dose, welche Schopenhauer für Abtretung des Rechts eine kleine Geschichte zu erzählen, erworben und die er dann dem Verkäufer, als derselbe diese Geschichte gar zu stümperhaft vorträgt, wieder zuwirft mit den Worten: „Da haben Sie Ihre Dose; meine Geschichte will ich wieder haben“ — ist auch unhistorisch (s. Gwinner, Schopenhauers Leben, S. 520, Note).

Die Franzosen.

Es ist wohl kein Wunder, daß bei diesem geistreichen Volke, das gewissermaßen nur auf der Bühne leben, nur in der Arena atmen kann, — dem es immer vielmehr am Abstecken, als an dem viel wesentlicheren Ausfüllen der Begriffe zu liegen scheint — der Treppenwitz der Weltgeschichte eine Vielseitigkeit und einen Prunk entfaltet, wie bei keinem andern. Es existiert über die zugespitzten Anekdoten der Geschichte Frankreichs das interessante, schon öfters citierte Buch Fourniers: *l'Esprit dans l'Histoire*; dieses Kapitel ist wenig mehr als ein Auszug daraus, indem wir nur berücksichtigen, was auch in Deutschland bekannt und Gegenstand der Anspielung ist; auch hier werden wir bemerken, daß gerade die charakteristischen Anekdoten nicht wahr sind.

Viele empfindsame Seelen besuchen noch heute das Grab von Abaelard († 1164) und Heloïse († 1184) auf dem *Père la Chaise* in Paris. Das berühmte Liebespaar dürfte auch wirklich dort begraben sein; dies ist zwar oft bezweifelt worden. Fournier bemerkt jedoch (S. 83) „*les preuves données par MM. Trébuchet et Albert Lenoir dans le Journal de l'Institut historique t. IV. p. 193—199, ne permettent plus de n'y pas croire*“. Aber die glühendheißen Liebesbriefe, die soviel bewundert und nachgeahmt worden

sind, sind untergeschoben; das älteste Manuskript, welches von ihnen existiert, in der Bibliothek zu Troyes, ist hundert Jahre jünger als Heloïses Tod.

Am 3. Oktober 1371 unter König Karl V. von Frankreich soll der berühmte Kampf zwischen Richard de Macaire und dem Hunde des Ritters Aubry von Montdidier stattgefunden haben, in welchem der Hund den Macaire tötete. Aubry, der Liebling des Königs war im Walde ermordet worden, der Hund an der Stelle zurückgeblieben, dann aber nach Paris gelaufen, wo er durch sein auffallendes Wesen die Aufmerksamkeit auf sich zog und mehrere Personen bewog, ihm nach dem Walde zu folgen, wo dann die Leiche aufgefunden wurde. Später hat er den Mörder so oft er ihn sah wütend angefallen, wodurch der König schließlich bewogen wurde, die Sache einem Gottesurteil zu unterwerfen, d. h. die beiden mit einander kämpfen zu lassen, wobei Macaire wie erwähnt unterlag. Die Geschichte ist jedoch weit älter als 1371. Man findet sie schon in der Chronik des Alberich, eines Mönches von Trois-Fontaines, gedruckt zu Hannover 1680, welche bis 1241 geht mit der Bemerkung, daß sie sich unter Karl dem Großen zugetragen; auch erzählt er sie nicht als eine Thatsache, sondern als eine Erfindung, ja dem Wesentlichen nach, d. h. ohne den Zweikampf steht sie schon bei Plutarch, Über den Verstand der Land- und Wassertiere, Kap. 13 zur Zeit des Königs Pyrrhus spielend. Sie ist sehr häufig in Romane aufgenommen worden. Der in Frankreich beliebteste Titel *Histoire du chien de Montargis* stammt von einem sie darstellenden Basrelief über dem Kamin eines Saales im Schlosse Montargis (Fournier). Darüber, ob dieser unhistorische Hund auf das Theater in Weimar gebracht werden sollte oder nicht, entzweiten sich bekanntlich zu guter letzt Karl August und Goethe.

Die Spielkarten sollen zur Erheiterung des schwachsinnigen Königs Karl VI. von Frankreich erfunden worden sein (1380—1422); ist nicht haltbar.

Daß König Ludwig XI. (1461—1483) kein Engel war, ist bekannt. Viele Schauergeschichten, welche von ihm erzählt werden und deren Abbildungen verdienen auf Dorfjahrmärkten mit Drehorgelbegleitung gezeigt zu werden, sind aber doch vor der Kritik unhaltbar. Der König hat z. B. den Herzog von Nemours hinrichten, aber nicht dessen sechs Kinder unter dem Schaffot knieen und von ihres Vaters Blute beträufelt werden lassen. Die Zeitgenossen des Königs, auch die ihm feindlichsten, wissen nichts davon.

Als Bayard († 1522), der „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel", im Kampfe gegen die Truppen Kaiser Karl V. tötlich verwundet, unter einem Baum ruhte, soll der Führer dieser Truppen, der zum Kaiser übergegangene Connetable von Bourbon, ihn noch lebend getroffen und bittere Vorwürfe über seinen Verrat angehört haben. Dieses bühnenmäßige Ereignis hat jedoch wahrscheinlich nie stattgefunden.

„Bei den Umständen des Todes will ich nicht stehen bleiben, auch deshalb, weil sie mir in der That zweifelhaft sind. Die Franzosen (Bellay 342) erzählen, in seinen letzten Augenblicken habe ihn Bourbon angesprochen, Bayard habe demselben noch seinen Abfall verwiesen. Es ist schon bedenklich, daß in dem Leben des Bayard, Collect. univ. XV, 412, sich davon nichts findet. Aber in Italien erzählte man sogar das Gegenteil: er habe noch die Ungerechtigkeiten des Königs, die Unordnungen der französischen Regierung beklagt; dann sei er gestorben. Carpesanus p. 1375: questus de injusta in Borbonium ira, de fortuna et male animatorum hominum factione cuncta in Gallia permiscente. Sein Gefühl mag wohl zwischen diesen beiden Äußerungen geschwankt haben, die beide ihre Wahrheit hatten. Die Spanier endlich lassen ihn Gott loben, daß er stirbt ‚*en servicio de su rey y a manos de la mejor nacion del mundo*'. *Batalla de Pabia.* MS. Alb." (Ranke. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 5. Aufl., II. Band, S. 210, Note.)

König Franz I. soll nach der Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525) einen Brief an seine Mutter geschrieben haben, der nur die Worte enthielt: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht". Der Brief war jedoch viel länger und matter. Der erste, der die lakonische Form hat, ist nach Fournier der Spanier Antonio de Vera in seinem Buche *Vida y hechos de Carlos V. p. 123: Madama, toto se ha perdido sino es la honra.* Derselbe König soll die bekannten Verse in eine Scheibe des Schlosses Chamfort eingeritzt haben:

Souvent femme varie;
Bien fol est qui s'y fie.

In Wirklichkeit hat er aber zur Seite des Fensters geschrieben:

Toute femme varie.

Man hat nun später erklären wollen, wo denn die Fensterscheibe, die doch nie existiert, geblieben sei und hat sich erzählt, daß Ludwig VIX. sie der Lavallière zu Liebe habe vernichten lassen, weil er damals noch an die Ewigkeit der Liebe glaubte!! So erzeugt manchmal ein Treppenwitz der Geschichte den andern. — Es wird berichtet, daß Diana von Poitiers, die Geliebte sowohl Franz I. als seines Sohnes Heinrichs II. gewesen sein soll; diese ekelhafte Geschichte ist glücklicherweise nicht wahr. Franz I. hat mit ihr in keinen intimen Beziehungen gestanden. — Kaiser Karl V. hatte den König gebeten, sich durch Frankreich nach den Niederlanden begeben zu dürfen. Als er in Paris erwartet wurde, soll Franz seinem Narren, Triboulet, in einem Winkel schreibend bemerkt haben. Befragt was er thue, soll Triboulet erwidert haben, er hätte den Narrenkalender und schriebe eben den Namen des Kaisers hinein, weil er sich so in die Hände des Königs gebe; — „wenn ich ihn nun aber ruhig ziehen lasse“, soll der König gemeint haben: „Dann“, hätte der Narr gesagt, „werde ich seinen Namen ausstreichen und Deinen an dessen Stelle setzen“. Diese hübsche Geschichte kann leider nicht wahr sein, indem erstens Triboulet ein wirklicher Narr, also zu einer so geistvollen Antwort viel zu dumm war und zweitens, indem er schon fünf Jahre tot war, als der Kaiser 1540 durch Frankreich reiste. Auch fehlt der Erzählung das Verdienst der Originalität; sie ist einer ähnlichen Anekdote nachgebildet, deren Held ein König Alphons gewesen ist. Eine andere falsche Anekdote betreffs Königs Franz I. ist besonders durch ein „historisches Bild“ in Umlauf gekommen. Leonardo da

Vinci nämlich ist nicht zu Fontainebleau in den Armen des Königs gestorben, weil am 2. Mai 1519, dem Todestage des genialen Italieners, weder er noch der König in Fontainebleau gewesen sind, sondern jeder von ihnen an einem andern Orte. Hinzugesetzt wird noch, daß die Hofleute über des Königs Freundlichkeit die Nasen rümpften; was der König ihnen mit der Bemerkung verwiesen haben soll, er könne alle Tage Adlige, aber Gott nur einen solchen Künstler schaffen, wie den, welchen sie zu verlieren im Begriff ständen. Ähnliche Phrasen, die Anerkennung geistiger Größe seitens der politischen Macht enthaltend, sind das Paradepferd vieler Monarchen gewesen; sie haben sie ausgesprochen oder sich in den Mund legen lassen; bei Franz I. fällt sie natürlich mit der Hauptanekdote. (Seitenstücke hierzu sind Kaiser Maximilian I., der dem Albrecht Dürer den heruntergefallenen Pinsel aufhob und Kaiser Kar IV., der, als er 1532 in Bologna war, den Papst zu sprechen, auch den Tizian besuchte und diesem denselben Liebesdienst erwies. — Isaac Disraeli, der Vater des Grafen Beaconsfield, erzählt uns [*the literary character*, London, 1818, S. 337], der erste General Europas — Name wird nicht genannt — hätte seinen Marsch unterbrochen, um Spinoza zu besuchen, der zur Zeit seinen Lebensunterhalt in einem kleinen holländischen Dorfe durch Schleifen von Brillengläsern verdiente. Die Angabe ist erfunden.) — König K a r l IX. hat nicht in der Bartholomäusnacht von seinem Fenster aus auf die Hugenotten geschossen wie Brantôme und d'Aubigné behaupten, von denen jener jedoch zur Zeit überhaupt nicht in Paris war und dieser es drei Tage vorher verlassen hatte. Das betreffende Gewehr wird noch in Schloß Landsberg bei Meiningen gezeigt. Die Pariser Kommune beschloß am 29. Vendemiaire des Jahres II. (20. Oktober 1793), *qu'il sera mis un poteau infamant à la place même où Charles IX. tirait sur son peuple.* Dieser „Schandpfahl" blieb längere Zeit stehen, der betreffende Teil des Louvre ist

aber erst unter Heinrich IV. erbaut worden. Näheres bei Barthélemy, *Erreurs et mensonges historiques Serie III. p.* 144 ff. — Bei der Leiche des Admirals Coligny soll Karl IX. gesagt haben, während seine Begleiter sich die Nase zuhielten: *L'odeur de son ennemi est très-bonne.* Dieser Ausspruch ist aber nur vom Vitellius (s. Sueton; Vitellius 10) auf ihn übertragen worden. „Der schönste Wohlgeruch ist ein erschlagener Feind, zumal ein Mitbürger". — Walter Scott legt ihn Ludwig XI. von Frankreich in den Mund in *Quentin Durward*, Kap. III. Vergl. Fournier S. 195 f.

Häufig trifft man auch in Museen und Kunstausstellungen „historische" Bilder, welche darstellen, wie Karl IX. seinen protestantischen Leibarzt Ambrose Paré (1517—1590) rettet, indem er ihn in der Bartholomäusnacht beim Eintritt der Königin-Mutter hinter einer Fenstergardine verbirgt; erzählt (nicht gemalt) wird auch, daß der König ihn unter sein Bett kriechen ließ. Auch dieser hübsche Zug ist nicht zu halten — Paré war leider katholisch. (Fournier; beruft sich auf Malgaigne, *Introduction aux Oeuvres complètes d'A. Paré, tome I., p. CCLXXIX.*) Die unrichtige Angabe stammt von Brantôme und dem verlogenen Sully, der auch von einer Antwort Paré's auf des Königs Vorschlag, katholisch zu werden, berichtet, so albern, daß wir sie nicht hersetzen wollen; alle diese unhistorischen Angaben stehen, sehr salbungsvoll vorgetragen, bei Zoeckler, Gottes Zeugen im Reich der Natur, Gütersloh 1881, Teil I, S. 143.

Der berühmte Brief des Vicomte von Orthe an Karl IX., worin er auf den Befehl des Königs, die Hugenotten in Bayonne ermorden zu lassen, antwortet, er hätte daselbst nur gute Bürger und brave Soldaten, aber nicht einen einzigen Henker gefunden, — dieser Brief ist wohl schon um deswillen unecht, weil der König eine solche Aufforderung gar nicht erlassen hatte, indem er in seinem Rundschreiben vielmehr ausdrücklich erklärte, der Tötung des Admirals Coligny lägen durchaus nicht religiöse,

sondern nur politische Motive zu Grunde. Der Vicomte war in der That im Kriege einer der heftigsten Protestantenverfolger und der König selbst sah sich genötigt seine Wut zu zügeln. Trotzdem mag ihn ein bloßes Henkeramt angewidert haben, denn in Bayonne hat keine Ermordung der Hugenotten stattgefunden. So viel ist wahr; der Brief mit der hübschen Pointe ist aber dazu erfunden; Fournier vermutet von d'Aubigny (*Histoire universelle*). — König Heinrich IV. soll bei seinem Einzuge in Paris, auf seinen Religionswechsel anspielend gesagt haben: „Paris" — oder, nach anderen — „die Krone sei wohl eine Messe wert." Auch das ist nicht richtig. Vielmehr hat Rosny, der Herzog von Sully, den Heinrich IV. fragte, warum er nicht auch zur Messe ginge, wie der König, demselben erwidert: „*Sire, Sire, la couronne vaut bien une messe*". (Fournier verweist auf eine kleine Schrift, diese Antwort Sullys betreffend von Berriat Saint-Prix: *Recherches sur une réponse attribuée à Sully*, Paris 1825.) — Auf „historischen" Bildern, Heinrich IV. und Sully darstellend, erscheint dieser fast immer viel älter als der König, als eine Art Mentor; er war aber in der That sieben Jahre jünger. Sehr hübsch pointiert ist die Anekdote, nach welcher der protestantische Sully dem Papst auf ein Schreiben, daß derselbe für die Bekehrung des Ministers bete, geantwortet habe, auch er werde nicht aufhören für die Bekehrung des heiligen Vaters zu beten. In dem wirklichen, längern Briefe, welcher sehr respektvoll, wenn auch mit einem kleinen Anflug von Ironie, gehalten ist, steht nichts der Art ausdrücklich und man muß ihm Gewalt anthun, oder wie Fournier sagt, „die Wahrheit brutalisieren", will man es hinein interpretieren, was der Benediktiner Chaudon in seinem *Dictionnaire historique portatif* besorgt hat. — Auch der berühmte Ausspruch Heinrichs IV.: „Ich wünsche, daß jeder Bauer des Sonntags ein Huhn im Topfe habe" läßt sich nicht nachweisen. Etwas ähnliches (mit Weglassung des

Sonntags) findet sich jedoch nach Büchmann 16. Auflage, S. 363 in einem allerdings erst 71 Jahre nach des Königs Tode erschienenen Buche (in den der „Geschichte Heinrichs des Großen" 1681 von Hardouin de Péréfixe angehängten „denkwürdigen Worten"; denkwürdige Worte sind immer verdächtig). — Über die Aufzeichnungen Sullys (*Oeconomies royales*) sagt Philippson in seinem auf gründlichem Quellenstudium beruhenden Werke: „Heinrich IV. und Philipp III. 2c. . . . 1598—1610" Berlin 1870 im Vorworte:

„Den Memoiren Sullys durfte nur sehr bedingter Glauben geschenkt werden, da sie erstens in vielen Einzelheiten ungenau, dann aber vorzüglich mit grenzenloser Parteilichkeit, Selbstüberhebung und Feindseligkeit gegen alle anderen bedeutenden Männer der Zeit abgefaßt sind." —

Ferner Teil I, S. 20, Note:

„Nur Leopold v. Ranke im 2. Band seiner Französischen Geschichte hat mit dem ihm eigenen historischen Scharfblick die Unzuverlässigkeit Sullys in vollem Maße erkannt."

Deshalb bezweifle ich auch die Wahrheit der berühmten Scene (*Oecon. royales* III. S. 401 ff.), in welcher Sully das Eheversprechen zerreißt, welches Heinrich IV. dem Fräulein von Entragues übergeben wollte, worauf der König jedoch sofort ein neues ausgestellt hätte. Es scheint doch, daß, wenn der König und sein Minister auf einem Fuße gestanden, der ein solches Vorkommnis möglich macht, jener auch dem vernünftigen Willen des Ministers nachgegeben haben würde. Ich bemerke jedoch, daß ich bis jetzt keinem Zweifel betreffs dieser Scene begegnet bin. — Dagegen wird der berühmte „große Plan" Heinrichs IV., wonach in Europa fünfzehn gleich mächtige Staaten geschaffen und zu einer „christlichen Republik" verbunden werden sollten, an dessen Ausführung ihn nur seine Ermordung durch Ravaillac gehindert habe, als nur aus Sullys Phantasie entsprungen anerkannt; schon Voltaire in seiner *Justification du président de Thou* bestritt die Richtigkeit der Angabe; (Philippson: Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.; vergl. auch M. Ritter: die Memoiren

Sullys und der große Plan Heinrichs IV.; München 1871; Spezial-Abdruck aus den Abhandlungen der k. bayerischen Akademie, wo die Entstehung und Entwickelung des Planes ausführlich angegeben ist und auch andere Flunkereien Sullys aufgedeckt werden, der sich nie bedenkt Dokumente seinem Bedürfnis entsprechend zu verfälschen oder auch wohl gar ganz zu erfinden, immer und immer wieder um sich in den Vordergrund zu drängen). Die Erzählung findet sich nicht in den Memoiren Villeroi's, welcher das Vertrauen Heinrichs besaß. Die Sekretäre, welche die dem Herzoge von Sully zugeschriebenen *oeconomies politiques* in dessen 80. Jahr zusammenstellten, sind die einzigen, die von diesem Plane reden.

Über König Heinrich IV. existieren noch drei sehr hübsche Anekdoten, welche nur leider den einen Fehler gemein haben, daß sie auf ihn erst von früheren Herrschern übertragen worden sind. Baudesson, der Maire von Saint-Dizier, soll dem Könige so sehr ähnlich gesehen haben, daß, als er einst zu einer Audienz kam, die Schildwache ihn für den König hielt und herausrief. „Was soll das heißen", rief, wie weiter erzählt wird, der König, den Kopf aus dem Fenster steckend, „sind wir jetzt zwei Majestäten"? Als er die Ursache der Verwechselung erfahren, redete er Baudesson an: „*Eh, compère, votre mère est-elle donc allée dans le Béarn?*" (des Königs Stammland). — „*Non, Sire, c'est mon père qui y demeura.*" — „*Ventre-saint-gris! je suis payé.*" Dieselbe Geschichte mutatis mutandis, erzählt Macrobius in seinen Saturnalien, Buch II. Kap. 4, vom Kaiser Augustus:

„Soleo in Augusto magis mirari quos pertulit jocos quam ipse quos proculit, quia major est patientiae qum facundiae laus, maxime cum aequanimiter aliqua etiam iocis mordaciora pertulerit. Cuiusdam provincialis iocus asper innotuit. Intraverat Romam simillimus Caesari et in se omnium ora converterat. Augustus perduci ad se hominem jussit, visumque hoc modo interrogavit: Dic mihi, adolescens, fuit aliquando mater tua Romae? Negavit ille, nec contentus adiecit: Sed pater meus saepe."

Ein anderes Mal, heißt es, wollte Sully Audienz haben; er erfuhr aber, Seine Majestät läge zu Bett und hätte das

Fieber. Sully wartete und sah eine junge verschleierte Schöne aus dem Gemach des Königs schlüpfen, ganz in grün gekleidet. Bald darauf kam auch der König: „Was machen Sie hier? hat man Ihnen nicht gesagt, daß ich das Fieber habe.“ — „Ja, Sire, aber es hat Sie soeben verlassen, ich sah es hier vorbeigehen, ganz in grün.“ Der König lachte und sie gingen zusammen in das Arbeits-Kabinet. Diese Geschichte steht „mutatis mutandis“ bei Plutarch, Demetrius Kap. 19. — Drittens soll der spanische Gesandte den König einmal gefunden haben, auf allen Vieren laufend mit dem Dauphin auf seinem Rücken, zum großen Erstaunen des Gesandten; abgebildet in einem Stahlstich in der „Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen“ 1837. Die Anekdote stammt aus Plutarch, der sie vom König Agesilaos von Sparta erzählt (cap. 25), mit der Abweichung, daß Agesilaos sowie seine Kinder sämtlich auf Steckenpferden reiten.

Von Ludwig XIII. erzählt man, um seine große Moralität zu illustrieren, er habe einmal nicht gewagt, einer Hofdame einen Brief wegzunehmen, welchen sie sich in den Busen gesteckt hatte; und als einst ein Ball sich zufällig daselbst verfangen, habe er ihn vermittelst der Feuerzange mit geschlossenen Augen herausgeholt. Beide Geschichten sind erfunden; die zuletzt genannte von dem Prediger, der die Leichenrede auf den König hielt. — Richelieu hatte ihm den Cinq-Mars als Gesellschafter beigegeben; als jener aber gegen den Gewaltigen zu intriguieren wagte, ließ er ihn hinrichten. Ludwig XIII. soll bei diesem Ereignis gesagt haben: „*Je voudrois bien voir la grimace qu'il fait à cette heure, sur cet échafaud*“, aber kein glaubwürdiger Zeuge steht Gewähr für diese häßliche Anekdote. — Als Ludwig XIII. im Sterben lag, soll er seinen Sohn, den man eben getauft hatte, gefragt haben: „Wie heißt Du denn, mein Sohn,“ und auf die Antwort des *enfant terrible:* „ich heiße Ludwig der Vierzehnte“, soll der König entsetzt erwidert haben: „Noch nicht, mein Sohn, noch nicht!“ Auch

diese Anekdote ist sehr unwahrscheinlich, indem die besten Quellen davon schweigen. Wieder einmal ein falsches Wort eines Sterbenden. — Das Richelieu zugeschriebene Wort: „man gebe mir sechs Zeilen von der Hand des ehrlichsten Menschen und ich will genug darin finden ihn hängen zu lassen“, ist gleichfalls unhistorisch. (Fournier S. 260.) Als Zusatz wird noch manchmal erzählt, jemand hätte die Behauptung: „eins und zwei sind drei“ als ganz unverfänglich hingestellt, Richelieu aber sie als eine Ketzerei gegen das Dogma von der Dreieinigkeit bezeichnet. (!)

Der sterbende Richelieu soll seinen Beichtvater auf dessen Mahnung seinen Feinden zu vergeben, geantwortet haben, er hätte keine Feinde gehabt, es seien denn die des Staates. (*Je n'en ai jamais eu d'autres que ceux de l'Etat.*) Wenn dieses Wort gesprochen worden, erhält es eine grobe Unwahrheit. Richelieu hat namentlich diejenigen, welche seine litterarischen Leistungen verspottet hatten oder die er deswegen in Verdacht hatte, mit teuflischer Rachsucht verfolgt. Hans Blum im neuen Pitaval giebt davon ein geradezu scheußliches Beispiel. — Ein hübsches Seitenstück ist die vielleicht auch erfundene Antwort des im Sterben liegenden spanischen Marschalls Narvaez auf die Aufforderung seines Beichtvaters, seinen Feinden zu verzeihen: „das hätte gar keinen Zweck; dieselben wären sämtlich tot!“

Welches ist das charakteristische Motto der Regierungszeit Ludwigs XIV.? Natürlich: „*l'Etat c'est moi*“. Ludwig hat dieses Wort jedoch wahrscheinlich nie gesagt. Wie die meisten charakteristischen, typischen Anekdoten, ist auch diese unhistorisch, aber die betreffende Scene ein Lieblingsvorwurf der Maler. Kein gleichzeitiger Schriftsteller weiß jedoch etwas davon. — Voltaire schildert den betreffenden Vorfall in seinem *Siècle de Louis XIV.*, jedoch nicht an der richtigen Stelle, sondern nachträglich, Kapitel XXV, welches schon die Überschrift führt „*particularités et anecdotes*“; einen Gewährsmann giebt

er nicht an, kennt auch noch nicht die Pointe *l'état c'st moi,* sondern erzählt nur, daß der König 1655, also 17 Jahre alt, dem Parlament verboten habe, seine Erlasse zu kritisieren und dabei im Jagdkostüm, mit dicken Stiefeln, die Peitsche in der Hand, erschienen sei. Dieser nicht sehr sichere Bericht ist dann von anderen weiter ausgemalt worden. Die „*Biographie Michaud*" XXV 1697 umgiebt den jungen König mit mehreren Kompagnien Garde; Lavallée, der 1847 schrieb, fügt dem Anzuge des Königs Sporen hinzu; Henri Martin, *Histoire de France* XII S. 467 nimmt sogar das *lit de justice* wörtlich für ein Bett, während es doch nur die Benennung der ganzen Ceremonie bezeichnet, bei welcher der König —, wie der Lordkanzler in England auf einem Wollsack —, auf einer Anzahl Kissen saß. Der Herzog von Noailles in seiner „*Histoire de Mme. de Maintenon*" hat zuerst auf die Unwahrscheinlichkeit der Legende aufmerksam gemacht; nach ihm hat der König nur 22. Dez. 1665 und 20. April 1667 einem *lit de justice* beigewohnt und findet sich in dem genauen Tagebuche von Olivier d'Ormisson keine Erwähnung des berühmten Ausspruchs. — In einer Instruktion, welche Ludwig viele Jahre später für seinen Enkel, den Herzog von Burgund, aufsetzen ließ, findet sich auf der ersten Seite folgende Stelle: „*la nation ne fait pas corps en France: elle réside tout entière dans la personne du roy*"; und Bossuet erklärte von dem Landesherrn: „*tout l'Etat est en lui*". Aus einer von diesen Stellen oder vielleicht aus beiden hat sich die berühmte in die Jugendzeit und das erste Auftreten des Königs verlegte Phrase wohl entwickelt. (Vergl. Bent, *Short sayings of great men.* Boston 1882.)

Als die schöne Maria Mancini, die Nichte des Kardinals Mazarin, der das Staatsinteresse lauter sprechen ließ, als das seiner Familie, sich vom Könige verabschieden mußte, soll sie die rührenden und bühnengerechten Worte zu ihm gesagt haben: „*Vous m'aimez, vous êtes roi et je pars*". —

Dieser Ausspruch ist jedoch nur eine allerdings sehr gelungene Verbesserung des wirklichen „*vous pleurez et vous êtes le maître*“. (Fournier S. 278.)

Das Zeitalter Ludwigs XIV. ist noch durch mehrere „Lichter“ vom Treppenwitz der Weltgeschichte ausgestattet worden. Berühmt ist die Geschichte des „Mannes mit der eisernen Maske“, den der neu angestellte Gouverneur der Bastille in Paris de Saint-Mars bei seinem Antritt, 18. September 1698 mitbrachte und der am 19. November 1703 ganz plötzlich verstarb. Er hat übrigens keine eiserne, sondern eine schwarze Sammtmaske, ist auch jedenfalls nicht ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen (Voltaire: *Dictionnaire philosophique* sowie nach Soulavin: Denkwürdigkeiten des Marschalls von Richelieu zur Geschichte der Höfe Ludwigs XIV., der Regentschaft und der Regierung Ludwig XV.; 1789—93 [Band III]); auch nicht der zweite Sohn Ludwigs von der Lavallière, Graf von Vermandois, geb. 2. Oktober 1667, † 19. November 1683 (!) welcher lebenslänglich eingesperrt worden sein soll, weil er dem Dauphin eine Ohrfeige gegeben (dies stammt aus den Voltaire'n zugeschriebenen anonym erschienen „Geheimen Denkwürdigkeiten zur persischen Geschichte“, 1745, wo das Ereignis allerdings in Persien spielt), auch nicht der wirkliche Vater Ludwigs; alle diese Theorien stammen aus Novellen oder Dramen. In Wahrheit war der Mann mit der eisernen Maske der italienische Graf Ercole Matthioly (geb. 1. Dezember 1640 zu Bologna), welcher sich als Diplomat Ludwigs Ungnade zugezogen hatte.

„Das zweifelhafte Verdienst, die Bezeichnung der eisernen Maske erfunden zu haben, gebührt dem Chevalier von Mouhy (1701—1784); . . . . . Mouhy veröffentlichte 1746 unter dem Titel: „Die eiserne Maske oder die seltsamen Abenteuer des Vaters und des Sohnes einen elenden Roman, in dessen Einleitung er zur Rechtfertigung des sonderbaren Titels verschiedene, angeblich der Geschichte entlehnte Fälle anführte, in denen einzelne Machthaber gefährliche Nebenbuhler durch Anlegung eiserner Masken unkenntlich und ungefährlich gemacht hätten. Der Gedanke an die Anwendung eines derartigen Mittels auch bei den maskierten Gefangenen der „Geheimen Denkwürdigkeiten“ lag so nahe, daß das Publikum ihn

sofort aufgriff und den Unglücklichen als den „Mann mit der eisernen Maske" zu bezeichnen begann." (Habs; Linguets Denkwürdigkeiten über die Bastille; Leipzig; o. J.; S. 493.)

Von demselben Gouverneur Saint-Mars wird noch die abstoßende Geschichte erzählt, wie er eine Spinne getötet hätte, die ein Gefangener, der Graf de Lauzun, so gezähmt hatte, daß sie ihm aus der Hand fraß, weil ein Verbrecher wie der Graf auch der geringsten Zerstreuung unwürdig sei; Delille in seinem Gedicht über die Einbildungskraft hat die Erzählung in Verse gebracht; doch gilt Renevilles Werk (Über die französische Inquisition oder Geschichte der Bastille; 5 Bände, Amsterdam 1724) nicht für sehr zuverlässig; er war 16. Mai 1702 bis 16. Juni 1713 in der Bastille gewesen, ohne zu erfahren weshalb und bot sich daselbst an als Spion gegen seine Mitgefangenen (Habs; Linguets Denkwürdigkeiten über die Bastille, S. 476 u. 478).

Sehr rührend ist die Erzählung über Salomon de Caus, welcher die Kraft des Dampfes schon erkannt, seine Entdeckung der Krone angeboten haben und deshalb als verrückt bis zu seinem Tode ins Bicêtre gesperrt worden sein soll. Die Anekdote ist unhistorisch, aber ein sehr dankbarer Vorwurf für Maler und Novellenschreiber. Es war Arago, der zuerst 1828 im *Annuaire du bureau des longitudes* auf die 1615 in Frankfurt und 1624 nochmals in Paris gedruckte Schrift von de Caus aufmerksam machte, welche den Titel führt: *Les raisons des forces mouvantes avec diverses machines etc.* Arago schloß aus derselben, daß de Caus eigentlich der erste Erfinder der Dampfmaschinen sei. Sechs Jahre nach dem Artikel von Arago hatte der Herausgeber einer Zeitschrift *le Musée des Familles* bei dem berühmten Maler Gavarni gegen Bezahlung eine Zeichnung bestellt, die einen Wahnsinnigen hinter Eisenstäben darstellte. Diese Zeichnung kam für die betreffende Nummer zu spät; um sie dennoch nützlich zu verwenden, fabrizierte dann Henri Berthoud, ein Mit-

arbeiter der Zeitschrift, wie er später selbst eingestanden, einen Brief, angeblich von 1641, von Marion Delorme, an den oben S. 156 erwähnten, ihr heimlich angetrauten d'Effiat, Marquis de Cinq-Mars in welchem sie einen Besuch in einem Irrenhause schildert, den sie mit dem ihr von Cinq-Mars empfohlenen Marquis von Worcester gemacht und wo sie den de Caus wahnsinnig hinter einem Gitter sitzen gesehen; er wäre da eingesperrt worden, läßt sie den Wärter erzählen, weil er den Kardinal mit zu häufigen Anerbietungen seiner Entdeckung belästigt hätte. Hierauf hätte der Marquis das Buch des de Caus zu sehen verlangt und nachdem er darin ein wenig gelesen ausgerufen: „Dieser Mann ist nicht wahnsinnig und in meinem Lande würde man ihn, statt ihn in ein Irrenhaus zu sperren, mit Reichtum überschüttet haben". Dann hätte er sich zu dem Gefangenen führen lassen, ihn aber infolge der langen Haft wirklich irrsinnig geworden gefunden, später 1663 in seinem gewöhnlich *Century of Inventions* genannten, jedoch eigentlich mit einem längeren Titel versehenen Buche die Entdeckung des de Caus für die seine ausgegeben. Dieser fabrizierte Brief hatte, hauptsächlich wohl, weil er der französischen Nationaleitelkeit schmeichelte, einen fabelhaften Erfolg; sein Inhalt wurde durch Schrift und Bild ungemein verbreitet; es half auch wenig oder nichts, daß Berthoud wiederholt offen sich als den Verfasser desselben bekannte. Salomon de Caus war übrigens schon 1630 gestorben als *ingénieur du roi*, ohne jemals in einem Irrenhause gewesen zu sein; seine Schriften standen bei den Gelehrten seiner Zeit in hohem Ansehen (Delepierre, *Historical difficulties*. S. 139). Ein eigentlicher Erfinder der Dampfmaschine ist wohl überhaupt nicht zu bezeichnen; die Kraft des Dampfes war schon dem Heron von Alexandria bekannt (ca. 200 v. Chr.), dessen erhaltene Werke durch Woodcroft, London, 4. Ausgabe 1851 und durch Hultsch, Berlin 1864 herausgegeben worden sind.

Heron benutzte diese seine Kenntnisse zwar nur zu physikalischen Spielereien. James Watt brauchte jedoch nicht mehr durch den Anblick eines von den Dämpfen emporgehobenen Deckels einer Theekanne auf die Kraft des Dampfes aufmerksam gemacht zu werden, wie es so oft abgebildet worden ist; ich halte auch diese Anekdote für unhistorisch. Freilich, wie James Watt auf den Gedanken kommt ohne die Gegenwart der Theekanne, — das läßt sich nicht malen. — (Über die unhistorische Erfindung des Dampfboots in Spanien im Jahre 1543 s. Garay im Register.)

Als der Herzog von Alençon sich von seinem Großvater Ludwig XIV. verabschiedete, um in Spanien die Regierung anzutreten, soll der König zu ihm das bekannte Wort gesprochen haben: „*Il n'y a plus de Pyrénées*“. Auch das ist unhistorisch, trotzdem Voltaire es noch anführt; vielmehr hat der spanische Gesandte zum Könige gesagt, als der Herzog seine Reise nach Madrid antreten wollte: „*que ce voyage devenoit aisé et que présentement les Pyrénées étoient fondues*“. — Dem englischen Gesandten Lord Stair soll Ludwig XIV. auf seine Vorstellungen betreffs der Erweiterungen des Kanals in Mardick geantwortet haben: „*Monsieur l'ambassadeur, j'ai toujours été le maître chez moi, quelquefois chez les autres; ne m'en faites pas souvenir*“. Dieser Ausspruch ist gleichfalls unhistorisch und vom Präsidenten Hénault erfunden. (Voltaire, *Siècle de Louis XIV. chapitre XXIII.*) Ein anderes dem Könige zugeschriebenes Wort hat er auch nicht gesagt: *j'ai failli attendre*, als er wirklich recht lange hatte warten müssen. Er hatte in solchen Fällen viel Geduld. —

Frau von Maintenon hat nicht zuerst den König auf den Gedanken einer Aufhebung des Edikts von Nantes gebracht, wie schon Voltaire hervorhob. — Als der König im Sterben lag, soll er zu ihr gesagt haben „*Nous nous reverrons bientôt*“, worauf sie sich abwendend gemurmelt hätte: „*Voyez*

le beau rendez-vous qu'il me donne; cet homme-là n'a jamais aimé que lui-même"; Saint-Simon erzählt dies; es ist aber erfunden (Fournier S. 329).

Eine andere Erfindung ist die Behauptung, Ludwig XIV. habe die Rechnungen über die Kosten seiner Bauten in Versailles ins Feuer werfen lassen, weil er sich ihrer Höhe wegen schämte. Die Höhe derselben ist in kolossaler Weise übertrieben, auch oft vergessen worden, wie sehr lange der König (1643—1715) regieret hat; (Barthélemy; *erreurs et mensonges historiques*, *Série III p.* 115). Diese und andere Klatschgeschichten über Ludwig XIV. stammen größtenteils aus den schon erwähnten, sehr amüsamten, aber auch sehr unzuverlässigen Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, welcher von sich selbst sagte, *qu'il ne s'est nullement piqué d'être impartial.*

Von Ninon de l'Enclos († 1705) wird berichtet, sie hätte in ihrem achtzigsten Jahre noch dem Abbé de Gédoin ein Schäferstündchen bewilligt. Voltaire in seinen „*Mélanges historiques*" bemerkt dazu: „*Je suis son légataire. Je l'ai vue les dernières annés de sa vie. Elle était sèche comme une mommie*". Der Abbé war ihr vorgestellt worden und besuchte sie zuweilen mit Voltaire zusammen. „*Il était fort éloigné de sentir des désirs pour une décrepite ridée qui n'avait sur les os qu'une peau jaune tirant sur le noir*". — Wahr ist es dagegen, daß Ninon an ihrem sechszigsten Geburtstage ein Stelldichein mit dem Abbé de Chateauneuf gehabt hat: sie hatte sich den Tag dazu speziell ausgesucht.

Das bekannte Wort Molières, mit welchem er dem Publikum angezeigt haben soll, daß der Präsident de Lamoignon die Aufführung des Tartüffe verboten habe: „*Monsieur le président ne veut pas qu'on le joue*" ist von ihm nie gesagt worden und die ganze Geschichte einer spanischen Anekdote nachgebildet worden. Gutzkow in seinem „Urbild des Tar-

tüffe" hat es aber doch noch angebracht. Wie sehr überhaupt in diesem „historischen" Lustspiel die Zeichnung der Charaktere unhistorisch ist, hat Paul Lindau in seinen „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" gezeigt. Auch hat Molière nie gesagt: *Je prends mon bien où je le trouve;* sogar, daß er mit Beziehung auf zwei Scenen aus Cyrano de Bergeracs „*Pédant joué*" geäußert haben soll: *les deux scènes étaït bonnes; elles m'appartenaient de plein droit; on reprend son bien où on le trouve,* — beruht nur auf der zweifelhaften Autorität der Biographie des Grimarest; auch dieser Ausspruch ist von jenen Neidern erfunden, welche wie der Theaterdichter und -kritiker de Visé nicht müde wurden, auf den „Plagiator" loszuschlagen. Vergl. Mahrenholtz, Leben Molières, Heilbronn 1881, besonders das Kapitel „Der Molière-Mythus" S. 339—343. — Rousseau, wird erzählt, hatte für die Marquise von Pompadour Noten abgeschrieben; als sie ihm dafür 100 Louisd'or schickte, hätte er nur das kleine, übliche Honorar behalten und den Rest zurückgesandt; diese Anekdoten stammt aus gefälschten Briefen, angeblich von der Marquise herrührend; in Wahrheit fühlte er sich ihr aufrichtig verpflichtet und hat selbst eine Stelle in der neuen Heloïse abgeschwächt, die sie hätte verletzen können. — Die Beziehungen der Pompadour zu dem Neffen Rameaus wie sie in Brachvogels Drama „Narziß" geschildert werden, sind ganz unhistorisch.

Von einer Erstürmung der Bastille (14. Juli 1789) spricht man eigentlich nur in Deutschland; die Franzosen kennen nur eine *prise*, nicht eine *escalade* oder *prise d'assaut* der Bastille. Diese ist gar nicht mit Sturm genommen worden, sondern die Besatzung ergab sich nach vierstündiger Beschießung; die Ermordung des Kommandanten und anderer Personen durch den Pöbel war einfach eine Schändlichkeit. Vergleiche Linguets Denkwürdigkeiten über die Bastille; mit umfassenden Ergänzungen und Berichtigungen

deutsch herausgegeben von Habs, Leipzig 1885; besonders S. 111.

„Es ist leicht einzusehn, daß die Bastille nicht mit Sturm genommeo wurde. Man hat keine Bresche gebrochen. Man ist eingedrungen, nachdem wir die Brücke herabgelassen hatten u. s. w.“

Linguet (geb. 14. Juli 1736), der durch seine Denkwürdigkeiten (London 1783) Licht über die bis dahin mit dem Schleier eines schauerlichen Geheimnisses umkleideten Einzelheiten der Festung ausgebreitet hatte, wurde übrigens unter der Pöbelherrschaft 9 Messidor des Jahres II der Republik (27. Juni 1793), gerade einen Monat vor Robespierres Sturz, guillotiniert.

Betreffs der ersten Zusammenkunft der Königin Marie Antoinette mit Mirabeau (3. Juli 1790), die in tiefstem Geheimnis stattfand und bei der die Königin vor Schreck über seine Häßlichkeit krank geworden, er aber von ihrer Schönheit ganz bezaubert gewesen sein soll, wird zum Schluß noch erzählt, Mirabeau hätte, auf eine am Hofe der Mutter der Königin übliche Sitte bezugnehmend, die Hand derselben zu küssen begehrt und als ihm dies gewährt worden, ausgerufen: „durch diesen Kuß ist die Monarchie gerettet“. Der bühnengerechte Ausspruch ist jedoch unverbürgt. (Preußische Jahrbücher, Band 31 S. 412; Aufsatz von K. Mendelssohn-Bartholdy über Mirabeau.)

Am 3. September 1792 wurde die Prinzessin von Lamballe, die Freundin der Königin Marie Antoinette so lange vom Pöbel gemißhandelt, bis sie zusammenbrach, worauf sie zwei Kerle auf einen Leichenhügel warfen, wo ihr der Kopf abgeschnitten wurde. Es ist historisch, daß der Kopf auf einer Pike nach dem „Tempel“ getragen und der Leib mittelst eines Strickes dahin geschleift wurde, damit man beide der daselbst eingesperrten königlichen Familie zeige. Verdächtig aber sind die Verschönerungen dahin, daß man den Kopf zu einem Weinhändler getragen habe, um auf seine Gesundheit zu trinken und daß man einen Coiffeur herbeigeholt, die Haare

des Kopfes zu ordnen und seine Wangen zu schminken. (Vergl. Bertin; *Madame de Lamballe d'après des documents inédits;* Paris 1888, S. 121 ff.)

Die Guillotine soll Guillotin erfunden haben, er soll auch, was an den Stier des Phalaris (s. S. 65) erinnert, eins ihrer ersten Opfer gewesen sein, ja der sonst so vorsichtige Lichtenberg giebt sogar das Datum der Hinrichtung 14. März 1794 an. (Vermischte Schriften 1844, Teil VI, S. 245 f.)

Beides ist unrichtig; die Guillotine ist von A. Louis und dem Mechaniker Schmitt erfunden worden; Guillotin hat die damals schon bekannte Maschine in der konstituirenden Nationalversammlung nur empfohlen; zum ersten Male angewandt wurde sie am 25. April 1792; „mit meiner Maschine schneide ich Ihnen den Kopf so schnell ab, soll er gesagt haben, daß Sie es gar nicht merken". Beinahe wäre Guillotin auch damit hingerichtet worden; als „verdächtig" verhaftet war er schon; aber der Sturz Robespierres (9 Thermidor) befreite ihn; er starb am 26. Mai 1814, allgemein geachtet. Vermittelst einer ähnlichen Maschine, damals mannaja genannt, ist schon 1507 der Doge von Genua, Demetrius Giustiniani, hingerichtet worden, nachdem König Ludwig XII. von Frankreich die Stadt erobert hatte. (*Jean d'Anton; Histoire de Louis XII., mise en lumière par Th. Godefroi. Paris 1615.*) Der Unterschied zwischen der älteren und der guillotinschen Guillotine ist nach Lichtenberg der, daß diese den Kopf nicht abhackt, sondern abschneidet. Er bemerkt noch (1795):

„Des unglücklichen und guten Königs Amme hieß Guillot. Die Sache ist, wenn man Zeitungen trauen darf, gewiß. Ich habe es in mehreren bemerkt gefunden. Dessenungeachtet könnte ein lügenhafter Franzos leicht das Ammenhistörchen hingeworfen haben, ein Sinngedichtchen darauf zu pflanzen u. s. w."

Es ist auffallend, daß ihm bei seiner Anekdote nicht derselbe Zweifel aufgestiegen ist.

Die Sterbestunde Ludwigs XVI. (21. Jan. 1793), die

doch schon an sich tragisch genug war, hat sich ein gewisser Charles His, damals Redakteur des *Républicain français*, gemüßigt gesehen mit einem rührenden Wort auszustaffieren; er läßt den Abbé Edgeworth auf dem Schaffot zum Könige sagen: „Sohn des heiligen Ludwig, steige auf zum Himmel". Der Abbé hat es nicht gesagt; aber das Wort erschien noch in der Abendnummer desselben Tages und machte Glück. Chateaubriands Schilderung des Vorgangs beruht auf Samsons des Henkers Berichten. Die unter dem Namen des letzteren 1830 erschienenen „Memoiren" sind ein, jeder geschichtlichen Zuverlässigkeit entbehrendes Machwerk L'Heritiers. — Ebensowenig hat der Abbé Sieyès, als es sich um die Bestrafung des Königs handelt, gestimmt, „*la mort sans phrase*" sondern *sans phrases*, d. i. ohne weitere Motivierung, wie es im Gegenteil die anderen Deputierten für nötig befunden hatten, nur „*la mort*". Aber gerade dieses nie gesagte *sans phrase* ist, besonders auch in Deutschland ein geflügeltes Wort geworden. — Daß die Schauergeschichten der Revolution von den verschiedensten Händen zugestutzt und, wenn man so sagen darf, verschönert worden sind, läßt sich erwarten: sie sind auch zu einladend dazu. Man berichtet von jungen Mädchen, welche, als Verdun von den Feinden besetzt war, mit preußischen Offizieren auf einem Balle getanzt hatten und die deshalb Ende April 1794 sämtlich guillotiniert wurden, so daß es selbst den Henker erbarmte, solche Jugendblüten zu knicken. Nun ist aber die älteste von diesen „Jugendblüten" 69 Jahr alt gewesen, andere waren allerdings jünger; die jüngste 22; zwei noch jüngere wurden zu zwanzigjähriger Gefängnisstrafe verurteilt, aus der sie Robespierres Sturz befreite. Eine aktenmäßige Darstellung des Prozesses findet man in der „Gartenlaube" Nr. 4 von 1869; der Gang desselben war, wie man ihn unter der bestehenden Pöbelherrschaft nicht anders erwarten konnte. Ein Ball hatte überhaupt nicht stattgefunden; die Damen waren auch nicht auf einem Triumph-

wagen, sondern auf einem Ackerwagen nach der Übergabe der Festung ins Preußische Lager gefahren und da eigentlich von niemand beachtet worden. „Die Prozession der weißgekleideten jungen Mädchen", deren Erzählung fast in allen Geschichten der Revolution Platz gefunden hat, war also eine ruchlose Erfindung. — Scheußlich ist auch die Anekdote über Mademoiselle de Sombreuil; sie soll von den Septembristen gezwungen worden sein, ein Glas Blut zu trinken, als Bedingung der Rettung ihres Vaters. Die Wahrheit ist, daß als sie „durch ihren Mut, ihre Schönheit, ihre Hingebung und ihre Thränen" die Unmenschen entwaffnet hatte, sie in Ohnmacht fallen zu wollen schien. Darauf reichte ihr einer der Barbaren, der gerührt worden, ein Glas Wasser, in welches ein Tropfen Blut von seiner Hand hineingeträufelt war. Beide Anekdoten sind nicht genau wahr, aber grade die kleinen Fälschungen würden sie, wenn sie wahr wären, sehr charakteristisch machen. — Auch führen wir hier noch die berühmte Prophezeiung des Dichters Cazotte an, welche Schopenhauer in seinem Aufsatz: „Über das Geistersehen und was damit zusammenhängt" erwähnt und die sich auch Bulwer (Lord Lytton) in seinem Roman „Zanoni" zu nutze gemacht hat. Die geängstigte Herzogin, der er den Tod auf dem Schaffot prophezeit, ruft aus: „Aber einen Beichtvater bewilligen sie mir doch?" Antwort: „Nein, die letzte Person, die mit einem Beichtvater zur Hinrichtung fahren wird, wird die Königin von Frankreich sein." Die ganze Prophezeihung ist eine Erfindung von La Harpe, wie dieser selbst angegeben hat.

Das letzte Gastmahl der Girondisten ist eine Erfindung von Thiers (*Histoire de la révolution française, 4me édit., tome V. p. 460*): erweitert und zum Teil dramatisiert von Ch. Nodier (deutsch für 20 Pfennige in der Reclamschen Ausgabe zu haben), und zu einer farbenprächtigen Schilderung verschönert von Lamartine (*Histoire des Giron-*

dins, tome VII. p. 47—54, dieses Werk enthält mehrere Fabeln). Bailleul, ihr Gesinnungsgenosse, der sich in Paris verborgen gehalten, soll ihnen, seinem Versprechen gemäß, das Mahl besorgt haben.

„Ausgesuchte Speisen, seltene Weine, kostbare Blumen, zahlreiche Kerzen bedeckten den eichenen Gefängnistisch. Es war der Luxus des letzten Lebewohls, die Verschwendung der Sterbenden, welche nicht mehr für den nächsten Tag zu sparen brauchen.“

Es ist nicht hübsch von Lamartine, derartig zu flunkern! Denn, zunächst war Bailleul nicht in Paris verborgen, sondern mit seinen Gesinnungsgenossen im Gefängnisse, wo er noch fünf Monate nach ihrer Hinrichtung (31. Oktbr. 1793) blieb. Auch war den Girondisten dieser Tag ihrer Hinrichtung gar nicht vorher bekannt gewesen; derselbe wurde vielmehr überstürzterweise am 30. Oktober (9. Brumaire) angeordnet, kraft eines am selben Morgen erlassenen Dekrets des Konvents; ebensowenig hätte Bailleul ein auch nur bescheidenes Mahl von dem Gefängnis aus bestellen können, denn die Gefangenen mußten stets ihre Wertsachen dem Wärter abgeben. Daß ein solches Mahl, auch nur in einfachster Weise, nicht stattgefunden, geht hervor aus den enthusiastisch für die Girondisten geschriebenen *Mémoires d'un détenu pour servir à l'histoire de la tyrannis de Robespierre*, 1794 von Riouffe veröffentlicht, welcher mit den Girondisten eingesperrt gewesen war und durch Robespierres Sturz (9. Thermidor = 27. Juli 1794) befreit wurde, und ebenso aus dem *bulletin du tribunal révolutionnaire*. Überhaupt war es die Zeit der schrecklichsten Hungersnot in Paris. Auch daß die Girondisten nach ihrer Verurteilung Hymnen an Frankreich und an die Freiheit gesungen, ist eine Fabel; es waren vielmehr nur vier auf ihr Schicksal parodierte Verse der Marseillaise. (Vergl. Ch. Barthélemy. *Erreurs et mensonges historiques; cinquième série.* Paris; Blériot frères.)

Auch Robespierre hat man versucht zu „retten“, namentlich hat dies Dr. Brunnemann gethan in seiner Schrift

„Maximilian Robespierre, ein Lebensbild"; 2. Auflage, Leipzig u. Berlin 1885. Etwas karrikiert scheint das landläufige, an ein Opernscheusal erinnernde Bild Robespierres allerdings zu sein, namentlich da nach seinem Tode viele ihm Grausamkeiten uud Schändlichkeiten in die Schuhe geschoben haben mögen, an denen sie selbst schuld waren.

„Der mit der Sichtung und Herausgabe von Robespierres hinterlassenen Papieren beauftragte Konvents-Deputierte Courtois ist mit einer Parteilichkeit und Gewissenlosigkeit zu Werke gegangen, über welche verschiedene Meinungen niemals bestehen konnten; . . . auch vor direkten Fälschungen ist er nicht zurückgeschreckt." (Eckardt; Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit; Leipzig 1893; S. 9.)

Leider ist Brunnemanns Werk von jener sozial-demokratischen Färbung durchdrungen, welche das „Volk", besonders aber das besitzlose Volk, aus lauter edelmütigen Charakteren bestehen läßt, also ohne alle Sachkenntnis. Auch ist seine Arbeit nur aus Hamels *histoire de Robespierre*, eines begeisterten Bewunderers, teils abgeschrieben, teils ausgezogen; seine eigenen Zuthaten bestehen in Übersetzung von ein oder zwei von Hamel nicht aufgenommenen Reden. Die Bemerkung im Titel „nach zum Teil unbenutzten Quellen" ist daher etwas kühn. — Hamel der Biograph, sowohl Robespierres als Saint-Justs, ist so naiv die Verherrlichung desjenigen Helden, mit dem er eben zu thun hat, auf Unkosten des Nebenmannes zu inscenieren; (Eckardt, S. 186). Doch wollen wir nach Brunnemann (S. 191) anführen, daß das berüchtigte Gesetz vom 30. Oktober 1793, wonach das Verfahren gegen einen Angeklagten geschlossen werden konnte, sowie die Geschworenen sich für genügend unterrichtet erklärten, nicht von Robespierre herrührte, sondern von Osselin und daß es vielmehr Robespierre zu danken war, daß die Bestimmung hineinkam „nicht vor Ablauf von drei Tagen". Es ist daher nur eine „poetische" Gerechtigkeit, wenn man, weil dieses Gesetz auch gegen ihn angewendet wurde, von ihm ähnlich wie von Guillotin erzählt, „er starb durch sein eigen Kind". Mont-Gaillards Erzählung, Robespierre hätte der Hinrichtung Dantons vom *Pont tournant*

aus zugeschaut, dürfte auf Erfindung beruhen. Vom 15. Januar bis 13. März 1794 ist Robespierre nach Brunnemann bettlägerig gewesen, gerade als die Schreckensherrschaft am schlimmsten wütete (?). Auch die Berichte über sein Auftreten beim Feste des höchsten Wesens (8. Juni 1794 = 20 Prairial II), sollen absichtlich ins Lächerliche gezogen sein; doch ist alles dieses zweifelhaft. — Allgemein anerkannt wird wohl jetzt, daß Robespierre bei oder nach seinem Sturze nicht versucht hat, Selbstmord zu begehen, wie Thiers angiebt, sondern daß es der siebzehnjährige Gendarm Merda war, der ihm durch einen Schuß die Kinnlade zerschmetterte. — Falsch ist es auch, obwohl oft in Geschichtsbüchern angegeben, daß Robespierre wegen seiner Grausamkeit und Härte gestürzt worden; die ihn stürzten waren darin schlechter als er; der scheußliche Carrier, der in Nantes wie ein Teufel gehaust hatte, ging, als der zu sprechen Unfähige nach dem Richtplatz gefahren wurde, neben dem Karren, um unaufhörlich „Nieder mit dem Tyrannen" zu rufen. Wenn nachher eine mildere Zeit eintrat, so kam das daher, daß die Nachfolger Robespierres der öffentlichen Meinung nicht mehr widerstehen konnten.

Eine revolutionäre Legende ist es auch, daß die französischen Freiwilligen (1791—94) die Alliirten zurückgetrieben haben sollen. Der für die Franzosen glückliche Ausgang des Krieges erklärt sich vielmehr aus der Lauheit der Verbündeten, weil ihr Augenmerk mehr auf Polen gerichtet war, das 1793 u. 1795 seine beiden letzten Teilungen erfuhr. Jene Freiwilligen waren nicht nur als Soldaten, sondern auch sonst einfach schandbar; sie hatten keine Disziplin und wollten keine haben; sie beschimpften und plünderten diejenigen, welche sie beschützen sollten. Da sie ihre Offiziere zum Teil selbst wählten, gelangten zu dieser Ehre die Intriguanten und diejenigen, welche am besten schwatzen oder saufen konnten. Abgesehen davon waren diese Truppen schon gar nicht zu brauchen, weil ihre Bewaffnung und Bekleidung höchst mangelhaft war.

Die *levée en masse* gab später keine besseren Resultate. Zu vergleichen *Rousset, les Volontaires de* 1791—94; Paris 1870 (auch deutsch mit einem Vorwort von Karl Braun erschienen und lobend erwähnt in einer Reichstagsrede des Grafen Moltke vom 16. Februar 1874).

Über die „Mythe von der *jeunesse dorée*" verbreitet sich Adolf Schmidt in seiner Schrift: „Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800", Teil I., Seite 173—208.

„Diesen Namen soll nach der Behauptung aller deutschen, wie aller französischen Historiker die männliche Jugend von Paris, die nach dem 9. Thermidor (Sturz Robespierres) sich zum Vorkämpfer der Contrerevolution aufwarf, als Spitz- oder Spottnamen geführt haben. Wachsmuth und Schlosser, Zinkeisen und Sybel, gleichwie Mignet und Thiers, Buchez und Roux, Barrau und Louis Blanc lassen sie in ihren Darstellungen übereinstimmend unmittelbar nach dem Sturz Robespierres oder mit dem August 1794 als *jeunesse dorée* auftreten." Wohl gab es damals eine einflußreiche *jeunesse de Paris*, welche hauptsächlich durch ihren Haß gegen die Jakobiner zusammengehalten wurde, sie bestand aber keineswegs nur aus den Söhnen reicher Leute. So lange die Verbindung existierte, ist sie nie so genannt worden. „Dieses Ei wurde erst Anfangs 1791 durch den Romanschreiber Pagès gelegt im zweiten Teil seiner „geheimen Geschichte der französischen Revolution", deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß sie trotz des Titels nichts Geheimes, aber desto mehr Zweifelhaftes enthält. Pagès hatte ausgesprochenermaßen den Glauben, daß der Roman viel höher stehe als die Geschichte". „Es ist möglich, daß er selbst den Ausdruck erfunden hat." Erst 1824 wurde er dann von den oben genannten französischen Schriftstellern, wenn man so sagen darf, in Kommission genommen. Über Thiers sagt Adolf Schmidt: „Thiers bewährt allerdings eminente geschichtsschreiberische Eigenschaften, die nicht wenig zu der außerordentlichen Popularität seines Werkes beitrugen. Er zeichnet sich aus insbesondere durch eine lichtvolle Gruppierung des Stoffes, durch eine seltene Klarheit seiner Ideen und ihrer Darlegung, durch einen elegant leichtflüssigen und darum anmutig fesselnden Stil. Aber von einer eigentlichen Kritik der Quellen kann bei ihm keine Rede sein. Er nahm an, was ihm gerade paßte, auch wenn es aus einer trüben Quelle floß; und er stieß ab, was ihm nicht paßte, auch wenn es aus einer lauteren Quelle rann. Er verließ sich auf seinen natürlichen Takt, der in der That bedeutend genug war, um ihn oftmals vor Fehlgriffen zu bewahren; aber doch nicht so unfehlbar, um jederzeit das Rechte zu treffen und dergestalt die methodische Kritik zu ersetzen. Im vorliegenden Fall verfuhr Thiers ungleich vorsichtiger wie Mignet, aber doch noch immer unvorsichtig genug. Seine Angaben über die Partei der „jungen Leute" sind bis zum Oktober 1794 im Wesentlichen korrekt. Aber mit diesem Zeitpunkt, an der oben zuerst angeführten Stelle, verläßt er plötzlich die richtige Bahn; er führt daselbst mit einem Male statt der *jeunes gens* eine *jeunesse dorée* vor, zunächst freilich in der beschränkten Bedeutung einer Modejugend, mit der kecken, aber unbelegten und unwahren Behauptung: „das war der Name, den man ihr damals gab", und behält fortan ohne Bedenken den erwünschten, prickelnden Namen in der weitesten Anwendung für die ganze Partei der Pariser Jugend unabläßig bei."

Keine Dynastie hat so dafür gesorgt, daß ihre Geschichte

gehörig bereinigt und pointiert auf die Nachwelt komme, als die Bonapartes; bei aller sonstigen Verschiedenheit ähnelten sich darin das erste und das zweite Kaiserreich auf das Haar. Am zweiten Kaiserreich ist eigentlich alles Schein, Lüge, Humbug, Goldpapier, Dekoration, Maske, Effekthascherei. Aber auch schon das erste bedurfte der Fälschungen von Taufscheinen, gemachter Attentate, verlogener Zeitungsberichte u. s. w. Aus den Archiven wurden u. a. nach Lanfrey sämtliche Dokumente über die Schlacht von Marengo entfernt und dafür ein mehrere Jahre später abgefaßter Phantasiebericht eingefügt. Der Kultus mit dem Napoleonstage schon beruht auf einer Lüge. Bonaparte war nicht am 15. August 1769, sondern nach dem „*Etat civil*“ der Stadt Paris, Register II. der Munizipalität des zweiten Arrondissements, Nummer 290, unter dem Datum des *XIX. Ventôse an IV. de la république* enthaltend den Heiratskontrakt Napoleon Bonapartes und der Wittwe Beauharnais und nach dem Taufschein des ersteren am 5. Februar 1768 geboren worden; indessen ist auch dieses Datum nicht richtig. Nach Jung, „*Lucien Bonaparte et ses mémoires*“ in Sybels Zeitschrift, neue Folge, Band XVII S. 167 war er am 7. Januar 1768 geboren und auf den Namen „Nabulione“ getauft worden; er gab aber später seinen Geburtstag wie erwähnt an, damit derselbe nach der Annexion Korsikas durch Frankreich falle, so daß er ein geborener Franzose würde, also eine Spielerei, einem Begriff zu Liebe. Somit fällt auch die Erzählung, Friedrich der Große hätte in der Nacht auf den 15. August 1769 im Traum einen Stern sich senken gesehen, der die ganze Welt mit seinem Glanz erfüllte. Auch Heinrich Heine hat sich eine ähnliche kleine Schwachheit, wenigstens scherzweise, zu schulden kommen lassen, um den Witz machen zu können, sich einen der ersten Männer seines Jahrhunderts zu nennen (Bäder von Lucca, Kap. 6). Er war noch im 18. Jahrhundert (13. Dezember 1799, nach Brockhaus, Konv.-Lexikon sogar 1797) geboren worden.

Bei Arcole (15.—17. Nov. 1796), nicht bei Lodi, ist Bonaparte, nach Marmonts Memoiren, eine oder mehrere Fahnen in der Hand, seinen Soldaten bei Erstürmung eines Dammes vorangeschritten. Die Kolonne soll darauf zurückgeworfen und Bonaparte in einen tiefen Wassergraben gedrängt worden sein, aus dem er nur mit Mühe gerettet wurde; natürlich könnte man ihm deswegen keinen Vorwurf machen, es sei denn der, daß er als Feldherr seine Person zu sehr bloß stellte. Diese Rettung ist nicht gemalt worden, dagegen hat Bonaparte durch bestellte „historische" Bilder mehrere dankbare Lügen in Umlauf gesetzt, z. B. „Napoleon berührt die Pestkranken von Jaffa." Er hat sie nie berührt." Napoleon überschreitet den Sanct Bernhard auf einem sich bäumenden Rosse im Schneegestöber" — es war aber das schönste Wetter von der Welt und er selbst berichtet in seinen Memoiren von St. Helena, daß er an den schwierigsten Stellen sich vernünftiger Weise eines Maulesels bedient habe, welcher ihm von dem Prior eines Klosters als der sicherste im ganzen Lande empfohlen worden war. Dieser Ritt auf einem Maulesel würde sich allerdings gemalt weniger gut ausgenommen haben. — An der „napoleonischen Legende" haben am fleißigsten gearbeitet: erstens Bonaparte selbst auf St. Helena, sowie unter seinen Augen Savary, Herzog von Rovigo, in seinen Memoiren, dann Thiers und zuletzt Napoleon III. Die Kritik vertreten Oberst Charras, eines der Opfer des Staatsstreiches von 1851 († 23. Jan. 1865), welcher den Nimbus der militärischen Unfehlbarkeit des ersten Napoleon zerrissen hat; ferner Jules Barni (Napoleon I. und sein Geschichtsschreiber Thiers) und Lanfrey (*Histoire de Napoléon*).

Den Rückzug Moreaus (19. September — 24. Oktober 1796) durch die Thäler des Schwarzwaldes hat man mit dem des Xenophon verglichen. Napoleon aber spottete darüber.

„Jener Rückzug," erwiderte der Kaiser, „war der größte Fehler, den Moreau je begangen. Wenn er, statt sich zurückzuziehen, eine Schwenkung gemacht und den Gegner umgangen hätte, so würde er die österreichische Armee vernichtet oder gefangen

genommen haben. — Das Direktorium war eifersüchtig auf mich und wünschte den militärischen Ruhm womöglich zu verteilen und da es den Moreau wegen eines Sieges nicht lobpreisen konnte, so geschah dies wegen seines Rückzuges, welchen es in den lautesten Ausdrücken herausstreichen ließ, obwohl sogar der österreichische Feldherr den Moreau deswegen verurteilte." (Napoleons Worte zu O'Meara; s. dessen *Voice from St. Helena;* Teil II. S. 40.)

Nach Bonapartes Staatsstreich am 18. Brumaire (9. Nov. 1799) soll der Abbé Sieyès sich über Bonaparte wie folgt geäußert haben: *Messieurs, nous avons un maître; ce jeune homme fait tout, peut tout et veut tout.* Sieyès hat aber immer bestritten, daß er es gesagt; — er bestritt gleichfalls, daß er auf die Frage, was er während der Schreckensregierung gethan, geantwortet habe: *j'ai vécu.* — Der Titel seines Buches *„Qu'est ce que le tiers état? rien; que doit-il être? tout!"*, durch welchen er berühmt wurde, stammt nicht von ihm, sondern von de Lauraguais, ebenso wie der des Dramas „Sturm und Drang" nicht von dessen Verfasser Klinger, sondern von dem Arzte Christoph Kaufmann herrührt (Geflügelte Worte, 15. Auflage S. 110).

Über die Art, wie Bonapartes offizielle Bulletins zustande kamen, fällt Frau von Remusat (in ihren Memoiren, Paris 1880 deutsch von Adolf Ebeling, Köln 1880) folgendes Urteil:

„Napoleon gefiel sich darin, nachträglich in seinen Berichten gewisse Umstände zu erfinden, durch welche er Eindruck machen wollte . . Es passierte ihm, je nach dem Grade von Rücksicht, die er seinen Untergebenen zuteil werden ließ, oder je nach dem Grade des Vertrauens, das sie ihm einflößten, gewisse Siege zu verschweigen oder irgend einen Fehler irgend eines Marschalls in einen Erfolg zu verwandeln. Mitunter erfuhr ein General durch ein Bulletin eine Schlacht, die er niemals geschlagen, oder eine Rede, die er niemals gehalten hatte. Ein anderer sah sich plötzlich in den Zeitungen mit Lob überschüttet und suchte vergeblich nach der Ursache, aus welcher er es verdient hätte. Man that Einsprache gegen die Verschweigung oder Entstellung, aber wie sollte man auf das zurückkommen, was schon vergangen, gelesen und durch neuere Nachrichten überholt war? Denn die Schnelligkeit Napoleons im Kriege lehrte jeden Tag etwas neues. Dann legte er demjenigen, der reklamiert hatte, Stillschweigen auf, oder wenn es ihm nötig schien, den Beleidigten zu versöhnen, so gab er ihm eine Summe Geld oder die Erlaubnis zu plündern, eine Kontribution zu erheben, und so endigte der Streit."

Daß Napoleon sehr brutal sein konnte, ist bekannt; doch sind die Erzählungen davon häufig übertrieben. Über seine Krönung durch Papst Pius VII. (2. Dezember 1804) erzählt

der Kardinal Consalvi in seinen Memoiren II. S. 404, wie folgt: *l'empereur se couronna lui-même, après avoir saisi brusquement la couronne, avant même que le pape étendit la main pour la prendre.*

„Das ist wohl richtiger als die auch von Theiner (II, 214) wiederholte Version, Napoleon habe die Krone dem Papste aus den Händen genommen. Consalvi war nicht zugegen, aber ohne Zweifel aufs genaueste unterrichtet." (Ranke, historisch-biographische Studien; Leipzig 1877, S. 24.)

Die unrichtige Erzählung ist wohl dem Bericht nachgebildet, welchen Voltaire über die Krönung Karls XII. von Schweden giebt. —

Die Gräfin Remusat, Palastdame der Kaiserin Josefine, erzählt in ihren Memoiren (deutsch) Band II S. 96:

„Als er bald darauf erschien, kam er uns bei seiner kleinen Statur in den weiten Gewändern, namentlich in dem schweren Krönungsmantel ein wenig gedrückt vor; aber als er aus den Händen des Papstes die Krone empfing (den bereits erwähnten goldnen Lorbeerkranz) und sich selbst aufsetzte, hatte er unleugbar etwas Majestätisches; er sah mit seinem marmorblassen Antlitz aus wie ein antiker Imperator."

Aus dem sonstigen Inhalt der Memoiren darf man wohl schließen, daß Frau von Remusat den häßlichen Auftritt erwähnt haben würde, falls er sich wirklich zugetragen hätte.

Übrigens bediente sich Napoleon bei seiner Krönung des angeblichen Szepters Karls des Großen (jetzt in der *Gallerie d'Apollon* im Louvre), welches jedoch faktisch nur der Taktstock eines Kapellmeisters des 17. (?) Jahrhunderts war mit der Figur Karls auf einem Thron sitzend am oberen Ende und der Inschrift darunter Sanctus (!) Carolus Magnus.

„Der Taktstock befand sich im Louvre, dessen Direktor, Denon, ihn hervorholte, die auf den früheren Besitzer hindeutende Inschrift des Handgriffs wegfeilen ließ und ihn Napoleon als authentisches Scepter Karls des Großen vorlegte. Napoleon mochte wohl Zweifel an der historischen Echtheit des Objekts hegen, er hatte aber kein Interesse daran, der Sache auf den Grund zu gehen; im Gegenteil, er proklamierte die „Entdeckung" Denons mit großer Freude seinem Hofe und Paris bewunderte bei seiner Krönung die ehrwürdige Reliquie, deren Anwesenheit das Prestige der Ceremonie nicht wenig erhöhte."

Die Wahrheit war ihm überhaupt Nebensache. Der merkwürdigste der 22000 Briefe der Korrespondenz Napoleons, der vom 28. März 1808 über seine spanische Politik, durch

welchen Thiers sich täuschen ließ, ist gefälscht und zwar von Napoleon selbst.

Lannes fiel in der Schlacht bei Aspern 21. und 22. Mai 1809. Napoleon hat ihm ein langes letztes Wort in den Mund gelegt: *Sire, je meurs avec la conviction et la gloire d'avoir été votre meilleur ami*". Zu Metternich (Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, Wien 1880 Teil I S. 282) hat Napoleon später gesagt: „*Vous avez lu la phrase que j'ai mise dans la bouche de Lannes — il n'y a pas pensé*"; die richtigen Worte sind: „*Au nom de Dieu, Sire, faites la paix pour la France, moi je meurs*"; sie waren offenbar für ein Bulletin nicht zu brauchen.

Eine der Personen, die Bonaparte am meisten haßte war Frau von Staël. Wir wollen es ihm nicht besonders verübeln, denn für diese beiden Personen gab es kein Schachbrett, auf dem sie spielen konnten. Sehr bekannt ist die Erzählung, Frau von Staël habe — nach einer Artigkeit angelnd — den aus Italien zurückgekehrten General Bonaparte gefragt, welche Frau er für die größte halte, und er hätte dann von seinem militärisch-populationistisch engherzigen Standpunkt geantwortet: „Diejenige, welche die meisten Kinder hat". Die eigentliche Quelle für diesen Bericht sind jedoch Bonapartes Aufzeichnungen auf St. Helena und wahrscheinlich hat er ihn erfunden. Eine junge Frau, Madame Sophie Gay, Gemahlin des Präfekten in Aachen, hat der Kaiser mit den Worten angefahren: „Madame, meine Schwester wird Ihnen gesagt haben, daß ich geistreiche Frauen nicht liebe". — „Ja, Sire, aber ich habe es nicht geglaubt". Von der Antwort etwas betreten, fuhr er fort, „Sie schreiben ja! Nun was haben Sie denn zu Tage gefördert, seit Sie im Lande sind?" — „Drei Kinder Sire!" — Wahrscheinlich hat also Napoleon nicht bloß die beiden Damen verwechselt, sondern er hat sich auch von dem gesunden Sinne in der Antwort der Frau Gay so sehr imponieren lassen, daß er später etwas

jener Antwort ähnliches sich selber zuschrieb. Vergl. Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden, Memoiren, Band II, Berlin 1888. Diese Verfasserin bestreitet auch, daß Frau von Staël gesagt habe, „Bonaparte wäre Robespierre zu Pferde“.

Nach der Schlacht bei Ebersberg (1809) hatte eine Schildwache — der Mann hieß Coluche — Napoleon instruktionsmäßig mit den Worten angehalten; *Personne ne passe;* der Zusatz, *même si vous étiez le petit caporal,* ist erfunden, weil Coluche faktisch nicht wußte, daß es der Kaiser war; da dieser den Ruf nicht zu hören schien, drohte Coluche ihn niederzustechen, worauf ein großer Lärm entstand. Der pflichttreue Soldat erhielt von Napoleon den Orden der Ehrenlegion; auch Napoleon III. hat ihn noch in Audienz empfangen.

Zu den napoleonischen Legenden und besonders zu den in deutschen Schulbüchern breitgetretenen gehört auch diejenige, daß die große Armee 1812 in Rußland infolge des russischen Winters zu Grunde gegangen sei. Finger Gottes! Zu vergleichen sind die Schriften von Fézensac, welcher den Krieg als Regiments-Kommandeur mitmachte und das Werk: „Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinrich von Brandt. Erster Teil: Die Feldzüge in Spanien und Rußland 1808—1812“. Berlin 1868. Auch von Brandt war als Offizier der Warschauischen Armee bis Moskau mitgewesen.

„Ich habe später vielfach mit Offizieren aller Grade und mit verständigen Unteroffizieren über die Auflösung der Armee gesprochen, namentlich mit solchen, die bis Orsza und Bobr in Reih und Glied gestanden. Sie waren einstimmig der Meinung, daß die Unordnung und lüderliche Zucht in der Armee den Grund zu deren Auflösung gelegt. Lange vorher, ehe die Kälte oder der eigentliche Mangel an Lebensmitteln begann, gab es tausend Unbewaffnete, die bei den unübersehbaren Wagenburgen und Bagagen sich herumtrieben ꝛc. ꝛc.“ (v. Brandt, a. a. O. S. 502.)

Das Machtgebäude Napoleons war zuletzt so kompliziert, geworden, daß er verkrachen mußte — wie ein Eisenbahnkönig.

Wahrscheinlich unschuldig ist Napoleon an den ihm bei

seiner Zusammenkunft mit Metternich in Dresden im Marcolinischen Palais in den Mund gelegten Worten: „Sagen Sie, — Metternich, wieviel hat Ihnen England dafür gegeben?“ Am 26., nicht wie Metternich angiebt am 23. Juni 1813 in Dresden trafen sich der Kaiser und der Fürst, welcher von jenem in neunstündiger Audienz empfangen wurde. Metternich selbst erzählt darüber:

„Ich hatte auf die Jugend der französischen Soldaten hingewiesen und die Meinung ausgesprochen, daß Frankreich keine neue Armee mehr aufbringen könne. Als Napoleon diese Worte hörte, entflammte sein Zorn im höchsten Grade. — Er wurde bleich. — Sie sind nicht Soldat, fuhr er mich in höchst gereiztem Tone an; Sie wissen nicht, was in der Seele eines Soldaten vorgeht. Ich bin im Felde großgezogen worden und einen Mann wie mich, den kümmert es wenig (ich wage es nicht, mich des energischen französischen Ausdrucks zu bedienen, dessen Napoleon sich hier bediente), ob eine Million Mann zu Grunde geht. Er warf hierauf seinen Hut, den er bisher in der Hand gehalten, in die Ecke des Zimmers. Ich blieb ganz ruhig und stützte mich auf die Ecke einer Konsole, die zwischen den zwei Fenstern stand; dann sagte ich tief bewegt nach dem, was ich eben gehört hatte: Warum haben Sie mich gewählt, mir das, was Sie eben sagten, unter vier Augen zu sagen. Wir wollen die Thür öffnen, Ihre Worte werden dann von einem Ende Europas an das andere gehört werden 2c. 2c.“

Des oben erwähnten beleidigenden Wortes gedenkt Metternich nicht; man läßt aber gerne mit den Geistern, den Prinzipien auch die Körper auf einander platzen; deshalb wurde es auch zur Zeit allgemein erzählt; unwahrscheinlich ist es hauptsächlich deshalb, weil Napoleon immer in geradezu meisterhafter Weise denen, mit welchen er verhandelte diejenige Motive vorzuhalten verstand, die auf sie unter den gegebenen Verhältnissen zu seinem Vorteil wirken mußten. Wenn er nun hier ganz aus der Rolle gefallen wäre, so wäre wohl eine Erklärung — der jähe Glückswechsel — möglich; ob sie aber befriedigt? — Napoleon I. hat auch nicht gesagt: *Grattez le Russe et vous trouverez le Cosaque.* Vielmehr stammt dieses Wort vom Fürsten von Ligne.

„Nicht ohne Interesse dürfte es übrigens sein, die kritischen Ansichten Metternichs über die Schriftsteller zu vernehmen, die sich vorzugsweise mit der Geschichtsschreibung jener wichtigen Zeitperiode befaßten. — Was vor allem Fain betrifft, dessen „*Manuscrit*“ der nachfolgenden Litteratur als ausschließliche Quelle gedient hat, so liegt uns darüber ein kurzes, aber prägnantes Urteil Metternichs vor, indem er (an Gagern 1833) schreibt: „„Von dem was Fain von meinen persönlichen Verhandlungen mit Napoleon im Juni 1813 schreibt ist Nichts wahr. Fain stand im Kabinet

Napoleons und er folgte treu den Befehlen des Herrn. So wollte dieser letztere, daß man die Dinge glauben sollte und so gewürdigt bietet sein Werk ein lebendiges Interesse.'" — „„Ebenso reichhaltig"", fährt Metternich fort, „sind die Memoiren Bourriennes in dem, was die Persönlichkeit Napoleons betrifft. Wahren historischen Wert haben de Pradts „*L'ambassade de Varsovie*" und Segurs „*Campagne de 1812*". Alles andere gehört zur Spreu, aus der nur einzelne Körner gesammelt werden können, Autoren- und Buchhändler-Spekulationen, welche nur dazu dienen, das Wahre in den Dingen zu verfinstern." (Aus Metternichs Papieren, herausgeg. von seinem Sohne, Band I, Wien 1880, Seite 253.)

Fast immer unrichtig sind die Worte, welche Generale in der Schlacht gesagt haben sollen. Erstens ist das Kampfgewühl überhaupt nicht der geeignete Ort, wo einem treffende Phrasen einfallen, und zweitens ist es unwahrscheinlich, daß sie jemand hört, oder selbst wenn sie einige hören, daß sie darauf achten und sie sich einprägen. Auch hier sind die Worte Sterbender am verdächtigsten. Der berühmteste, am oftesten citierte Schlachtausruf ist wohl der dem General Cambronne bei Belle-Alliance in den Mund gelegte: „*La garde meurt, et ne se rend pas*". Cambronne hat selbst lebhaft gegen diese Anekdote protestiert und sich immer sehr darüber geärgert, weil er erstens nicht starb, und zweitens sich ergab, die Erzählung also zu dumm war. Er hat seiner Zeit nur nach einem Chirurgus verlangt, um seine Wunden verbinden zu lassen. Das Wort ist vielmehr, nach Fournier, von einem Journalisten Rougemont erfunden, der es am Tage nach der Schlacht in seiner Zeitung drucken ließ; 1862 hat ein alter Soldat vor dem Präfekten des Nord-Departements ausgesagt, daß er den General das Wort habe zweimal sagen hören (!). (Vergleiche über die Schlacht bei Waterloo auch S. 231 f.) — Daß Napoleons Landsmann und Todfeind Pozzo di Borgo, als Napoleon den Bellorophon, das englische Kriegsschiff besteigt, ihn verhöhnt, ist auch eine Erfindung.

Auch die jenem von Thiers in den Mund gelegten „letzten Worte" sind unhistorisch. *Je vais rejoindre Kléber, Desaix, Lannes, Masséna, Bessières, Duroc, Ney! . . . Ils viendront à ma rencontre . . . Nous parlerons de ce que nous avons fait . . . A moins là-haut, comme*

ici-bas, on n'ait peur de voir tant de militaires ensemble"; sie sind vermutlich von einem Journalisten erfunden — fünf Pfennig die Zeile!

König Jérome von Westfalen, von dem wohl niemand mehr reden würde, wenn er nicht der Bruder Napoleons gewesen wäre, ist eben darum nach seinem Sturze vielfach die Zielscheibe des Spottes gewesen; doch laufen dabei Übertreibungen mit; so schlecht wie sie verschrieen, ist seine Regierung nicht gewesen. Besonders eine Anekdote erschien mir immer verdächtig, daß er häufig in Rotwein gebadet habe und dieser nach dem Gebrauch verkauft worden wäre, infolgedessen in Kassel niemand mehr Rotwein habe trinken wollen. Der Rektor der Volksschule iu Koethen, R. Klinkhardt, schreibt mir, sein Vater, Hofmusikus a. D. Friedrich Klinkhardt, habe ihm wiederholt erzählt, er hätte, als er 1810—12 in Kassel in Garnison stand, in einer Weinstube, wo er allein noch mit einem andern Gaste Rotwein, alle andern aber weißen Wein tranken, infolge dessen die Bekanntschaft jenes Gastes gemacht; dieser hätte ihm darauf mitgeteilt, er möge den Rotwein nur ruhig weiter trinken; zum Bade benutzter Wein sei es jedenfalls nicht; er sei der königliche Kastellan und habe das Rotweinbad für den König zu besorgen, welches nach dem Gebrauch weggeschüttet werde; auf Veranlassung dieses Kastellans hat sich dann auch der Hofmusikus Klinkhardt die Badeeinrichtung im Schlosse angesehen und die zum Abfluß des gebrauchten Badeweins dienende Rinne entsprechend rot gefärbt befunden. — Ein Seitenstück zu dieser Geschichte erzählt man von — Aristoteles; er habe in einer Badewanne in warmem Öl gebadet und dann das Öl verkaufen lassen. (Diogenes Laërtius, Arist. Kap. 10.)

Der Sohn Napoleons, der anfangs den Titel eines Königs von Rom und später den eines Herzog von Reichstadt führte, wurde nach des Vaters Sturze nach Wien zu seinem Groß-

vater, dem Kaiser Franz, gebracht, von diesen stets in seiner nächsten Nähe behalten und durchaus gütig behandelt.

„Der Umstand, daß die Existenz des Herzogs von Reichstadt für das Erzhaus und für Metternich etwas Unbequemes hatte, ist vielleicht der Grund für die Entstehung des albernen Gerüchtes gewesen, daß das Leben des Herzogs entweder durch Verführung zu Ausschweifungen oder durch Gift in berechneter Weise verkürzt worden sei. Wie es scheint, rührt das Gerücht von einem Franzosen, Namens Barthelemy her, der 1828 nach Wien kam, dem Herzog vorgestellt zu werden wünschte, als eifriger Bewunderer des Kaisers aber nicht zugelassen wurde. Er rächte sich dafür, indem er in einem dem Sohne Napoleons gewidmeten Gedichte jene Verdächtigungen aussprach." (Eduard Schulte: Marie Louise und der Herzog von Reichsstadt, in der Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung vom 28. Nov. 1886.)

Mit Talleyrand müssen wir es machen wie mit dem Fürsten Bismarck. Die ihm zugeschriebenen Aussprüche hat er entweder nicht gesagt, oder sie sind schon viel älter als er und von ihm nur in Kurs gesetzt worden. Da die bekannten davon alle von Büchmann besprochen sind, genügt es wohl, wenn wir auf diesen verweisen. — Ebendaselbst findet man die sehr amüsante Geschichte der Entstehung des Ludwig XVIII. bei seinem Einzug in Paris zugeschriebenen „*Il n'y a rien de changé en France; il n'y a qu'un Français de plus.*" —

Ludwig XVIII. soll ferner, als Blücher gedroht hatte den *pont d'Jéna* — in die Luft zu sprengen, gesagt haben: *Je m'y ferai porter et nous souterons ensemble.* Dies ist eine Erfindung des Grafen Beugnot, wie dieser in seinen 1866 erschienenen Memoiren anerkennt. Ludwig gestattete aber, daß man ihm wegen dieses Ausspruchs Komplimente machte (Fournier S. 424).

Über Talleyrands Ende († 17. Mai 1838) erzählt Louis Blanc in seiner *Histoire de dix ans V.* S. 290, jener habe zu dem ihn besuchenden König Louis Philipp gesagt: „*Je souffre comme un damné*"; worauf der König bemerkt habe: „*Déja?*" Talleyrand habe sich wegen dieser Beleidigung noch rasch durch Überlieferung kompromittierender Staatsschriften an andere gerächt. Die besten Quellen wissen jedoch von diesem Zwiegespräch nichts; die Pointe findet sich schon in einer Antwort, die 1778, ein Dr. Bouvard einem

Kardinal oder dem Abbé Terray gegeben haben soll. Spätere haben es sogar dem Talleyrand selbst in den Mund gelegt — eine Wanderanekdote.

Die richtige Angabe findet sich in den „Erinnerungen alter und neuer Zeit von Ferdinand Graf Eckbrecht-Dürckheim", Stuttgart 1887, Band 1. Graf Montrond, der intime Freund Talleyrands sagte über die Anekdote zu Dürckheim:

„Das ist ein Irrtum. Im Munde des Königs wäre dieses Wort eine nicht zu rechtfertigende Grausamkeit gewesen, deren Louis Philipp unfähig war. Ich allein konnte mir mit dem Kranken diesen etwas gewagten Scherz erlauben, weil der Fürst mich zu genau kannte, um nicht zu wissen, daß er nichts Boshaftes gegen seine Person enthielt. Dieser Scherz zwang ihm das letzte Lächeln ab; er starb wenige Tage nachher gefaßt und mit der römischen Kirche in bester Ordnung."

Ist Louis Philipp wirklich als König gewohnheitsmäßig bei schlechtem Wetter mit aufgespanntem Regenschirm durch die Pariser Straßen gegangen? Heinrich Heine sagt (Französische Zustände; sämtliche Werke; Ausgabe von 1862, Band 8, S. 49):

„Ich weiß nicht, ob Ludwig Philipp sich dieser Äußerungen noch zu besinnen weiß, denn es ist schon lange her, seit er das letzte Mal mit rundem Hut und Regenschirm durch die Straßen von Paris wanderte und mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, schlichten Hausvaters spielte . . . ."

Nach Carné „Mémoires" S. 237 ist der König im September 1830, also bald nach seiner Tronbesteigung mit einem Regenschirm gesehen worden; es könnte aber sein, daß er an dem einen Mal genug gehabt hätte, denn die Pariser sollen allerhand schlechte Witze darüber gemacht haben.

Den vielbelachten zahmen Adler, welcher in dem Putsch Louis Napoleons zu Boulogne (6. August 1836) eine Rolle spielte, hatte nach einem Bericht eines Teilnehmers der Expedition, des Grafen Orsi in „Fraser's Magazine" Augustheft 1879, Louis Napoleon nicht bestellt; er hat überhaupt nichts davon gewußt, sondern ein anderer Teilnehmer, Oberst Parquin, kaufte ihn, als er noch einmal in Gravesend ans Land gestiegen, um sich Zigarren zu besorgen, von einem zufällig dort anwesenden Knaben für einen Souvereign. Der Vogel wurde an den Mast gebunden und niemand dachte weiter an ihn, bis

ihn die Boulogner Polizisten auffanden. Wenn diese Geschichte Napoleon III. später fortwährend unter die Nase gerieben wurde, namentlich von Rochefort, samt dem Speck, den er im Hut getragen haben soll, damit der Adler sich bei der Landung auf seine Schulter setze, so kommt dies daher, weil sie wirklich sehr zu seinem Charakter paßt.

Über die Schlacht bei Solferino, welche Napoleon III. mitmachte, berichtete der Moniteur vom 29. Juni 1859: „Der Kaiser Napoleon übertraf sozusagen sich selbst; überall war er zu sehen, die Schlacht kommandierend; jedermann um ihn her schauderte vor der Gefahr, die ihm unablässig drohte; er allein schien nichts davon zu merken". Bekanntlich blieb der Kaiser trotz alledem völlig unversehrt; da aber auch von seinem Gefolge, den Cent-Gardes, niemand fiel, sondern nur einem einzigen die Uniform verletzt wurde, so wußte der Moniteur zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung keinen andern Ausweg, als die beliebte Intervention der Gottheit: *„La protection dont Dieu l'a couvert s'est étendue à son état-major !"*

Sehr entstellt sind die Berichte über die letzte Zusammenkunft König Wilhelms mit dem französischen Gesandten Benedetti in Ems (13. Juli 1870). So war es z. B., um nur eine Nebensache zu erwähnen, gar nicht der Flügel-Adjutant Graf Lehndorff, welcher die Botschaft des Königs an Benedetti ausrichtete, sondern der Prinz Anton Radziwill. Die von der damaligen napoleonischen Regierung den Kammern gemachten Mitteilungen waren nicht nur übertrieben, sondern geradezu erlogen. „Es gab in Ems", hat Benedetti später selbst erklärt, „weder Beleidigte noch Beleidiger". Der König hatte einfach abgelehnt, den Gesandten zu ermächtigen nach Paris zu telegraphieren, daß er die Hohenzollersche Kandidatur in Spanien niemals zugeben würde. (Vergl. die Rede des Reichskanzlers von Caprivi im Reichstag am 23. Nov. 1892, abgedruckt im Reichsanzeiger vom 24. Nov.) Dennoch ist

auch in Deutschland diejenige Lesart über diesen Vorfall die verbreitetste, welche Dr. Kreusler in Arolsen gegeben hat in seinem etwas affektiert volksmäßigen Gedicht: „König Wilhelm saß ganz heiter ꝛc.“ (zuerst gedruckt in der Neuen Preußischen Zeitung vom 14. Sept. 1870). — Als der einäugige Gambetta († 31. Dez. 1882) 1870 nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs Diktator von Frankreich war, wurde erzählt, er hätte als Knabe seinen Vater gebeten, ihn in eine andere Schule zu senden, zuletzt mit der Drohung, sich sonst ein Auge auszustechen. Da die Drohung nicht gewirkt, hätte er sich dann in der That ein Auge ausgestochen und seinem Vater geschrieben, wenn er ihn nun nicht wegnehme, würde er sich auch das andere zerstören, worauf dann der Vater nachgegeben hätte. Diese Erzählung ist eine Fabel. Gambettas Auge wurde verletzt, als er, acht Jahre alt, einem Messerschmidt bei der Arbeit zusah und mußte 2 Jahre später ganz herausgenommen werden. (Vergl. seine 1879 erschienene Biographie.) Sie diente aber damals (1870) und nicht ungeschickterweise gewissermaßen als Illustration des Widerstandes *à outrance.*

Es bleiben noch außer der Reihe drei litterarische Größen Frankreichs übrig; zunächst Rabelais (1483—1553), um den sich ein ganzer Epheu von lustigen Anekdoten und Schnurren herumgerankt hat, die aber größtenteils wohl nur Illustrationen zu einzelnen Stellen seiner Werke sind. Die Universität zu Montpellier, heißt es, sandte ihn zu dem Kanzler Duprat in Paris, um demselben eine Bitte betreffs der Wiederherstellung des der medizinischen Fakultät gehörigen, durch Kriegsereignisse faktisch aufgehobenen Kollegiums der Gironne vorzutragen. Rabelais hatte erfahren, daß es schwer sei, zu dem viel beschäftigten Manne Zutritt zu erlangen. Er ging daher in einer sehr auffallenden Kleidung vor der Türe des Kanzlers auf und ab; Neugierige sammelten sich; endlich ließ der Kanzler fragen, wer der so seltsame Gekleidete sei. Dem französisch fragenden Pagen antwortete Rabelais lateinisch;

gleich darauf einem Schreiber, der ihn lateinisch anredete, in griechischer Sprache; dem ihn darauf griechisch Anredenden auf hebräisch u. s. w. spanisch, italienisch, englisch und deutsch, worauf denn der Kanzler selbst den wunderlichen und gelehrten Mann kennen lernen wollte und die bewußte Angelegenheit schnell geordnet wurde. Rabelais verstand alle diese Sprachen, aber die, eigentlich doch unmögliche Anekdote stammt aus Rabelais berühmtem Werk „Gargantua und Pantagruel“ Buch II Kap. 9. Etwas Ähnliches mag ihm vielleicht einmal selbst begegnet sein, aber gewiß nicht sechssprachig.

Als ihm in Lyon das Reisegeld ausgegangen, soll er kleine Säckchen mit der Aufschrift: „Gift für den König“, „Gift für die Königin“, im Gasthofe absichtlich haben liegen lassen und infolgedessen sofort per Schub nach Paris befördert worden sein, wo man ihn kannte und sofort entließ; es soll dies der Ursprung der Phrase sein *le quart d'heure de Rabelais.* Voltaire hat diese allerdings drollige Geschichte in das Reich der Fabeln verwiesen. Die Zeiten waren zu solchen Scherzen nicht angethan. (Etwas anders und zur Erklärung des Ausdrucks „*le quart d'heure de Rabelais*“ erzählt wird die Anekdote bei Büchmann (16. Auflage S. 362) nach den 50—60 Jahren nach Rabelais Tode erschienene „Elogia Rabelaesina“ von Antoine le Roy.

Man erzählt ferner, er habe nach Empfang der letzten Ölung geäußert: „*On m'a graissé les bottes pour un grand voyage*“; sodann ein langes „letztes Wort“ von ihm. Er soll gesagt haben: „*Allez dire à mon ami le cardinal que je vais quérir un grand peut-être*“ und dann noch einige Zwischenbemerkungen: „*Tirez le rideau; la farce est jouée*“. (Nach Fournier [S. 40] hat ihm Freigius in seinen *Commentaires sur Cicéron* zuerst diese berühmt gewordene Phrase in den Mund gelegt.) Fournier weist auch auf das ganz ähnliche letzte Wort des Demonax, welches uns Lukian in dessen Leben berichtet.

Geendigt ist der Kampf, der schönsten Preise Geber,
Und länger nicht zu weilen ruft die Stunde.

Man berichtet auch, daß Rabelais sich auf seinem Sterbebette einen Domino habe anziehen lassen, weil in der Bibel steht: „beati qui moriuntur in Domino“; alles viel zu gut, um wahr zu sein. Sein Testament soll gelautet haben: „Ich habe nichts, ich bin sehr viel schuldig, das Übrige vermache ich den Armen“. Diese Worte finden sich aber schon 1527 in einem Briefe von Erasmus an Beda (Arnstädt, François Rabelais, Leipzig 1872, S. 30).

Über Pascal, den großen Mathematiker (1623—1662), wird eine absurde Anekdote betreffs der ersten Bethätigung seiner Begabung für Geometrie erzählt. Sein Vater hatte, wie seine Schwester berichtet, verboten, daß er sich mit Mathematik beschäftige und ihm alle mathematischen Bücher wegnehmen lassen; aber sein Hang dazu war unvertilgbar; man überraschte ihn einst, Figuren auf den Boden zeichnend, aus denen hervorging, daß er die einzelnen Sätze der Geometrie in derselben Ordnung aufgefunden, wie sie im Euklid stehen, als ob das die natürliche Folge wäre, in der ein selbst Suchender jene Sätze finden würde! Die Scene ist oft gemalt worden.

Was schließlich Voltaire betrifft, so ist es heute wohl kaum mehr nötig zu sagen, daß die lange Zeit in Deutschland und besonders auch in England geläufige Charakteristik eine durchaus falsche war. Voltaires Fehler, um ein bekanntes Wort von Montyon über Colbert abzuändern, waren die seiner Nation, aber seine Vorzüge waren seine eigenen und er hat der Menschheit, wie einst Theseus und Herkules, durch Erlegung von abscheulichen Ungeheuern der Dummheit und der Heuchelei die allerwichtigsten Vorteile errungen, — Vorteile, deren Urheber die Menschheit wohl vergessen kann, die sie sich aber nie wieder entreißen lassen wird. Je weiter wir fortschreiten, um so mehr bewundern wir die Schärfe seines Ur-

teils, die Kühnheit seiner Kritik und den weiten Horizont seines Geistes. Die Entfremdung zwischen Voltaire und Friedrich II., diesen beiden in ihrer Art vielleicht einzigen Menschen, ist wohl größtenteils nur durch Klatschgeschichten hervorgerufen und überhaupt sehr übertrieben worden. Der König soll zu de la Mettrie sich über Voltaire geäußert haben: *J'aurai besoin de lui encore un an tout au plus; on presse l'orange et on jette l'écorce;* wenigstens hat man dies Voltaire so hinterbracht. Voltaire dagegen behauptete, das einzige, was ihn um des Königs Gunst gebracht, sei das verleumderische Wort Maupertuis, der nämlich ausgesprengt habe, General von Manstein sei einst bei ihm, Voltaire, gewesen, um sich seine Denkwürdigkeiten über Rußland durchsehen zu lassen; da habe ein Läufer ein Gedicht des Königs überbracht, worauf Voltaire zu dem General gesagt: *Mon ami, à une autre fois. Voilà le Roi, qui m'envoie son linge sale à blanchir: je blanchirai le vôtre ensuite.* Diese geradezu ungezogene Äußerung soll der höfliche Franzose gethan haben, und in einer Form, die denjenigen, an den er sie richtete, gleichfalls beleidigen mußte! Noch 1770 schrieb Voltaire an den König: „*J'ai toujours sur le coeur le mal irréparable que Maupertuis m'a fait; je ne penserai jamais à la calomnie du linge donné á blanchir à la blanchisseuse, à cette calomnie insipide qui m'à été mortelle, et à tout ce qui s'en est suivi, qu' avec une douleur qui empoisonnera mes derniers jours*“. (Vergl. Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Berlin, 1838. S. 182.) Auch in dem schönen Verhältnis zwischen Karl August und Goethe trat noch kurz vor Schluß, eines Hundes wegen, ein schriller Mißklang zu Tage, trotzdem sie sich von Jugend auf in einander hineingelebt hatten (s. S. 329); man macht aber nicht viel Aufhebens davon und mit Recht; bei Friedrich und Voltaire aber werden herbe, in augenblick-

licher Verstimmung geschriebene oder auch wohl gar stark ironisch gefärbte Worte wie gerichtliche Zeugenaussagen behandelt und zwar auf beiden Seiten, was man freilich in Deutschland nicht immer weiß. — Die Erzählungen, daß Voltaire in Potsdam Wachslichter gestohlen habe und 1751 auf seiner Reise nach Frankfurt in Brackwede bei Bielefeld von den durch einen von ihm beleidigten Pagen aufgehetzten Bauern für einen Affen gehalten und demgemäß behandelt worden sei, sind alberne Erfindungen. Wo mögen sie zuerst gedruckt sein? — Neben den Verdiensten Voltaires aber schwinden alle diese Klatschgeschichten in solche Kleinheit zusammen, daß man sich über die Menschheit schämt, die dergleichen in ihren Annalen verzeichnet hat, selbst wenn es wahr gewesen; sie hätte wirklich wichtigere Dinge zu thun.

Die Engländer.

Unter den Engländern geht eine Legende, daß sie weniger lögen als andere Nationen, oder gar niemals. Das letztere wird nur selten behauptet; aber den Vorzug der relativen Wahrhaftigkeit lassen sich die Britten nicht gern nehmen, obwohl er auf schwachen Füßen steht; schon die betreffende Behauptung selbst ist eine Unwahrheit; alles in allem lügen sie gerade soviel als ihre meisten Nachbarn, nicht mehr, aber auch nicht weniger. In der Diplomatie hat „Albion" sogar das stehende Beiwort „*perfide*", was gewiß viel sagen will, und die Engländer definieren selbst ihre Diplomaten als *men sent abroad to lie for the benefit of their country.* (Der Ausspruch stammt von Sir Henry Wotton [1568—1639], der ihn lateinisch in das Album seines Freundes Fleckamore in Augsburg auf seiner Reise nach Venedig schrieb [Legatus est vir bonus peregre missus ad mentiendum rei publicae causa]). — Infolgedessen haben sie, wie die andern Nationen,

auch nicht versäumt, ihre Geschichte mit einigen Lichteffekten auszustaffieren, von denen hier einige der bekanntesten folgen mögen:

Der erste „Lichteffekt"(?), den wir zu erwähnen haben, ist die wunderliche Erzählung vom jus primae noctis. Es giebt über dieses Recht eine Monographie von Dr. Karl Schmidt, Oberlandesgerichtsrat zu Colmar im Elsaß: Jus primae noctis, eine geschichtliche Untersuchung; Freiburg im Breisgau 1881. Es heißt daselbst S. 196.

„In der Geschichte der Schotten von Hektor Boeis, welche zuerst im Jahre 1526 erschien und in zweiter Auflage im Jahre 1574 von Ferrerius herausgegeben wurde, findet sich folgende Erzählung. Zur Zeit des Kaisers Augustus regierte in Schottland König Evenus der Dritte, ein Mann von schlechtem Lebenswandel; derselbe erließ ein Gesetz, wonach „„jeder Herr einer Ortschaft die Gewalt haben sollte, die erste Keuschheit der neuvermählten Jungfrau zu genießen""; Versuche späterer Könige, dies Gesetz abzuschaffen scheiterten am Widerstand der jungen Magnaten; erst durch König Malcolm III. Canmoir (1059—1093) auf Andrängen seiner Gemahlin, der heiligen Margarethe, wurde jenes Gesetz aufgehoben und an Stelle desselben eine Steuer eingeführt, wonach bei der Hochzeit einer verlobten Jungfrau ein Goldstück als Loskaufsgeld an den Ortsherrn gegeben werden sollte; diese Steuer führte den Namen marcheta."

Nachdem dann auf die Unglaublichkeit hingewiesen worden, daß eine solche Sitte mehr als tausend Jahre hätte bestehen können, heißt es weiter S. 197 f.:

„Über die alte Geschichte Schottlands herrscht im allgemeinen großes Dunkel; die in den öffentlichen Archiven Schottlands aufbewahrten Urkunden gingen nach dem Tode des Königs Alexander III. von Schottland, zur Zeit des Königs Eduard I. von England (1272—1307), verloren; die Geschichtsquellen Schottlands aus der Zeit bis zum Tode des Königs Malcolm Canemore oder Canmoir beschränken sich im wesentlichen auf Nachrichten fremder Schriftsteller und auf mündliche Überlieferungen. Daraus haben später Chronikschreiber eine Geschichte hergestellt.

Hektor Boeis oder, wie er sich selbst schrieb, Boëthius*), geboren zu Dundee in der Grafschaft Angus, Professor der Philosophie zu Paris, dann seit 1500 bis zu seinem um 1550 erfolgten Tode Vorsteher der Universität zu Aberdenn, wird als Wiederhersteller der schönen Wissenschaften und als ein Schriftsteller von gutem Geschmack, steht aber im Ruf großer Unzuverlässigkeit und Leichtgläubigkeit."

Weiter heißt es S. 200:

„Es frägt sich, woher Hektor Boeis die Nachricht vom Gesetz des Königs Evenus entnommen hat. Dieselbe findet sich weder in dem Hauptwerk der älteren schottischen

*) Also in Erinnerung an den Manlius Severinus Boëthius, geboren ca. 470 den Theodorich zum römischen Konsul machte.

Geschichte von Johann Fordun, noch in der Geschichte Schottlands von Joannes Major. ...... Man könnte denken, Hektor Boeis habe jene Nachricht von seinem Zeitgenossen Polydorus Vergilius entnommen, dessen Werk de rerum inventoribus vom 7. August 1499 in der Vorrede datiert ist, also dem Anschein nach aus älterer Zeit als das Werk von Hektor Boeis (1526) herrührt. Allein die fragliche Stelle fehlt bei Polydorus Vergilius in den Ausgaben bis zum Jahre 1532."

Schmidt führt dann S. 204 eine Menge von Schriftsteller an, welche die Fabel gläubig aufgenommen. — Seite 1 u. 2 seines Werkes heißt es:

„Manche Schriftsteller, die an diese Erzählung glaubten, verbanden damit die Vorstellung, in andern Ländern hätte dasselbe Recht gegolten; und sie fanden darin das Mittel, eine Reihe verschiedenartiger Nachrichten und Urkunden zu erklären. Eine Zusammenstellung derselben steht schon in der ersten Ausgabe von Ducange (1678) und im Glossar von Laurière (1704) und ist daraus mit mehrfachen Zuthaten in die neuern Ausgabe von Ducange übergegangen. Aus dieser Quelle schöpften die Encyklopädisten Boucher d'Argis, Chevalier de Jancourt und Garrau de Coulon ihre Mitteilungen, die dann von spätern Schriftstellern wiederholt wurden. Sie betrachteten es als geschichtlich festgestellte Thatsache, daß jenes Recht gegolten habe oder wenigstens von gewissen Herren in Anspruch genommen worden sei. Zu den Vertretern dieser Meinung gehören Voltaire, Bontaric, Renauldon, ferner die Verfasser des *Grand Vocabulaire* und des *Dictionnaire de Trevoux*, ferner Dulaure, Merlin, Dalloz, Chateaubriand, Collin de Plancy, Penchet-Chanlaire und Giraullt de Saint-Fargeau. Auch in das Wörterbuch der französischen Akademie wurde sie (1836 und 1844) aufgenommen, obgleich sie inzwischen durch mehrere Schriftsteller verschiedener Länder (. . , J. G. Heineccius 1736 . . .) bekämpft worden war.

Dieselbe Lehre wurde in allen Formen von Unterhaltungsschriften weit verbreitet. Schon Beaumont und Fletcher machten jenes Recht zum Mittelpunkt eines Schauspiels, „*Custom of the country*". Auch Voltaire und Beaumarchais schrieben Schauspiele darüber. Rastelli folgte mit einer epischen Dichtung. Aus dem Schauspiel von Beaumarchais entnahm Mozart den Text zur „Hochzeit des Figaro". Auf dasselbe Recht beziehen sich komische Opern von Martini und Laval und von Boïeldieu und eine Vaudeville von Delacour und Jaine, ferner ein Roman von Charles Fellens und eine mittelalterlich geschriebene romantische Erzählung, Historial du Jongleur, die von Malivoir herrührt, endlich eine Novelle in Briefen von dem Wiener Publicisten David Spitzer."

Es ist bekannt, wie Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" seiner Zeit die Gemüter aufregte, welche Intriguen bei Hofe spielten, darüber, ob das Stück aufgeführt werden dürfte oder nicht und daß es einer der wesentlichsten Anstöße zur französischen Revolution gab (vergl. S. 141), und doch steht, wie Karl Schmidt in seinem Werke nachweist, der ganze Glaube an das jus primae noctis auf sehr schwachen Füßen. Es mögen

Herren zu Zeiten existiert haben, die aus Brutalität ihren Untertanen entsprechendes zu bieten wagten; aber ein „Recht“ ist das wol nie und nirgends gewesen und die ganze Sage nur entstanden aus den Abgaben und Förmlichkeiten, die bei Verheiratung von Untertanen zu leisten und zu beobachten waren, wie häufig in ähnlicher Weise noch heutzutage.

Den alten heidnischen Germanen war das Pferd ein heiliges Tier. Bei Opfern wurde es geschlachtet und verzehrt, mit Ausnahme des Kopfes, welcher der Gottheit geweiht war. Daher schreibt sich die talismanische Wichtigkeit der Pferdeschädel. Man steckte sie im alten Norwegen auf die sogenannte Neidstange, mit dem aufgesperrten Rachen nach der Gegend hin, von woher der Feind erwartet wurde und glaubte den Feinden dadurch zu schaden. Zwei solchen vorangegangenen Pferdeköpfen verdanken wohl Hengist und Horsa, die Anführer der Angelsachsen bei der Landung in Brittannien, ihre Existenz in den Chroniken.

Was ist wohl der Kern des Sagen-Cyclus von König Arthurs Tafelrunde, seinen Rittern, seinen unerhörten Heldenthaten, seinem wunderlichen Seneschall, seiner treulosen Gattin nebst deren Lancelot vom See? De la Villemarqué, vom französischen Ministerium nach England gesandt, um den Ursprung jener Mythen zu erforschen, hat gefunden, „daß im Anfang des sechsten Jahrhunderts in Wales ein kleiner Häuptling, Namens Arthur, gelebt hat, der unverdrossen mit den eingedrungenen Sachsen kämpfte, dessen unbedeutende Thaten jedoch vergessen sind. Aus dem also ist, der Himmel weiß warum, eine so glänzende, viele Jahrhunderte hindurch in unzähligen Liedern, Romanzen und Romanen celebrierte Person geworden“. (*Contes populaires des anciens Brétons, avec un essay sur l'origine des épopées sur la table ronde, par Th. de la Villemarqué. 2 Vol. 1842* und „*The life of King Arthur, from ancient historians and authentic documents, by Ritson 1825*“.) — Über König Alfred

den Großen bemerkt Buckle (*History of Civilization* II. S. 249) sehr hübsch, daß die Engländer, welche fast keinem ihrer Könige einen schmeichelhaften Beinamen gegeben haben, ihn wohl nur deshalb den Großen nennten, weil sie so wenig von ihm wüßten, und auf ihn, so wie bei den Spartanern auf Lykurg, die Urheberschaft mehrerer Einrichtungen übertragen worden sei, welche schon vor ihm existiert hätten. —

In das Jahr 1057 wird die Erzählung von der Lady Godiva verlegt, welche auch in Deutschland den Lesern Tennysons durch dessen den Namen der Lady tragendes Gedicht bekannt ist. Sie soll ihren Gemahl, Leofric, Grafen von Mercia und Lord von Coventry um Erlaß einiger seine Untertanen sehr bedrückenden Steuern gebeten haben und er darauf, um ihre Bitte abzuschlagen, deren Erfüllung an die Bedingung geknüpft haben, daß sie nackend durch die Stadt Coventry reite. Die Gräfin aber, heißt es weiter, habe die Bedingung angenommen, die Bewohner bedeuten lassen, alle Türen und Fenster zu schließen, sich dann in ihr schönes, langes, blondes Haar gehüllt und sei so durch die Stadt geritten. Nur ein junger Bursche, Namens Tom, hätte über den Zaun geguckt und wäre deshalb erblindet (*peeping Tom*); doch dürfte dieser Zug der Sage erst später hinzugekommen sein. Entstanden ist sie wohl aus einem alten Rechtsgebrauch; es giebt auch eine ganz ähnliche indische (*Tour du Monde*, ad XXI p. 342), in welcher sich jedoch die „Prinzessin“ nicht in ihre Haare zu hüllen braucht, indem dichte Bäume längs des Weges in wundersamer Weise emporgewachsen und sie den Augen der Neugierigen entziehn; (Liebrecht, zur Volkskunde, S. 103 f.)

König Heinrich II. (Plantagenet; 1154—1189) hatte eine Geliebte, Lady Joan Clifford, bekannt unter dem Namen „Fair Rosamond“, welche von ganz überschwänglicher Schönheit gewesen sein soll. Die Erzählung, daß die eifersüchtige Königin Eleanor sie in dem Versteck „*Rosamond's*

bower", in welchem der König sie verborgen, mit Hülfe eines seidenen Fadens gefunden und dann gezwungen habe, Gift zu nehmen, stammt wohl nur aus einer Ballade. Die Grabschrift

Hic jacet in tumba Rosa mundi, non Rosamundi,
Non redolet, sed olet, quae redolere solet,

galt ursprünglich einer andern „Rose der Welt", Rosamunde, Königin der Lombarden, welche im sechsten Jahrhundert, durch ihren zweiten Gatten vergiftet, starb und die Heldin von Alfieris Tragödie „Rosemond" geworden ist.

Zu den wortinterpretierenden Treppenwitzen der Weltgeschichte gehört auch eine Anekdote über König Richard Löwenherz. Er wurde der „Löwe" zubenannt, weil er nie eine Beleidigung verzieh; daher sagte man, daß er ein „Löwenherz" besäße, woraus dann die Geschichte entstanden ist, daß er ganz allein einen Löwen erschlagen hätte. Auf seiner Rückreise von Palästina nach England wurde der König unweit Wien an einem kostbaren Ring erkannt, von dem von ihm schwer beleidigten Herzog Leopold von Österreich gefangen genommen (Dez. 1192) und an den deutschen Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, der ihn nach einer dreizehnmonatlichen strengen Haft auf der Burg Trifels nur gegen ein schweres, durch Umlagen auf Adel und Geistlichkeit erhobenes Lösegeld freiließ. Der König war aber ein Lieblingsheld der romantischen Poesie, welche seine Gefangenschaft mit der Erzählung vom Sänger Blondel ausgeschmückt hat, einer Sage, die in unzähligen Liedern und Bildern verherrlicht worden ist.

Ein sehr rührendes Seitenstück zum Hunde des Aubry (S. 329) ist dasjenige, nach welcher ein Vater, der sein Kind nicht in der Wiege, seinen Hund dagegen mit blutiger Schnauze findet, den Hund tötet und zu spät entdeckt, daß der Hund nicht das Kind umgebracht, sondern vielmehr die Schlange (oder den Wolf), welche das Kind fressen wollten. Sie wird unhistorischer Weise erzählt von einem Prinzen Llewellyn (ca. 1205) und seinem Hunde Gellert oder Bilhart, wie

Baring-Gould in seinem Buche „*Curious Myths of the Middle Ages*“ dargelegt hat, obwohl das Grab des treuen Hundes noch im nördlichen Wales in Caernarvonshire gezeigt wird. Es ist die erste Geschichte in der ältesten lateinischen Prosaübersetzung der „sieben weisen Meister“, welche den Titel führt: „Dolopathos; sive de Rege et Septem sapientibus“, geschrieben von einem Mönche Johannes von der Abtei Alta silva etwa 1184, welche fast ein Jahrhundert früher in „Syntipas“, einer griechischen Übersetzung des Buches des Sindibad, des östlichen Vorbildes der sieben weisen Meister existiert hatte und wahrscheinlich noch älter ist. (Coulston, popular tales and fictions, II. S. 166—186.)

Am 19. Juni 1215 soll König Johann ohne Land nach viertägigen Verhandlungen auf der Wiese von Runnimede die Magna Charta unterzeichnet haben, dieses „Bollwerk der englischen Freiheit“. Er hat das Dokument aber gar nicht unterzeichnet; es wurde vielmehr nur mit dem großen Staatssiegel versehen und vom Könige auf einer kleinen Insel in der Themse unweit Aukerwyke in Buckinghamshire, die noch heute „Magna-Charta Insel“ heißt, den Baronen überreicht. Bestimmt anerkannt als unverletzbares Gesetz wurde die Magna Charta aber erst 1297 durch Eduard I. Abstellung einer großen Anzahl der schreiendsten Mißbräuche wurde von Johann zugesichert. Die berühmteste Stelle ist folgende, Kapitel 29:

„Nullus liber homo capiatur vel imprisonetur aut dissisatur de libero tenemento suo vel libertatibus vel liberis consuetudinibus suis aut utlagetur aut exculet aut aliquo modo destruatur nec super eum ibimus nec super eum mittemus nisi per legale judicium aut legem terrae; nulli vendemus nulli negabimus aut differemus rectum vel justitiam.“

„Kein freier Mann soll ergriffen oder gefangen gesetzt, seines Landbesitzes, seiner Freiheiten und Gewohnheiten beraubt, geächtet, verbannt oder sonst wie vernichtet werden; noch wollen wir über ihn urteilen oder ihn verurteilen, es sei denn durch gesetzliches Urteil oder durch das Gesetz des Landes; niemanden wollen wir Recht und Gerechtigkeit verkaufen, verweigern oder verzögern.“

Das klingt nicht übel; wenn man aber zusieht, wie seitdem in England regiert wurde, wie noch 300 Jahre später die Könige oder die Königinnen mehrmals willkürlich die

Religion des Landes änderten, wie wenig Einfluß das Parlament noch unter Heinrich VIII. und unter Elisabeth hatte, wie die Stuarts wirtschafteten, wie auch später der Adel eigentlich nicht nur das Oberhaus bildete, sondern vermittelst der *rotten boroughs* und anderer Einflüsse auch das Unterhaus größtenteils bis zur Reformbill von 1832, — wenn man ferner bedenkt, daß in der Magna Charta eine Vertretung des Volkes überhaupt nicht zugesichert war, daß die nicht freien Menschen, die *villains* Leibeigene blieben und mit ihren „Sachen und Kindern" nach wie vor verkauft werden konnten, so wird man zugeben, daß von derselben als einem „Bollwerk der Freiheit" eigentlich keine Rede sein kann, höchstens als von einem Keim der Freiheit.

Gneist sagt über die Magna Charta, Englische Verfassungsgeschichte, Berlin 1882, Seite 253, Note:

„Die urkundlichen Ausgaben und rechtskundigen Bearbeitungen der Magna Charta sind nicht ganz mit derjenigen Sorgfalt behandelt worden, welche der Gegenstand erwarten ließe. Die in staatsrechtlichen Fragen immer langsame Jurisprudenz hat die Magna Charta lange Zeit wenig beachtet. Die Rechtsbücher des Bracton, Britton und Fleta berühren sie kaum beiläufig; für die Gerichtspraxis bedurfte es zuvor der Spezialisierung durch die lange Reihe der aus ihren Grundprinzipien hervorgegangenen Parlamentsstatuten. Erst seit den Zeiten der Stuarts wurde die Wissenschaft der Magna Charta gerecht, insbesondere durch Herstellung des authentischen Textes. Die Originalurkunde der Magna Charta ist beschrieben von Blackstone: *the Great Charter*, Seite XV. XVI. Sie befindet sich jetzt im Britischen Museum."

Und nachdem er die wichtigsten Zugeständnisse des Königs skizziert hat (a. a. O. Seite 253):

„Mehr als dies hat die englische Baronie in Waffen, verbunden mit der Kirche, der Stadt London und unter Zustimmung des Landes auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge nicht beansprucht; kein Zustimmungsrecht zum Erlaß königlicher Verordnungen, kein Recht auf Berufung einer *cour de baronie*, keine Versammlungen zur Verhandlung der Landesbeschwerde oder zur Steuerbewilligung überhaupt, sondern nur ein Zustimmungsrecht zu zwei positiven Abänderungen der rechtlichen Bedingungen des Lehnsbesitzes."

Wenn also Schiller in seinem Gedicht: „die unüberwindliche Flotte" die Britannia anredend diese Magna Charta anführt als

„das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
zu Fürsten deine Bürger macht“

so kann man daraus nichts anderes schließen, als daß er das „große Blatt“ nie gelesen hat; denn die Behauptung ist ebenso falsch als die Anrede in demselben Gedicht „Herrscherin der Meere“; erst unter seiner deutschen Dynastie haben sich sowohl die Freiheit als die Seemacht Englands mächtig entwickelt und zwar ohne den religiösen Firlefanz Cromwells! Interessant wäre es, festzustellen, wann und von wem zuerst der Name Magna Charta gebraucht worden ist.

Im 14. Jahrhundert lebte Whittington (schon erwähnt S. 245), der dreimal Lord Mayor von London wurde, nachdem er durch eine Katze großen Reichtum erlangte. Daß er als Junge schlecht behandelt worden, wie es gewöhnlich erzählt wird, erscheint unmöglich, da er der Sohn des Worshipful Sir William Whittington war. Die Erzählung, daß jemand durch eine Katze sich Reichtümer erwirbt, war in Europa schon im 13. Jahrhundert verbreitet und findet sich u. A. auch in Italien, Rußland und Norwegen und auch in Persien, 60 Jahre vor Whittingtons Geburt. Auf diesen kann die Geschichte erst übertragen worden sein, als man seine Herkunft vergessen hatte. (Coulston; *popular tales and fictions; their migrations and transformations;* London 1887 Teil II S. 65—78.)

Als die schöne Gräfin von Salisbury im Tanze ihr Strumpfband verlor, soll es ihr der König Eduard III. (regierte 1327—1377) wieder mit den Worten überreicht haben: „*Honi soit qui mal y pense.*“ Dies, hört man oft, sei der Ursprung des Mottos des Hosenbandordens (*order of the garter*) gewesen (1349); es läßt sich jedoch nichts darüber nachweisen; nach andern soll der König die Phrase zuerst in der Schlacht bei Crécy gesagt haben, als er sein eigenes Knieband zum Heereszeichen machte; das Wort ist jedoch schon vor

ihm in Frankreich sprichwörtlich gewesen. (Haydn; *Dictionary of Dates;* Artikel „*Honi soit qui mal y pense*".) In dieser selben Schlacht bei Crécy (26. August 1346) soll Eduard, der schwarze Prinz, dem gefallenen Könige Johann von Böhmen die drei Federn abgenommen haben, welche noch heute einen Teil des Wappens der jedesmaligen Prinzen von Wales bilden; allein diese Erzählung beruht auf keiner glaubwürdigen Autorität; ebensowenig die über die Entstehung des deutschen Mottos des Prinzen von Wales, „Ich dien", welche zuerst auf dem Grabe des schwarzen Prinzen in der Kathedrale in Canterbury angebracht wurden, „weil selbst der Erbe der Krone, als Sohn, in nichts von einem Diener verschieden war." Nach Einigen soll der Prinz dieses Motto vom König Johann von Böhmen mit den drei Federn angenommen haben. Diese Erzählung ist nach dem oben Gesagten höchst unwahrscheinlich. Nach andern soll König Eduard I. den Wallisern, welche nur einen Eingeborenen, der nicht Englisch sprechen könnte, als ihren König anerkennen wollten, seinen soeben in Wales zur Welt gekommenen Sohn im Schlosse Carnarvon mit den Worten „Ich dien" präsentiert haben. Das Zimmer oder vielmehr der zertrümmerte Mauerraum, wo der erste Prinz von Wales zur Welt kam, wird noch heute gezeigt. Es ist wohl im höchsten Grade unglaublich, daß ein englischer König zu den Bewohnern von Wales in deutscher Sprache geredet habe; was für eine Veranlassung hätte wohl dafür vorliegen können? Nach anderen soll der König, das Kind in seinen Armen haltend, die wallisischen Worte gesagt haben „Eich Dyn", buchstäblich „Dies ist Euer Mann", woraus das „Ich dien" durch Korruption entstanden sein soll. Alles höchst unzuverlässig und stark mit Symptomen des wortinterpretierenden Treppenwitzes der Weltgeschichte behaftet. — (Haydn: *Dictionary of Dates.* Artikel „*Ich dien*"; Timbs: *Curiosities of History*, II. S. 195.) — Glaublicher klingt die Notiz in „*A record of the black*

Prince by Henry Noel Humphreys“, welches das Testament desselben enthält und die Behauptung „eines neueren Forschers“ anführt, wonach die drei Federn aus der Familie der Mutter des schwarzen Prinzen, der Königin Philippa, Gräfin von Hennegau, stammen. Er beruft sich auf ein gleichzeitiges Verzeichnis von des Königs Haushalt zu Windsor, worin eine der Königin zugehörende „große Schüssel für die Almosen der Königin“ beschrieben wird als „silbervergoldet und im Grunde ein schwarzemaillirtes Schild mit drei Straußenfedern“. Auch die beiden deutschen Devisen, die schon erwähnte „ich dien“ und „Houmouth“ (hoher Mut) werden dann aus der Familie der Königin hergeleitet. — Es ist ferner sehr unwahrscheinlich, daß der „schwarze Prinz“ diesen Namen von seiner schwarzen Rüstung erhalten habe.

König Eduard IV. (1461—1483) hatte eine Geliebte Namens Jane Shore; sie soll später gebettelt haben und in einem Graben (*ditch*) gestorben sein, wo jetzt die Straße *Shoreditch* in London sich befindet — eine Fabel der englischen *respectability* und der Etymologie zu Liebe erfunden.

Die populäre Figur König Richards III., des letzten Plantagenet, stammt fast allein aus Shakespeare, welcher aus Sir Thomas Mores Schriften seine diesen König betreffenden Schauergeschichten schöpfte. Auch die Angaben Humes lassen sich auf denselben von Richards erfolgreichem Gegner, König Heinrich VII. bestellten Geschichtsschreiber zurückführen. More kam durch sein Werk dem Dramatiker ebenso halbwegs entgegen, wie Tschudi dem Dichter des Wilhem Tell (s. S. 223). Richard soll buckelig gewesen sein und einen verdorrten Arm gehabt haben. Nun sagt aber John Rous, dessen lateinische Geschichte der Könige Englands Heinrich VII. gewidmet und der ein bitterer Feind des Hauses York war, nur, daß Richard von kleiner Figur, mit kurzem Gesicht und ungleichen Schultern gewesen ist. Nach anderen soll der König eben nur etwas klein, sonst aber wohlgebildet genug gewesen sein. Ebenso

wie die persönliche Erscheinung ist auch der Charakter Richards ganz verzerrt worden. Man ging damals mit den Menschenleben nicht so sentimental um, als meistenteils, wenn auch allerdings nicht immer, heutzutage; aber die Mordgeschichten, welche von dem Könige erzählt werden, scheinen doch sehr übertrieben. Er soll seinen Bruder, den Herzog von Clarence, in einem Faß Malvasier-Wein haben ertränken lassen. (Auch Shakespeare spielt darauf an: König Richard III. Akt I. Szene IV. Erster Mörder: *I'll chop thee in the malmsey butt in the next room.*) Man hat diese denn doch zu unglaubliche Geschichte so erklären wollen, daß der Herzog erst im Tower ermordet und dann in einem Faß, welches früher Malvasier enthalten, in die vorbeifließende Themse geworfen worden sei. Fest steht jedoch nur, daß er heimlich im Tower umgebracht ist und daß er bei Lebzeiten den Malvasier sehr geliebt. Daraus ist denn wohl die Anekdote entstanden. Vergl. Timbs I. S. 221 f. Es ist sogar durch Walpole (*Historic doubts on the life and reign of king Richard III.*; 1769) bezweifelt worden, daß Richard die Söhne Eduards habe ermorden lassen. Nach Baco endlich soll er ein weiser Gesetzgeber und auf das Wohl des Volkes sehr bedacht gewesen sein. (Timbs I. S. 232.)

König Heinrich VIII. (1509—1547), eine unserem heutigen Geschmack ziemlich unsympathische Persönlichkeit, hat das Urbild abgegeben zum Ritter Blaubart. (Das Märchen wurde zum ersten Mal von Charles Perrault 1697 erzählt in seinen *Contes de la mère l'Oye.*) Von unhistorischen Anekdoten aus seiner Zeit erwähnen wir diejenige, daß sein allmächtiger Günstling, der Kardinal Wolsey, ihm den Hampton-Court-Palast geschenkt haben soll, „das prächtigste Geschenk, welches je ein Untertan seinem Herrscher gemacht". Sie wird widerlegt durch Ernest Law, *the history of Hampton Court Palace in Tudor Times*, London 1885; vielmehr wurde der Palast mit dem sonstigen

Besitze des Kardinals bei seinem Sturze einfacherweise von der Krone eingezogen (*escheated to the crown*).

Das berühmte, in Frankreich viel gesungene Abschiedslied der Maria Stuart, welches sie gedichtet haben soll, als sie vom Bord des Schiffes aus das ihr lieb gewordene Land verschwinden sah:

Adieu, plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie! etc.

stammt nicht von ihr, sondern von einem Journalisten Querlon und ist zuerst 1765 gedruckt worden. Sie hat zwar wirklich vom Schiffe wiederholt „*Adieu, France*“ gerufen, selbst jedoch immer nur schlechte Verse gemacht. (Fournier S. 181 f.) — Wer Kunstausstellungen besucht, muß häufig den Schmerz erleben, zu sehen, wie der jugendlich schöne Sänger David Rizzio vor den Augen der Königin Maria Stuart durch Abgesandte ihres eifersüchtigen Gatten in ihrem Schlafzimmer zu Holyrood Palace umgebracht wird, oft sogar zweimal in einer Ausstellung. Rizzio war jedoch, als diese Begebenheit stattfand (9. März 1566), über 30 Jahre alt und hatte nichts Anziehendes, indem er bucklig war; er war nicht der Liebhaber der Königin, sondern der bezahlte Agent des Papstes; seine Ermordung erfolgte nicht aus Eifersucht, sondern aus politischen Motiven. Daß Bothwell, der dritte Gemahl der Maria, später Seeräuber geworden, ist auch eine Fabel. (Philippson: Westeuropa ꝛc.)

Die Erzählung, daß die Königin Elisabeth auf den Grafen Essex aufmerksam geworden, weil er, als sie über eine schmutzige Straße schreiten wollte, seinen Mantel vor ihr ausbreitete, ist sehr schlecht beglaubigt; populär ist die Anekdote erst geworden durch Walter Scott, Kenilworth, Kapitel XV. Ganz erfunden aber ist die Geschichte von dem Ringe, welchen die Königin dem Grafen in süßer Stunde geschenkt mit dem Versprechen, daß, wenn er ihn je ihr senden werde, sie

sich alter Freundschaft wieder erinnern würde, wie er später, in Ungnade gefallen und verurteilt die Gräfin Nottingham bittet, den Ring der Königin zuzustellen, wie die Gräfin von ihrem Gemahl beredet wird, den Ring nicht abzuliefern, wie die Königin infolgedessen durch Essex scheinbaren Stolz beleidigt, sein Todesurteil unterschreibt, und der Graf hingerichtet wird, wie dann die Gräfin Nottingham auf dem Sterbebette dieserhalb Gewissensbisse bekommt und die Königin zu sich bitten läßt, welche, nachdem sie der Gräfin Geständnisse gehört, mit der ihr eigenen Energie die Sterbende in ihrem Bette noch tüchtig durchschüttelt mit den Worten: „Mag Gott Euch verzeihen — ich kann es nicht" und lange untröstlich bleibt — alles das zusammen giebt eine so fertige hübsche Novelle, daß es eben kaum wahr sein kann und wirklich nicht wahr ist. Daß die Königin dem Grafen Essex einen Ring geschenkt, ist wohl richtig; es existieren sogar noch drei Ringe, welche als das bewußte Exemplar gelten sollen. Aber die erste Erwähnung der rührenden Geschichte findet sich erst fünfundfünfzig Jahre nach dem Tode der Königin und sie ist voller Unwahrscheinlichkeiten. So blieb Lord Nottingham, der doch eigentlich der Hauptschuldige war, nach wie vor in ihrer Gunst. Diese und noch andere Bedenklichkeiten bei Timbs, *Curiosities of History* I. S. 228. — Den Sir Walter Raleigh soll die Königin einmal gefragt haben, ob er Rauch wiegen könne. Er hatte den Tabak, den er rauchte, vorher gewogen, wog nachher die Asche und gab den Unterschied richtig als das Gewicht des Rauches an. Dieselbe Geschichte steht schon, nur daß Holz statt des Tabaks erwähnt wird, bei Lukian im Leben des Demonax. (Coulston, *popular tales and fictions, their migrations and transformations,* London 1887, S. 59.) — Auf ihrem eigenen Sterbebette soll die Königin auf die Frage, wer ihr Nachfolger sein solle, geantwortet haben: „*Who shall succeed me but a king?*" Wahrscheinlich aber hat sie nur genickt, als man den Namen

des Königs von Schottland erwähnte, der so wie so der gesetzliche Nachfolger war.

Wir haben hier noch einer andern Ungenauigkeit in Schillers „unüberwindlicher" Flotte zu erwähnen; welcher Ausdruck übrigens den Zeitgenossen unbekannt war.

„Addison im „*Spectator*" Nr. 293 berichtet, die Königin Elisabeth habe nach Besiegung der Armada eine Denkmünze prägen lassen mit der Inschrift „Afflavit deus et dissipantur". Schiller bringt nach Mercier („*Portrait de Philippe second*", Amst. 1785. *Précis historique p. IX.*) in der Anmerkung zu seinem Gedicht „Die unüberwindliche Flotte" denselben Irrtum, mit der nur durch ihn landläufig gewordenen Änderung der Devise: „Afflavit deus et dissipati sunt"."

Dagegen haben wirklich die Holländer eine Medaille mit einer ähnlichen Inschrift bei der erwähnten Gelegenheit schlagen lassen (Geflügelte Worte 15. Aufl., S. 366). — Auch ist in Wirklichkeit die spanische Flotte nicht vom Sturm, sondern von der englischen Flotte in neuntägigem, ununterbrochenem Kampf im Kanal völlig besiegt worden.

Shakespeare (1564—1616) soll als Junge seinem Vater beim Schlachten geholfen haben; aber wenn er ein Kalb schlachtete, erzählt Aubrey, der verschiedene Anekdoten über den Dichter fünfzig Jahre nach dessen Tode sammelte „*he would do it in a high style and make a speech*". Wer will, mag es glauben; aber wird wol zur Zeit irgend jemand auf die Art und Weise, wie der Junge ein Kalb schlachtete, geachtet haben? Ebensowenig ist auf den Klatsch zu geben, Shakespeare sei als junger Bursche Wilddieb gewesen und deswegen von Richter Sir Thomas Lucy öfters eingesperrt und auf dessen Befehl ausgepeitscht worden. Der Dichter soll sich durch ein Spottgedicht gerächt haben, das er an den Park des Sir Thomas angeheftet. Dieses Spottgedicht war verloren gegangen. Später fand sich eine Strophe desselben (bei Oldys) und im folgenden Jahrhundert taucht die ganze Ballade wieder auf. Dieser traurige, erste dichterische Versuch Shakespeares steht noch in seinen Werken. Wegen der Verfolgungen des Sir Thomas Lucy soll Shakespeare nach London entflohen sein und dort, wie es zuerst bei Samuel

Johnson, dem Verfasser der *Lives of the British poets* gedruckt steht, seinen Lebensunterhalt dadurch gewonnen haben, daß er die Pferde der vornehmeren Theaterbesucher während der Vorstellung beaufsichtigte und zu diesem Zwecke, als er beliebt geworden, sogar Knaben zur Hülfe annahm (*Shakespeare's boys*). Aus dem Tagebuche Manninghams, eines Advokaten, stammt die Don-Juan-Anekdote, Shakespeare hätte eine Dame belauscht, wie sie mit dem Schauspieler Burbadge, der Richard III. zu spielen hatte, ein Stelldichein verabredet, sei vor ihm selbst hingegangen, auch angenommen worden und hätte dem Schauspieler, als er sich später melden ließ, sagen lassen: „„William der Eroberer" käme vor „Richard III."" Auch diese Anekdote ist ganz schlecht beglaubigt. Desgleichen das Seitenstück, Shakespeare wäre oft bei seinen Reisen nach Stratford im Wirtshaus zur Krone eingekehrt und hätte dort bei der schönen Wirtin sehr in Gunst gestanden, sei auch Pathe (*god-father*) des Sohnes des späteren Dichters Sir William Davenant gewesen. Als nun einmal der Knabe dem Gaste entgegen gelaufen, habe er auf die Frage wohin er eile, erwidert: *to see his god-father Shakespeare*, — worauf ihn der Fragende gewarnt habe, „den Namen Gottes nicht unnützlich zu brauchen". —

Über Shakespeare ist ferner ein Bericht sehr verbreitet, daß er mit seiner Frau in Unfrieden gelebt, sowie daß er sich in seinem Stande (als Schauspieler) nicht glücklich gefühlt habe; dieses hat man aus seinen Sonetten 29 und 111 schließen wollen; es ist aber wahrscheinlicher, daß diese Sonette andern Persönlichkeiten in den Mund gelegt sind und nicht des Dichters Gefühle in Beziehung auf sich selbst ausdrücken. Was den anderen Klatsch, den Unfrieden mit seiner Frau betrifft, so führt man an, daß er ihrer in seinem Testamente nur ganz kurz gedenkt und ihr nur sein zweitbestes Bett vermachte. Beides ist jedoch nicht so schlimm, als es zuerst erscheint; — jenes, weil ohnehin für die Wittwe

gesorgt war, da sie nach englischem Gesetz Ansprüche auf ein Drittel aller Erträgnisse des Besitzes an Land und Pächtereien hatte; dieses so speilzahnig klingende nicht, weil wahrscheinlich das erstbeste Bett das Gastbett war, das bei dem Majorat verblieb, welches Shakespeare für seine Tochter Susannah gestiftet hatte. (Zu vergl. Shakespeares Selbstbekenntnisse nach zum Teil noch unbenutzten Quellen von Fritz Krauß, Weimar 1882.)

Den letzten Klatsch, das Shakespeare an den Folgen seiner Unmäßigkeit bei einem Trinkgelage gestorben, zu erwähnen, ist eigentlich nicht der Mühe wert. (Mylius; der Mythus von William Shakespeare; Bonn 1851.)

Die in neuerer Zeit wiederholentlich aufgetauchte Ansicht, daß die unter Shakespeares Namen gehenden Dramen gar nicht von ihm herrühren, ist wohl am entschiedensten, ja mit einem gewissen nervösen, mitunter in der Hitze sich selbst widersprechenden, advokatenartigen Eifer verfochten worden von Appleton Morgan in seinem Buche *the Shakespearean Myth; William Shakespeare and circumstantial evidence;* Cincinnati 1881. Ohne uns Morgans Ansichten *pur et simple* anzuschließen, wollen wir seine wesentlichsten Bedenken hier zusammenstellen.

Zuerst liegt die Frage nahe, wenn diese wundervollen Dramen nicht von Shakespeare sind, wie kam es, daß man Jahrhunderte lang nicht an seiner Verfasserschaft gezweifelt hat? Antwort: weil man damals Shakespeare überhaupt ganz anders beurteilte, als wir heute. Milton z. B. († 1674) hat sehr anerkennende Verse über ihn (nach Bodenstedts Übersetzung)

„Wozu braucht meines Shakespeare hehr Gebein
Ein hochgetürmtes Monument von Stein.
. . . .
Du machst durch deines Geistes hohen Schwung
Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung"

u. s. w. Wenn er aber in seinem *L'Allegro* ihn wiederum erwähnt als

Sweetest Shakespeare, Fancy's child,
Warbling his native wood-notes wild,

so wird man doch zu der Vermutung förmlich hingedrängt, Miltons Bekanntschaft mit Shakespeares Dramen wäre nur eine sehr geringfügige gewesen; denn nichts paßt schlechter zu einer Charakteristik dieser feierlich dahinschreitenden Schöpfungen, als die Bezeichnung ihres Verfassers als *warbling his native wood-notes wild;* ja diese Worte sind eigentlich ein Unsinn. — Samuel Johnson († 1784), der selbst eine Ausgabe der Dramen besorgte, bemerkt: „Shakespeare hat niemals sechs Zeilen hintereinander, ohne einen Fehler; vielleicht kann man auch sieben finden". — (Vergl. Burchell Hills *edition of Boswells Johnson; Oxford; the Clarendon Press 1887; Vol. II p. 96.*) Erst späteren Jahrzehnten ist die unerschöpfliche Fülle von Weisheit und Kenntnissen der verschiedensten Art, die in den Dramen enthalten ist, zum Bewußtsein gekommen. Dies ist das ungelöste Rätsel! „*Genius, intuition is beyond education indeed. It may prophecy of the future or conceive of the eternal; but only knowledge can draw record of the past*" (A. Morgan, a. a. O. S. 55). Die Kenntnis des Alphabets kann man so wenig wie die des Urkameels „aus der Tiefe seines Bewußtseins" ableiten. (Vergl. S. 326.) Das Wissen aber, welches in Shakespeares Dramen zum Vorschein kommt, ist so weltumfassend, daß es, wenn man seines Zeitgenossen Ben Jonson († 1637) Zeugnis bedenkt, er hätte nur *small Latin and less Greek* gekannt, vollständig unbegreiflich wird. In seinem Testamente wird keine Bibliothek erwähnt. Seine ganze Familie war sehr ungebildet; seine Tochter Judith konnte unter ihren Heiratsvertrag nur ihr Kreuz machen; er schrieb seinen Namen bald so, bald so; die heutige Schreibweise ist so wie seine heutige stereotype Büste eine ganz neuerliche Festsetzung. Trotzdem werden ihm die mannigfaltigsten Kenntnisse nachgewiesen:

1) juristische: W. L. Rushton; *Shakespeare a lawyer*, London 1858 (an den Kaufmann von Venedig muß man hierbei nicht denken, denn die Gerichtsscene, so bühnenwirksam sie sein mag, ist in juristischem Sinne voll von Albernheiten). Malone, der eine Chronologie der Shakespeareschen Dramen schrieb, hat ihn nur zum Schreiber eines Advokaten gemacht.

2) medicinische: J. B. Bucknill, Dr. med.: *Medical knowledge of Shakespeare*. London 1860.

3) typographische, nach einem praktischen Drucker, Namens Blades (s. Morgan, S. 222 ff.).

4) Sprachen betreffend: die berühmte Rede Jagos: *Good name in man and woman, dear Mylord etc.* ist eine ziemlich genaue Übersetzung einer Stelle aus Berni's *Orlando innamorato* (Morgan giebt die Stelle, S. 64); der „verliebte Roland" ist aber wahrscheinlich heute noch nicht in's Englische übersetzt.

5) naturwissenschaftliche: er kennt genau die Eigentümlichkeiten der verschiedensten Tiere und Pflanzen, besonders aber der Insekten. (Patterson; *the natural history of the insects mentioned in Shakespeare*, London 1841) und der Vögel (Harting; *the ornithology of Shakespeare*, 1871); er kannte auch die Zirkulation des Blutes im Körper.

6) theologische: (Wadsworth; *Shakespeares use of the bible;* London 1880).

7) militärische: (Thoms; *Was Shakespeare ever a soldier?* London 1865).

8) musikalische: Ulrici (?) bemerkt, die Scene 2 im Akt 1 von *Two Gentlemen of Verona* beweise, daß der Verfasser in ungewöhnlichem Grade die Kraft habe die Theorie der Musik zu beurteilen und zu verstehen.

9) Nach J. M. Raich, Shakespeares Stellung zur katholischen Religion war derselbe ein rechtgläubiger Katholik; Mainz 1889.

Jedenfalls ist es nichts Himmelschreiendes, wenn man

daran zweifelt, daß der historische Shakespeare die „Shakespeareschen Dramen" geschrieben hat, um so weniger, weil er selbst sie in seinem Testament ebenso unerwähnt läßt, wie eine etwaige Bibliothek. Was wir Zuverlässiges von ihm wissen, würde nie den Gedanken in uns aufsteigen lassen, daß er der Verfasser wäre, wenn wir nicht anders woher die Ansicht schon erhalten hätten. Dazu sind die hübschen, passenden Anekdoten (die Klatsch-Anekdoten ließen wir schon oben vorbei schreiten) über ihn höchst unzuverlässig; z. B. daß die Königin Elisabeth wie damals üblich auf der Bühne seitwärts sitzend, ihr Taschentuch verloren und Shakespeare, der gerade einen König spielte — aus seiner Rolle fallend und doch auch darin verbleibend — einem Trabanten zugerufen:

First pick up our sister's handkerchief!

— ebenso, daß Elisabeth, von dem Falstaff in den Königsdramen (Heinrich IV. Teil I und II) ganz entzückt, den Wunsch ausgesprochen habe, ihn einmal verliebt zu sehen, worauf Shakespeare die „lustigen Weiber von Windsor" und zwar innerhalb 14 Tagen geschrieben. Diese Anekdote erscheint zuerst 1702 in dem *Comicale Gallant* von John Dennis. Der eigenhändige Brief König Jakobs I. an Shakespeare ist gewiß apokryph, existiert auch nicht mehr und niemand weiß, was darin gestanden. Der erwähnte Sir William Davenant soll ihn einmal dem Herzog von Buckingham gezeigt haben; unhistorisch sind gleichfalls des Dichters Beziehungen zum Grafen Southhampton, wie sie auch Wilhelm Jordan schildert im Vorwort zu seiner Übersetzung der Sonette (Shakespeares Gedichte, Berlin 1861), die übrigens von manchen der Bodenstedtschen vorgezogen wird.

Im Jahre 1733 hat zuerst ein gewisser Theobald darauf aufmerksam gemacht, daß in den Dramen Stellen vorkämen, welche ohne Zweifel darthäten, daß mehr als eine Hand sie hervorgerufen. Mit Unrecht nimmt A. Morgan

jedoch die Schrift des Dr. Richard Farmer für sich in Anspruch: *An Essay on the Learning of Shakespeare* (2nd *edition* 1767 zu 1789, Basel!). In diesem Essay wird im Gegenteil gezeigt, daß man bei dem Verfasser der Shakespeareschen Dramen eine Bekanntschaft mit den griechischen und lateinischen Klassikern, oder mit denen der gleichzeitigen Litteraturen durchaus nicht anzunehmen braucht, indem er sie alle, soweit er sie benutzt, aus Übersetzungen kennen konnte und zum Teil nachweislich gekannt hat.

Februar 1852 erschien in Gentleman's Magazine ein Aufsatz von Spedding: *Who wrote Shakespeare's Henry VIII.*?, in welchem behauptet wurde, das Stück hätte zwei Verfasser; im August selben Jahres ein anonymer Artikel in Chambers „*Edinburgh Journal*", welcher die Hypothese aufstellte, daß Shakespeare sich einen Dichter gehalten hätte. Im Januar 1856 veröffentlichte Miß Delia Bacon (geb. 1811), eine Amerikanerin, in „Putnam's Magazine" in einem Aufsatz: *William Shakespeare and his plays* die Ansicht, daß ihr Namensvetter Lord Bacon (von Verulam) der eigentliche Verfasser der Shakespeareschen Dramen wäre; aber die Amerikaner verspotteten sie; sie reiste nach England, fand aber auch da so heftigen Widerspruch, daß sie mit gebrochenem Herzen nach ihrer Heimat zurückkehrte. Schon im September 1856 erschien William Henry Smith (London) mit seinem Briefe an Lord Ellesmere: „*Was Lord Bacon the Author of Shakespeare's Plays?*" später erweitert zu einem Buche „*Bacon and Shakespeare: An Inquiry touching Players, Playhouses and Playwriters in the days of Elizabeth.* London 1857", in welcher die „Baconische Theorie" meisterhafterweise verteidigt wurde. Es war kein geringerer als der kluge Lord Palmerston, den W. H. Smith dadurch zu seiner Ansicht bekehrte. Im selben Jahre erschien dann noch Delia Bacons Buch: *The philosophy of Shakespeare's plays unfolded*; London und Boston. — Dieses Buch wurde „geschrieben, ge-

druckt, veröffentlicht und — verurteilt, weil der Verfasserin die Gabe des Ausdrucks fehlte und weil sie nicht auszustreichen verstand." Heute ist es nur noch antiquarisch und zu Phantasiepreisen zu haben. Gleich darauf starb sie. In diesem Buche wird nicht mehr Lord Bacon, sondern eine Konklave oder eine Junta von Elisabethischen Höflingen und Gelehrten als Verfasser angegeben. Dieses Dichten auf Aktien ist nicht sehr wahrscheinlich. Ob aber die „Shakespeare-Frage" schon erledigt ist? wir möchten es bezweifeln.

Der Erfinder des Strumpfwirkerstuhles ist der Engländer William Lee (1564—1610) geboren zu Woodborough bei Nottingham; er lernte als junger Mann ein Mädchen kennen, das namentlich auch eine fleißige Strickerin war.

„So wenig er nun Ursache hatte, gerade hierüber unzufrieden zu sein, so empfand es der verliebte junge Mann doch oft sehr schmerzlich, daß seine Geliebte aus allzugroßer Aufmerksamkeit auf ihr Strickzeug gar manches Schmeichelwort von ihm überhörte und häufig ihm ihre Aufmerksamkeit nicht so ausschließlich zu schenken schien, wie er es von Herzen wünschte. Darum ruhte er nicht eher, bis er sich eine Maschine ausgedacht hatte, deren Leistungen ganz an die Stelle der Handstrickerei zu treten vermochten und so ist denn der Strumpfwirkerstuhl noch heute ein redendes Denkmal für die Wahrheit des Sprichwortes, daß Liebe erfinderisch macht. (Aus einem Aufsatz von Dr. A. Berghaus in den Blättern für Handel, Gewerbe und soziales Leben, Beilage zur Magdeburgischen Zeitung vom 1. Juni 1885.)

Diese gar nicht üble Sage ist entstanden aus dem Wappen der Londoner Strumpfwirkergilde, welches den Lee darstellt, wie er eine neben ihm stehende Strickerin auf den gleichfalls abgebildeten Strumpfwirkerstuhl aufmerksam macht. Noch heute müssen in den Bildern zu Reklame-Anzeigen immer zwei Personen erscheinen, eine welche zeigt und eine welche bewundert.

Auch von den über Cromwell erzählten Anekdoten scheinen einige sehr verdächtig. So soll er nebst John Hampden im Begriff gewesen sein nach Amerika auszuwandern, aber durch einen Befehl Karls I. gegen alle Auswanderung zurückgehalten worden sein. Diese herodotische Schicksals-Anekdote ist wohl daher entstanden, daß Cromwell 1641 gegen Falkland

erklärte, daß, wenn das Unterhaus nicht die *remonstrance* über den Zustand des Reiches angenommen hätte, er entschlossen gewesen wäre, auszuwandern.

Ein Krystallisationspunkt für historische Mythenbildung ist sodann die Hinrichtung König Karls I. Er sagte zum Bischof Juxon, wahrscheinlich mit Beziehung auf eine frühere Unterredung oder Botschaft: *remember!*

Man erzählt jedoch es habe sich lange keiner finden wollen, der das Todesurteil am Könige vollziehen wollte; zuletzt wäre ein Mann dazu bereit gewesen, dessen Braut der König einst verführt hätte; dieser Mann habe eine Larve vorgehabt, dieselbe aber vor dem Augenblick der Hinrichtung aufgehoben und den König anschauend geflüstert: *remember!* Nach der Wiedereinsetzung der Stuarts (1660) sei dann die Familie des Henkers nach Ostpreußen ausgewandert. Die Geschichte ist durchaus abenteuerlich und entstammt wahrscheinlich einer Novelle. — Wenige Tage nach der Hinrichtung des Königs erschien eine Denkschrift unter dem Titel *εἰκὼν βασιλική* (Königsbild oder Konterfey Seiner geheiligten Majestät in ihrer Einsamkeit und ihrem Leiden), welche der König während seiner Gefangenschaft verfaßt haben sollte; „sie wurde von der Masse des Publikums in gutem Glauben und mit Begeisterung aufgenommen, mit der Zeit in etwa fünfzig Auflagen gedruckt und hat hauptsächlich dazu beigetragen, dem hingerichteten Könige bei dem englischen Volke den Ehrentitel des Märtyrers zu verschaffen." Schon 1649 jedoch, also noch im selben Jahre schrieb Milton im Auftrage des Parlaments eine Widerlegung, Iconoclastes, in welcher er den Beweis führte, daß das Buch nicht von Karl I., sondern von einem Dr. Gauden herrührte, welcher übrigens später zur Belohnung den Bischofssitz von Exeter erhielt. (Vergl. Strauß, Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet, 2. Aufl. 1864 S. 43.)

Über Milton giebt es zwei sehr hübsche Anekdoten; beide sind dankbar, die eine für den Novellisten, die andere

für den Maler. Milton war bekanntlich von großer körperlicher Schönheit. Er soll nun, ganz jung, einmal unter einem Baume eingeschlafen sein, in der Nähe von Cambridge, wo ihn dann zwei vorbeifahrende fremde Damen bemerkten. Sie stiegen, heißt es, aus ihrem Wagen und nachdem sie ihn eine Weile bewundert hatten, schrieb die jüngere, welche wie er sehr schön war, folgende Zeilen von Guarini auf ein Papier, das sie mit zitternder Hand in die seine legte:

Occhi, stelle mortali,
Ministri di miei mali,
Se chiusi m' uccidete —
Aperti, che farete?

zu Deutsch etwa:

Ihr Augen mit tötenden Strahlen,
Ihr Urheber meiner Qualen, —
Wenn, geschlossen, ihr tötend mich deuchtet,
Wie ist's, wenn geöffnet ihr leuchtet?

Die Damen müssen jedoch bei diesem kleinen Scherze beobachtet worden sein, da man sonst nicht absehen kann, wie Milton alle diese Einzelheiten hätte erfahren können; denn davon unterrichtet machte er sich auf und reiste nach Italien, die schöne Unbekannte zu suchen; dieser seiner Leidenschaft für eine Dame, die er nie gesehen, sollen wir einige der schönsten Stellen des verlorenen Paradieses verdanken. Es existiert auch ein Roman, der diese hübsche Anekdote verarbeitet. Nichts davon ist jedoch wahr, sondern das ganze die Erfindung von George Steevens, der litterarische Fälschungen in sehr geschickter Weise und als Sport betrieb und deswegen von Gifford „Puck, der Kommentator" genannt wurde. Überdies ist die Erzählung einer älteren Anekdote nachgebildet (Disraeli: *Curiosities of Literature*, S. 487)."

„Mitunter" — bemerkt Alfred Stern in seinem Buche über Milton, — „sieht man Bilder, welche den blinden Dichter darstellen, wie er in theatralischer Haltung den verzückt aufhorchenden Töchtern die Aussprüche seiner Muse in die Feder diktiert." (1879 machte ein derartiges von Michael Munkácsy in Paris Aufsehen.) „Der Phantasie des Künstlers mag eine derartige fromme Täuschung gestattet werden. In Wahrheit ließ sich von kindlichem Gefühl dieser Töchter kaum reden . . . . Die

beiden jüngeren waren des Nachschreibens und Vorlesens in Sprachen, die sie nicht verstanden, längst überdrüssig geworden. Sie konnten den Ärger wegen dieser Art von Beschäftigung nicht immer verbergen und er brach je mehr und mehr in Ausdrücken des Unwillens hervor. Zuletzt wurden sie sämtlich, die älteste mit eingeschlossen, aus dem Hause gethan."

Eine andere, höchst populäre, aber stark zweifelhafte Anekdote ist die, daß Newton (geb. 25. Dez. 1642) auf die Entdeckung des Gravitationsgesetzes gebracht wurde durch einen Apfel, welchen er 1666, vor der Pest aus London geflohen, in einem Garten seines Heimatsdorfes Woolsthorpe zur Erde fallen sah. Die Zeitgenossen wissen nichts von der Geschichte; (Brewster: *Life of Newton*, I. S. 344.) Sie ist aber sehr dankbar und deshalb von Euler in seinen „Briefen an eine deutsche Prinzessin" und von Littrow in seinen „Wundern des Himmels" so recht ausgemalt worden. Eine der Quellen dieser berühmten Äpfel-Anekdote ist Robert Greene, welcher um 1727 allerhand wunderliche Werke über die Quadratur des Kreises und dergleichen veröffentlichte; seine Autorität ist der Klatsch von Martin Folkes, der ihn wahrscheinlich von Newtons Nichte, Frau Conduitt hat, welche auch Voltaire als seine Autorität angiebt. Die Anekdote befand sich auch in einer Notizensammlung Conduitts, welche für Fontenelle bestimmt war. Da aber Fontenelle, so gern er auch Anekdoten auftischt, in seinem *éloge* Newtons sie nicht erwähnt, kann man annehmen, daß sie in der ihm zugesandten Abschrift ausgelassen war. Isaac Disraeli in seinem *Curiosities of literature*, S. 32, *edition* 1867, hat eine verbesserte Auflage der Geschichte; danach wäre dem Newton der Apfel auf den Kopf gefallen, so stark, daß er von der Wirkung überrascht worden; dies hätte ihn auf die immer schneller werdende Bewegung fallender Körper gebracht (d. h. also auf die Gesetze des Falles, welche jedoch durch Galilei lange vorher 1589 erkannt worden waren) und in weiterer Folge auf die Entdeckung der Schwerkraft. Wir entnehmen das folgende aus de Morgan, *a budget of paradoxes*. London 1872.

„Ich kann mir nicht denken, wo Disraeli den Schlag auf den Kopf her hat, ich

meine für Newton her hat; die Geschichte ist gar nicht so übel, auch möglich; ihr einziger Fehler ist, daß verschiedene Schriften, welche Newton, als sehr gelehrter Mathematiker gewiß gekannt hat, ihm mehr Anregung zur Entdeckung des Gravitationsgesetzes gegeben haben müssen, als ein ganzer Sack Äpfel und wenn sie ihm alle zugleich an den Kopf geflogen wären. Pemberton, der mit Newton selbst verkehrte, sagt nur, daß der Gedanke, der Mond werde von der Erde mit derselben Kraft festgehalten, mit welcher sie den Apfel an sich zieht, ihm in einem Garten gekommen sei. Man hat dann einen Baum in Woolsthorpe besonders ausgesucht, welcher der bewußte gewesen sein soll; 1820 ist er abgestorben. Kepplers Vermutung einer Anziehung im umgekehrten Verhältnis der Entfernung und Bouillauds einer solchen in umgekehrtem Quadrat der Entfernung sind Dinge, welche Newton wahrscheinlich besser kannte, als seine heutigen Leser."

(Zu vergleichen Keppler, Astronomia nova seu de motu stellae Martis, 1609; herausgeg. von Frisch, Frankfurt und Erlangen 1860, Kap. 33 u. 34; — Bouillaud, Astronomia philolaica, Paris 1645, Kapitel 12.)

Eine Bekanntschaft Newtons mit Bouillauds Werken kann man um so zuversichtlicher annehmen, als damals noch alle Gelehrten lateinisch schrieben. Die Hauptsache in den soeben angeführten Worten ist diese, daß Newton auf den Gedanken der allgemeinen Anziehung und ihrer Abnahme im Quadrat der Entfernung gar nicht gebracht zu werden brauchte — der Gedanke war schon da; — Newtons Verdienst ist vielmehr, die Richtigkeit jenes Gedankens bewiesen zu haben, und dies gelang ihm durchaus nicht gleich nach jenem Spaziergang im Garten. Das Gesetz folgt übrigens schon aus einer Gegenüberstellung der damals bereits bekannten Gesetze der Kreisbewegung mit dem dritten Kepplerschen Gesetz (die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten sich wie die Kuben der großen Achsen ihrer Bahnen). Newton selbst aber nimmt die Folgerung dieses Schlusses gar nicht für sich in Anspruch, sondern giebt dem Huyghens die Ehre. (Vergl. Rudolf Wolf: Geschichte der Astronomie, München 1872, S. 447, wo jedoch Pembertons Bericht unrichtig angegeben wird.)

Über den Augenblick, da Newton sich von der Wahrheit des Gesetzes der Schwere überzeugte, nämlich, daß die An-

ziehung im Quadrat der Entfernung abnehme, findet man in volkstümlichen Lehrbüchern folgende Lesart: Newton berechnete, wie viel der Mond durch die Anziehung der Erde in einer Sekunde aus der geraden Linie abgelenkt wird und ob diese Ablenkung mit der Fallhöhe der Körper auf der Erdoberfläche in dem entsprechenden Verhältnisse stehe. Um dies berechnen zu können bedurfte Newton der Kenntnis der Größe des Erdumfangs oder, — denselben, was nicht ganz genau ist, als Kreis vorausgesetzt — der Länge eines Grades auf der Erdoberfläche. Diese nahm er der volkstümlichen Ansicht seiner Zeit gemäß zu 60 englischen Meilen an, — wie wir heute wissen falsch —.

„Statt aber die Schuld dieser Verschiedenheit auf die Angaben, deren er sich bediente, zu wälzen, war der große Mann bescheiden genug (?), seiner Vermutung zu mißtrauen und legte die ganze Untersuchung bei Seite. Wer weiß, wie lange die Sternkunde sich nicht über die Stufe erhoben hätte, auf welche sie Keppler brachte, wäre nicht Newton nach langem Zwischenraum durch einen glücklichen Zufall veranlaßt worden, seinen früheren Gedankengang wieder aufzunehmen.“ (Stern; Himmelskunde; 2. Auflage, Stuttgart 1854, S. 141 f.)

Über diesen „glücklichen Zufall“ wollen wir einen Landsmann Newtons hören, den Dr. Robison (Mechanical philosophy, Teil I, 1804 S. 288 und Teil II 1822 S. 194); derselbe erzählt uns, daß Newton, nachdem er Mitglied der „königlichen Gesellschaft“ geworden war.

„daselbst (also in einer Sitzung derselben) von einer genauen Gradmessung durch Picard Kenntnis erhielt, deren Ergebnis von den Ziffern, die er seinen Berechnungen von 1666 zu Grunde gelegt hatte, beträchtlich abwich; er ging nach Hause, suchte seine alten Papiere vor und nahm seine Berechnungen wieder auf. Wie er damit gegen den Schluß kam, wurde er so erregt, daß er einen Freund ersuchen mußte, sie zu beendigen. Es stellte sich heraus, daß seine Vermutung mit den Erscheinungen auf das Genaueste übereinstimmte.“

So erzählt auch Biot, in seinem Leben Newtons in der *biographie universelle, vol. XXXI*, S. 154 *à ce que l'on peut conjecturer* und fixiert das Datum auf Juni 1682. — Eine gleichzeitige Bürgschaft für diese Einzelheiten existiert wohl nicht.

Am 7. Juni 1682 wurde Picards Ergebnis in der „Königlichen Gesellschaft“ besprochen; aber auch noch an manchen andern Tagen. Der Artikel Biots jedoch wurde ins englische übersetzt von der *Society for promoting useful*

knowledge und in der Übersetzung die Vermutung Biots irrtümlich in eine Gewißheit verwandelt; von da aus wurde die Erzählung volkstümlich. (Weitere Einzelheiten s. Rigaud; *historical essay on the first publication of Sir Isaac Newton's Principia;* Oxford 1838.)

Newtons Hündchen, Namens Diamond soll durch das Umwerfen einer brennenden Kerze ein Manuskript zerstört haben, das die Resultate langjähriger optischer Untersuchungen enthielt. Der große Naturforscher aber soll nur sanft gesagt haben: „O Diamond, Diamond, Du weißt nicht, was du mir für Schaden angerichtet hast.“ Brewster leugnet jedoch die Wahrheit dieser sehr rührenden Geschichte, aus dem guten Grunde, daß Newton niemals mit Hunden oder Katzen zu thun gehabt hat. Wo steht diese Anekdote zuerst? (Es giebt übrigens eine ähnliche über König Friedrich II; nur wird aus dem Hund ein Page.)

Auch über die Inschrift auf dem Denkmal Newtons in der Westminster Abtei in London ist in Deutschland viel gefabelt worden, wie sich jeder überzeugen kann, der die berühmte Kirche besucht. In den vielverbreiteten, mathematischen Lehrbüchern von Lübsen z. B. wird erzählt, daß der binomische Lehrsatz auf dem Denkmal eingegraben sei. (Ausführliches Lehrbuch der Analysis zum Selbstunterricht, 6. Aufl., Leipzig 1873, S. 23.) Das ist unrichtig. Auch die Inschrift:

Nature and nature's laws lay hid in night;
God said: let Newton be — and all was light

(von Pope) steht nicht auf seinem Grabe, sondern auf einer Marmortafel in seinem Geburtshause in Woolsthorpe. Die wirkliche Inschrift ist vielmehr in lateinischer Sprache, zählt Newtons Entdeckungen auf, ohne jedoch den binomischen Lehrsatz besonders zu erwähnen und schließt mit den Worten: „Sibi congratulentur mortales tale tatumque extitisse humani generis decus“ — die Sterblichen mögen sich Glück

wünschen, daß eine solche und so große Zierde des Menschengeschlechts gelebt hat.

Durch Scribe's Lustspiel: „*le verre d'eau* oder *les effets et les causes*", zuerst aufgeführt 17. Nov. 1840, ist eine Anekdote sehr verbreitet worden, daß die Ungnade, in welche die Herzogin von Marlborough bei der Königin Anna fiel, schließlich dadurch herbeigeführt worden sei, daß die Herzogin ein Glas Wasser, welches sie der Königin überreichte, auf deren Robe verschüttete. Das ist aber eine Erfindung. Die Königin Anna trank zwar viel, jedoch nie Wasser, so daß sie sich den Spottnamen *Brandy Nan* (Schnaps-Annchen) zugezogen hatte. Der Anlaß (nicht der Ursprung) der Anekdote ist zu suchen bei Voltaire *Siècle de Louis XIV., vol. I. chap. 22*, S. 371, ed. 1752. Überhaupt sind die Charaktere des berühmten Scribeschen Stückes wohl alle verzeichnet. — Die Herzogin von Marlborough war keineswegs weder als Mädchen noch als Frau eine Kokette, die sich mit dem ersten besten hübschen Kerl einließ, der ihr über den Weg gelaufen kam. Ebenso ist es nur eine Karikatur des Herzogs, was uns Macaulay liefert. Macaulay schreibt nicht wie ein Historiker, sondern wie ein Advokat und zwar wie ein gewissenloser Advokat; grade wie Thiers nimmt er auf, was ihm paßt und läßt liegen, was ihm nicht paßt, ohne viel zu wägen und zu grübeln. Sein Aufsatz über Friedrich den Großen ist eine rechte Sudelei, aus Schandschriften zusammengestoppelt, die der König so gründlich verachtete, daß er sie nicht einmal konfiscieren ließ, als sie in Berlin verkauft wurden. Auf den armen Marlborough aber scheint Macaulay ein Pique gehabt zu haben; von ihm stammt der Klatsch über Marlboroughs widerliche Geldgier; doch heiratete dieser im Alter von acht und zwanzig Jahren ein ganz armes Mädchen; Macaulay erzählt uns, der Herzog wäre so geizig gewesen, daß er zwar seine Repräsentationsgelder bezogen, aber nie einen Offizier zu Tische gebeten, daß er die Löhnung

für unterschiedliche Soldaten weiter bezogen habe, obwohl dieselben längst gefallen waren, zum Teil vor seinen eigenen Augen bei Sedgemoor (1685). Seine Quelle für diese häßlichen Anklagen ist, ganz ähnlich wie betreffs Friedrichs des Großen, ein, 1690 heimlich gedrucktes jakobitisches, sehr dummes Pamphlet. Die Angabe jedoch, daß die fälschlicher Weise weiter als lebend aufgeführten Soldaten vor Marlboroughs Augen gefallen wären, steht nicht einmal in dem Pamphlet, sondern ist eins der „Lichter", die Macaulay „aus eigenen Mitteln" seiner „Geschichte" angeklext hat. Vergl. Paget, *Paradoxes and puzzles*, London 1874, besonders S. 14. Neuere englische Geschichtsschreiber ignorieren Macaulay ganz, auch mit Beziehung auf Lord Clive und Warren Hastings.

Dem Minister Robert Walpole († 1746) hat man ein Wort zugeschoben, das er nie gesagt hat: „Jeder Mensch hat seinen Preis". In Coxes *Memoirs of Walpole vol. IV.* S. 369 heißt es wie folgt: „Schönrednerei verachtete er. Ihrem eigenen Interesse oder dem ihrer Verwandten schrieb er die Beteuerungen eines erheuchelten Patriotismus jener Männer zu, von welchen er sagte: ‚Alle diese Leute haben ihren Preis'". (Friswell. *Familiar Quotations*, S. 149.)

Im Jahre 1798 erschien die erste Auflage des berühmten „*Essay ~~ou~~ population*" des Reverend Thomas Robert Malthus (14. Febr. 1766 — 29. Dez. 1834), welches Werk noch zu des Verfassers Lebzeiten fünf weitere Ausgaben erfuhr (1803, 1806, 1807, 1817 und 1826); es war die natürliche Reaktion gegen die verschwommenen Lehren der französischen Revolution von der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" und beleuchtete die bittere Wahrheit, daß zur Herbeiführung eines — wie wir heute sagen — „menschenwürdigen Daseins" der Menschen die Staatsverfassung ziemlich, ja fast ganz gleichgültig ist, vielmehr alles darauf ankommt, ob die Menschheit ihrer zu starken Vermehrung einen Zügel

anlegen will oder nicht. Im kleinen Maßstabe wäre diese Wahrheit leicht zu erkennen; nicht nur Dr. John Bruckner in Norwich in seiner *Théorie du Système Animal*, Leyden 1767 und vor ihm Dr. Robert Wallace in seiner *Various prospects of mankind, nature and providence* 1761 hatten sie erkannt; ferner laut dem Vorwort zur zweiten Auflage des Essays noch Montesquieu, Franklin, Sir James Steuart, Arthur Young und Townsend, sondern schon bei Platon und bei Aristoteles ist die Thatsache anerkannt, so daß sie sehr energische Mittel dagegen vorschlagen; — ja die ganze Kolonisationspolitik der Hellenen, so lange sie unter priesterlicher, d. i. unter des delphischen Apollon Leitung standen, beruht auf der Anerkennung der Lehre. Aber Malthus hat sie wohl zuerst mit der erforderlichen Gründlichkeit in allen ihren Verzweigungen beleuchtet und erörtert. Wir wissen heute, daß die schlimmsten Feinde der menschlichen Gesellschaft diejenigen sind, welche allzuzahlreiche Nachkommenschaft in die Welt setzen, also in England besonders auch der hohe Adel, die protestantischen Geistlichen und die Lehrer; Proletarier kommt her von proles. Das Verschweigen dieser Thatsache in seiner Streitschrift gegen Schultze-Delitzsch, während er diesem seine Unkenntnis der Malthusschen Schrift vorwarf, war einer der häßlichsten Züge in dem Leben des jüdischen Agitators Lassalle. Die Malthusschen Lehren waren und sind noch vielen so unwillkommen, daß man zu allen möglichen Mitteln gegriffen hat, um ihren Urheber lächerlich zu machen, unter anderem auch zu der Verläumdung, er hätte sein Buch geschrieben, nachdem er elf Töchtern das Leben gegeben und so die Übelstände der Übervölkerung an eigenem Leibe erfahren. In Wahrheit heiratete Malthus erst am 13. März 1804; er hat nur drei Kinder gehabt. Das Märchen von den elf Töchtern wird erzählt, aber zugleich widerlegt von Garnier, *Dictionaire de l'Economie politique*, Artikel „Malthus“.

„*Charles Comte disait en 1836 que Malthus a laissé deux enfants,*

un fils et une fille, et que sa femme lui survivait. Dessus M. Cherbuliez a écrit (Journal des Economistes, tome XXV, page 135, 1850) que Malthus était venu un soir chez M. de Sismondi à Genève, suivi de sa famille, composée de onze filles: et que quelques personnes ont vu dans ce fait une contradiction flagrante avec la doctrine de l'essai sur le principe de populations. Sans raisonner ici sur cette contradiction nous ferons remarquer qu'il doit y avoir un erreur de la part de M. Cherbuliez; les onzes personnes dont il est question pouvaient être de la famille de Malthus sans être ses filles." (Vergl. auch Bonar; *Malthus and his work;* London 1885.)

Nelson soll vor der Schlacht bei Trafalgar (21. Oktbr. 1805) in der er fiel, seine Gala-Uniform und sämtliche zum Teil sehr glänzende Orden angelegt haben, so daß es die Aufmerksamkeit des Feindes erregte; Dr. Scott sein Freund und geistlicher Beistand, in dessen Armen er starb, erzählt jedoch, daß er nur seine gewöhnliche Uniform angehabt hätte, auf welcher vier Sterne in der Form eines Diamanten eingestickt waren. Die Tendenz der Anekdote ist, seinen Tod mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen.

Auch in Deutschland sehr bekannt ist das schöne Gedicht von Charles Wolfe „*The burial of Sir John Moore*", welcher letzterer bei Corunna, 16. Januar 1809 tötlich verwundet wurde. Das Begräbnis war aber ganz anders als es der Dichter beschreibt und bei weitem nicht so romantisch und theatralisch. Er sagt:

We buried him darkly by dead of night;

es war aber 8 Uhr morgens und schon heller Tag;

the sods with our bayonets turning,

ist Unsinn, da in einer Festung im Kriege Spaten oder andere Utensilien bei der Hand gewesen sein müssen;

by the struggling moonbeam's misty light;

sehr hübsch; ist aber natürlich auch unrichtig, außerdem war es einen Tag nach dem Neumond, so daß der Mond unmöglich mitten in der Nacht oder gar morgens am Himmel stehen konnte;

few and short were the prayers we said:

die sämtlichen englischen Begräbnisgebete wurden gelesen und

die sind, wie die meisten englischen Gebete, von bedenklicher Länge;

but half our heavy task was done,
when the clock told the hour of retiring;

das Grab wurde aber völlig hergestellt. Überhaupt hätte man die Leiche sehr gut nach England schaffen können; der General hatte aber immer gewünscht, auf dem Schlachtfelde beerdigt zu werden, was man berücksichtigte. Vergl. James Moores Geschichte dieses Feldzuges. Erklärt werden alle diese Ungenauigkeiten durch eine Mitteilung in *Edinburgh Annual Review* 1808, S. 458, daß nämlich Wolfe zuerst nur die erste und letzte Strophe gedichtet und erst später die sechs anderen zwischengeschoben habe. Siehe auch einen Aufsatz: „Schicksal eines Gedichts“ in der Internationaten Revue, Wien, A. Hilberg, Nr. 4 (I. Heft 4) Oktober 1866.

Daß sich an Byron († 19. April 1824 in Messolonghi) viele unzuverlässige Anekdoten und falsche Auffassungen angesetzt haben, kann nicht überraschen. Seine beste Lebensbeschreibung ist diejenige von Karl Elze (1870); dazu ist zu vergleichen: Jeaffreson; *the real Lord Byron; new views of the poet's life;* London 1883. — Namentlich muß man nicht diejenigen Gedichte und Stellen, welche sich auf seine Person zu beziehen scheinen, als zuverlässige Quellen ansehen.

Daß er auf Newstead-Abbey mit seinen Genossen aus Totenschädeln getrunken, dürfte eine Fabel sein, veranlaßt durch sein Gedicht „*Lines upon a cup formed from a skull*“. Daß er das Faktum selbst andeutet, beweist gar nichts, indem er jene krankhafte Eitelkeit besaß, welche sich lieber beleidigen als übersehen läßt, und die um jeden Preis in der Leute Mund bleiben will. Die meisten Skandalgeschichten über ihn sind seine eigene Erfindung. Sein Biograph Lord John (später Earl) Russel bemerkt über ihn, daß er mit Lastern geprahlt, die er nicht besessen, und der Herzog von Broglie († 1870), der ihn in Coppet am Genfer See bei der Frau

von Staël kennen lernte, nannte ihn in seinen „Erinnerungen“ *fanfaron de vice.* — Das hübsche Gedicht

Maid of Athens, ere we part
Give, oh give me back my heart

mit dem Kehrreim: Ζώη μοῦ σας ᾿αγαπῶ bezieht sich wahrscheinlich auf gar keine wirkliche Person, obwohl etwa 1876 für die Tochter einer solchen gesammelt wurde.

Was Byrons Verhältnis zu seiner Frau betrifft, so ist zu bemerken, daß er in seiner Verbindung mit ihr keine Geldheirat suchte oder fand. Das Besitztum ihres Vaters war Majorat und konnte auf sie niemals übergehen. Allerdings besaß sie ein Vermögen von 10 000 £; allein dies war erstens nicht bedeutend für die sociale Stellung beider und dann behielt sie es alles unter Verwaltung von Kuratoren, so daß Byron es nicht durchbringen konnte; dieses sollte um so weniger behauptet werden, als er seiner Frau aus seinem Vermögen 60 000 £ verschrieb, welche sie auch nebst den 10 000 £ behielt, nachdem sie sich von ihm getrennt hatte. Byron unterhandelte zur Zeit seiner Heirat gerade wegen des Verkaufs seiner Besitzung Newstead zu einem Preise, der ihm nach Bezahlung aller seiner Schulden noch ein Einkommen von 5000 £ gelassen haben würde. Ein anderer Klatsch ist es, daß, als er mit seiner jungen Frau nach der Trauung seine Hochzeitsreise antreten wollte, eine Kammerzofe zwischen beide in den Wagen geschoben wurde. Dieser Klatsch stammt aber von ihm selbst; er hatte den Unsinn, dem Verfasser der „*Conversations with Lord Byron*“, Medwin in Pisa erzählt. Byrons bester Freund, Hobhouse, der die junge Frau selbst bis zum Wagen geleitet, hat entschieden bestritten, daß irgend ein so albernes Verfahren beliebt worden wäre. Das junge Paar hat auch nicht verschwenderisch gelebt; schon wegen des eingetretenen Todes eines nahen Verwandten der jungen Frau, war ein Hineinstürzen in den Strudel der großen Gesellschaft einfach ausgeschlossen. Wenn Gerichtsvollzieher das

Haus (in London Piccadilly) unsicher machten, so rührte das von älteren Schulden her und fand statt, weil Newstead noch nicht verkauft worden war.

Das schöne Gedicht: „Der Traum" ist nicht als Geschichte zu nehmen. Byron selbst sagte darüber: Es ist etwas Wahrheit betreffs der Einzelheiten in dem „Traum" und in einigen meiner kürzeren Gedichte; d. h. doch also, das meiste ist nicht wahr. Auch das nicht minder ergreifende Gedicht:

Fare thee well and fi for ever,
Still for ever, fare thee well —

schildert die Lage, welche es schildern soll, ganz falsch. Lady Byron hatte durchaus nicht die Hauptschuld an der Trennung der beiden Gatten, sondern Byron selbst gewiß die größere. Die beiden Menschen paßten nicht zu einander und vielleicht machte gerade die sofortige Veröffentlichung des *Fare thee well* jede spätere Versöhnung unmöglich. Byrons Diener, Fletcher, hat über Lady Byron später gesagt: *all women could manage my Lord, but my Lady;* das ist aber einfach nicht wahr; er hat bei keiner lange ausgehalten; bei seiner Frau mag ihn noch deren *respectability,* Langweiligkeit und Frostigkeit besonders abgestoßen haben.

Sehr häufig erzählt wird die Verbrennung der Leiche Shelley's durch Byron (18. August 1822), welche Alfred Meißner in einem, übrigens sehr schönen, Gedicht beschrieben hat. Diese Verbrennung war aber ganz und gar nicht poetisch. Byron hatte sie zusammen mit seinen Freunden Hunt und Trelawney vorgenommen. Nur des letzteren Nerven waren jedoch schließlich stark genug dazu. Byron und Hunt, weit davon entfernt, thätigen Anteil zu nehmen, blieben im Wagen sitzen und mußten sich abwenden. Als sie später durch den Wald nach Pisa zurückfuhren, brachen sie in eine krampfhafte Lustigkeit aus, sangen und jauchzten, bloß um ihr Grauen zu

vertreiben. Man hat sogar behauptet, sie wären betrunken gewesen!

Nach Griechenland, wo er 19. April 1824 in Messolonghi am Fieber starb, ging er nicht aus bloßer Liebe zur Freiheit oder den damaligen Griechen, von denen er nicht viel hielt, sondern mit dem Gedanken, daß sie ihm die Königswürde anbieten würden und er so sein Krönchen (Coronet) in eine Krone verwandeln könnte.

Ungern gedenken wir des widerlichen Klatsches, welchen Frau Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" im Jahre 1869 veröffentlichte. Sie behauptete Lady Byron († 1860) hätte ihr mitgeteilt, Byron hätte zu seiner mehrere Jahre älteren, in keiner Weise durch Schönheit ausgezeichneten Stiefschwester Augusta (verheiratet an Kapitän Leigh und Mutter vieler Kinder) in einem blutschänderischen Verhältnisse gestanden, und dies wäre der Grund gewesen, warum Lady Byron ihn plötzlich verlassen. Zu gleicher Zeit hätte Lady Byron ihr versichert, daß sie keinen Augenblick an ihres Gatten stattgehabter Seelenrettung zweifle (dies ist etwas stark) und ihr Antlitz wäre dabei leuchtend geworden, wie mit himmlischem Glanze. Die Verantwortlichkeit für die Geschmacklosigkeit, einen solchen Unsinn drucken zu lassen, überlassen wir der Frau Beecher-Stowe. Trotz aller dieser Verkehrtheiten macht die Sache aber doch den Eindruck, als wenn eine derartige Mitteilung seitens der Lady Byron stattgefunden hätte, wenn schon auch von der Romanschreiberin ein wenig zugestutzt und „verschönert". Aber nun denke man sich in Lady Byrons Stellung, wie ihr der Gatte schon am Hochzeitstage die empörende Mitteilung macht, und sie trotzdem ein ganzes Jahr lang bei ihm aushält und an die betreffende „Schwägerin" die vertraulichsten Briefe richtet! Hier ist ein Widerspruch, den man nur dadurch lösen kann, daß man annimmt, entweder Lady Byron habe in ihren letzten Jahren — und zwar sehr stark — an fixen Ideen gelitten, oder daß

sie eine höchst krankhafte Phantasie besaß, sowie eine geradezu widerliche Doppelzüngigkeit. Die arme Mrs. Leigh ist am meisten bei dem Klatsch zu bedauern; denn nach ihren 1885 veröffentlichten Briefen zu urteilen, muß sie eine richtige, kleingeistige, bigotte Engländerin, — wie sie im Buch steht —, gewesen sein, „der die Respektabilitätsdogmen der englischen Gesellschaft weit wichtiger waren und näher standen als der Genius ihres Bruders“.

Die Italiener; die Spanier; die Schweden; die Russen; Verschiedenes.

Bei den noch übrigen Nationen können wir nicht so viele Irrtümer ihrer Geschichte vorführen, als bei den schon besprochenen. Zwar fehlt es bei ihnen durchaus nicht an interessanten Treppenwitzen der Geschichte, aber sie sind natürlich dem deutschen Publikum nicht so bekannt, während wir gerade die täglich in der Unterhaltung und in den Zeitungen angezogenen näher zu beleuchten, oder vielmehr die geschehene Beleuchtung anzuführen, uns zur Aufgabe gesetzt hatten. Denn über manchen Treppenwitz der Weltgeschichte sind nicht nur Aufsätze, sondern ganze Bücher, ja ganze Bibliotheken geschrieben; irgendwie muß es also doch wichtig sein, daß die Menschheit sich darüber klar werde.

Unrichtig ist es zunächst, daß Johann von Procida der leitende Kopf bei den sizilianischen Vesper gewesen sei; vergleiche hierüber: *la guerra del vespro siciliano o un periodo delle istorie siciliane del secolo XIII per Michele Amari; 2 deedizione;* Paris 1843; 8.

Über die Sage, welche der Ballade vom Taucher zu Grunde liegt, erschien 1885 zu Neapel ein Werkchen *la leggenda di Niccolò Pesce* von Benedette Croce, wovon ein Auszug in der „Vossischen Zeitung“, Sonntagsbeilage

vom 23. Mai 1886 abgedruckt ist und 1886 ein viel vollständigerer Aufsatz von Hermann Ullrich „Die Tauchersage in ihrer litterarischen und volkstümlichen Entwickelung“ im „Archiv für Litteraturgeschichte“, herausgegeben von Dr. Schnorr von Carolsfeld; Leipzig, S. 69—102. Die Sage wird noch immer lebendig erhalten durch ein in dem erwähnten Werkchen abgebildetes Bas-relief, welches in einer kleinen Gasse des Hafenviertels von Neapel, Mezzocannone, in einem alten Hause eingemauert ist, einen wolligbehaarten Menschen mit einem gezückten Dolch in der Hand darstellend. Man nennt es den Niccolò Pesce (*pesce* = Fisch); die Sage ist jedoch erst zwischen 1742 — da man es noch Orion nannte — und 1788 daran haften geblieben. Der Fischmensch wird zuerst erwähnt von Gualtiero Mapes am Ende des 12. Jahrhunderts in seinen Nugae curialium; Distinctio IV, caput 13 (neu herausgegeben 1850 zu London durch Th. Wright), wo er Nicolaus Pipè heißt;

„er kommt um, als er auf Befehl des Königs, der den merkwürdigen Menschen zu sehn verlangt, vor diesen gebracht wird, da er in Folge des steten Aufenthaltes im feuchten Elemente den längeren Aufenthalt außerhalb desselben nicht ertragen kann“. (Ullrich a. a. O. S. 5).

Dann von Gervasius von Tilburg, welcher ihn in seinen etwa 1210 verfaßten Otia imperialia, (zuerst herausgegeben von Leibniz in den Scriptores rerum Brunsvicensium vol 1 S. 881) Nicolaus Papa nennt, von seinem Tode aber nichts berichtet. Jener verlegt die Erzählung in die Zeit eines der beiden Könige Wilhelm, dieser in die Zeit des Königs Roger von Sizilien, anfangs des 12. Jahrhunderts. Aber schon Fra Salimbene (1225—1290) verlegt sie in seiner 1857 zuerst gedruckten Chronik in die Zeit Kaiser Friedrichs II. (1212—1250). Dieser hätte einen gewissen Niccola öfters auf den Grund des Meeres geschickt.

„Einmal habe er auch, um zu erfahren, ob er wirklich bis zum Grunde des Meeres hinabkomme, einen goldenen Becher, da wo das Meer am tiefsten schien, hinabgeworfen. Diesen habe Niccola wieder heraufgeholt. Als der Kaiser ihn aber noch einmal habe hinabschicken wollen, da habe er gesagt: Schicke mich nicht mehr

hinab, denn ich komme dann nicht mehr zurück. Dennoch habe der Kaiser darauf bestanden und Niccola sei in der Tiefe verschwunden geblieben."

Bei Fra Pepino, der um 1320 lebte, finden wir in seiner von Muratori herausgegebenen Chronik, Band IX der „Großen Collektion" ein Kapitel mit „Niccolaus Piscis" überschrieben. Da ist die Erzählung schon sagenhafter.

„In dieser Zeit (er spricht vom Jahre 1239) wurde im Königreich Sizilien Niccolo Pesce geboren. Derselbe liebte es, fortwährend im Wasser zu sein. Deshalb sprach seine Mutter im Zorn die Verwünschung über seinem Haupte aus, daß er stets im Wasser und niemals außer demselben leben solle. Von da an lebte er denn auch wirklich wie ein Fisch stets im Wasser und zuletzt konnte er gar nicht lange Zeit mehr außerhalb desselben bleiben. Er erschien häufig den Schiffern auf dem Meere und unterhielt sich mit ihnen von den Geheimnissen der Meerestiefen. Der Kaiser Friedrich, der sich öfters mit ihm unterhielt, warf einmal einen silbernen Becher ins Meer, welchen Niccolaus heraufholen sollte. Dieser erwiderte jedoch: Wenn ich dort hinabsteige, kehre ich nicht mehr zurück. Dennoch versprach er den Versuch machen zu wollen. Er sprang ins Wasser und kehrte niemals zurück."

Nach Ullrich (s. o. S. 407) wird er auch erwähnt in des Johannes Junior Scala ceti (Ulm 1480. fol. de missa, quinto folio 131 b). Die Geschichte ist daselbst schon moralischen Zwecken dienstbar gemacht; auch lesen wir bei ihm zum erstenmal von einem Seckel Goldes, den der Tauchende heraufholen soll (Johannes Junior lebte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts). — Raphael von Volterra in den Commentarii urbani, Paris 1511 fol. erwähnt auch den Nicolaus, quidam Colapiscis cognominatus, weiß aber noch nichts von einer ihm verheißenen Belohnung oder von seinem Tode. — Sodann folgt Jovianus Pontanus (1426—1503), Philosoph, Dichter, Redner und Geschichtsschreiber und Sekretär Alfonsos II. von Neapel mit seiner Abhandlung de immanitate als seiner Urania sive de stellis (die Stellen mitgeteilt bei Ullrich a. a. O. S. 72. 73); — Alexander ab Alexandro (1461—1523) in seiner dies geniales (wir übergehen nun einige von Ullrich genannte Schriftsteller). — Nach Benito Jeronimo Feyjoo in seinem *Teatro critico universal* (Madrid 1743, Tom. VI, *discorso* 8), holt der Taucher zuerst einen goldnen Becher herauf, kommt aber um, als er nochmals nach einer goldgefüllten Börse ins Meer

springt. So recht bekannt aber wurde die Erzählung erst durch Athanasius Kircher (1601—1680), welcher sie in seinem 1664 erschienenen Werke: Mundus subterraneus, angeblich aus den Acta regia, welche Angabe jedoch wohl irrtümlich ist. Kircher, aus dem Schiller wohl am meisten geschöpft hat, berichtet:

„Zu der Zeit des Kaisers Friedrichs II. lebte ein sehr berühmter Taucher, welcher wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit im Schwimmen *Pesce cola* d. h. *Niccolò Pesce*, der Fisch-Niklas, genannt wurde. Von Kindheit auf ans Meer gewöhnt und ein ausgezeichneter Schwimmer, gewann er mit Sammeln von Austern, Korallen und anderen wertvollen Gegenständen, welche er aus dem Grunde des Meeres hervorholte, seinen Lebensunterhalt. Zu diesem Zweck blieb er oft 4 bis 5 Tage im Wasser, während deren er sich von rohen Fischen ernährte. Zwischen Kalabrien und Sicilien hin und her schwimmend, that er Dienste als Briefträger, selbst bis nach den nördlich von Sicilien gelegenen liparischen Inseln vordringend. Die Schiffer begegneten ihm häufig mitten im stürmischen Meer, als ob er ein Meerungetüm sei. Wenn er hierbei in die Schiffe aufgenommen und gefragt wurde, wohin er ginge, zeigte er seine Briefe vor, welche er in einem Sack von wasserdichtem Stoffe über die Schulter trug. Nachdem er sich durch die ihm gereichte Nahrung wohl gestärkt, sprang er wieder ins Wasser. Die Leute sagten, daß er fast eine Amphibie geworden sei, denn zwischen den Fingern wäre ihm eine Schwimmhaut gewachsen, und seine Lungen hätten sich derart erweitert, daß sie für den ganzen Tag hätten genug Luft aufnehmen können. Als Friedrich nach Messina kam, wollte er ihn sehen und ließ ihn das Experiment mit dem goldenen Becher machen. Ungefähr dreiviertel Stunden (tres horae quadrantes) blieb der Taucher unter dem Wasser und kam dann mit dem Becher in der Hand wieder herauf. Der Taucher sagte dann zu dem König, daß wenn er gleich von vornherein gewußt hätte, was er da unten alles zu sehen bekommen würde, er selbst um die Hälfte seines Reiches nicht hinabgestiegen sein würde; denn da unten gebe es fast undurchdringliche Dinge, wie der Anprall der Strömung, welche mit Heftigkeit aus den tiefen Strudeln des Meeres auffsteige, dann die große Menge von Klippen und endlich die große Menge von gewaltigen, menschengroßen Polypen, welche, an die Klippen sich anklammernd, mit ihren langen Fangarmen Schrecken einflößen und einen zu erfassen suchen. Auf die Frage, wie er den Becher gefunden hätte, antwortete er, daß derselbe durch die Strömung zwischen die Klippen gefallen sei. Ein ihm zugemutetes abermaliges Untertauchen lehnte er entschieden ab. Als der Kaiser jedoch einen Sack mit Münzen ins Meer warf, sprang er aus Habgier dennoch ins Meer, aber er erschien nicht wieder."

Wie Schiller das „grausame Spiel" veredelt hat, brauchen wir wohl nicht weiter auseinanderzusetzen.

Kaiser Heinrich VI., wird erzählt, hatte, um die Kaiserkrönung zu erlangen, auf seinem ersten Römerzuge (1191) das seinem Hause treu ergebene Tusculum der Rache der Römer preisgegeben, die dann nach dem Abzug der deutschen

Besatzung über die wehrlose Stadt herfielen, die Einwohner verstümmelten und töteten und die Häuser niederbrannten. Ein geringer Überrest der Tusculaner soll sich Laubhütten erbaut haben und daraus wäre dann eine neue Stadt Frascati, nach den Zweigen (*frasche*) benannt, entstanden. Diese Geschichte kann nicht ganz wahr sein, denn Frascati bestand schon im achten Jahrhundert (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter IV. S. 586).

Der Held eines anderen italienischen Treppenwitzes ist Dante (1263—1321). Schopenhauer: Über den Willen in der Natur (3. Aufl., S. 5) erzählt von ihm folgende sehr hübsche Anekdote:

„Als Dante, im Karneval, sich ins Maskengewühl verloren hatte und der Herzog von Medici ihn aufzusuchen befahl, zweifelten die damit Beauftragten an der Möglichkeit, ihn, der auch maskiert war, herauszufinden, weshalb der Herzog ihnen eine Frage aufgab, die sie jeder dem Dante irgend ähnlich sehenden Maske zurufen sollten. Die Frage war: „wer erkennt das Gute?" Nachdem sie auf selbige viele alberne Antworten erhalten hatten, gab endlich eine Maske diese: „Wer das Schlechte erkennt." Daran erkannten sie den Dante.

Wie gern möchten wir diese Geschichte retten, aber Schopenhauer selbst citiert in einer Note als Autorität: „*Baltazar Gracian*" (*el Criticon* III. 9), der den Anachronismus vertreten mag. Es wird also doch wohl nicht ganz stimmen.

Auf das Jahr 1302 oder 1303 verlegen die Italiener die Erfindung des Kompasses durch Flavio Gioja aus dem Dorfe Pasitano bei Amalfi; die Angabe ist aber zweifelhaft; Amalfi war unbedeutend, seit es 1137 von den Pisanern ausgeplündert worden war, während andererseits Hallam (*View of the state of Europe during the Middle Ages* III. 334) zeigt, daß der Kompaß schon 1100 bekannt war und Wachsmuth (Ersch und Grubers Encyklopädie III. 302), daß er 1250 in Schweden angewendet wurde. Das italienische Wort *bussola* und das französische *boussole* stammen von dem vlämischen *boxel* = Kästchen. (Vergl. Lindsay: *History of merchant shipping and ancient commerce* I. S. 233, Note.) Poggendorf in seiner Geschichte der Physik bemerkt,

daß Gioja besonders durch einen Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, Anton von Bologna, als den Erfinder bezeichnet werde; zur näheren Begründung führt man an, die dem französischen Wappen entnommene Lilie, mit der noch jetzt in der Regel der Nordpol der Kompaßnadel bei Schiffern bezeichnet ist, welche Gioja zu Ehren der damals in Neapel regierenden französischen Dynastie von Anjou gewählt haben soll, daß ihm in Neapel ein Denkmal gesetzt worden sei, ihn als den Erfinder bezeichnend und daß die Stadt Amalfi eine Kompaßnadel in ihrem Wappen führe. Letztere Angabe ist thatsächlich unrichtig. Auch die Ansprüche der Normannen auf Erfindung des Kompasses sind nach Poggendorf hinfällig. Erwähnt wird der Kompaß nach ihm zuerst in einem satirischen Gedicht von Guyot de Provins: *la Bible,* verfaßt um 1190, jedoch durchaus nicht als eine neue Erfindung. Um 1250 braucht der französische Dichter Gauthier d'Espinois die Magnetnadel schon zu Gleichnissen. Am wahrscheinlichsten sind die Erfinder des Kompasses die Chinesen; die Gründe dafür sind nach Klapproth so zahlreich und entscheidend, daß wir hier nicht fürchten dürfen, das Opfer einer Mystifikation zu sein, wie es sonst bei behaupteten Entdeckungen der Chinesen nicht selten ist. (Vergl. S. 13.)

Auch mit Petrarca (1304—1374) und seiner Laura ist es nicht ganz richtig. Man sagt, daß die berühmte Beschreibung ihrer ersten Begegnung in der Kirche von St. Clair an einem Charfreitag 6. April 1327 eine Fälschung ist. Denn man kann nachrechnen, daß der 6. April 1327 auf einen Montag fiel. Der Charfreitag scheint ein Schnitzer des Fälschers zu sein, der wohl durch das zweite Sonett verführt worden ist, wo es gedruckt steht:

Era il giorno ch'al sol si scoloraro
Per la pietà del suo fattore i rai.

(Es war an dem Tage, als die Strahlen der Sonne verdunkelt worden aus Mitleid mit ihrem Schöpfer.) Der

Fälscher vermutete, dies bezöge sich auf den Charfreitag und die Finsternis bei der Kreuzigung, allein in dem in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrten Manuskript lautet die Stelle:

Era il giorno ch' al sol di color raro
Parve la pietà da suo fattore, ai rai,
Quand io fu preso; e non mi guardai
Che ben vostri occhi dentro mi legaro.

(Es war an den Tage, als ich ein Gefangener ward, als Andacht gegen den Schöpfer in den Strahlen einer glänzenden Sonne erschien, und ich bedachte nicht, daß es Eure Augen waren, die mich fesselten.) Abbé Costaing hat dieses Manuskript zuerst gefunden; nach ihm trafen sich die Liebenden nicht zuerst in einer Kirche, sondern auf einer Wiese, wie aus dem 91. Sonett hervorgeht. Laura de Sade war nicht Petrarcas Laura, sondern Laura de Baux, welche jung und unvermählt in der Nähe von Vaucluse gestorben ist. Wenn der Abbé Recht hat, so wird Petrarcas Name befreit von der Lächerlichkeit einer jahrelangen Liebe zu einer verheirateten Frau. Andere gehen noch weiter und bestreiten Lauras Existenz überhaupt, indem sie meinen, die Gefeierte wäre nur eine Phantasiegestalt, welche möglicherweise ihren Namen und ein paar Züge irgend einem realen Wesen entlehnt habe, so wie Dantes Beatrice einem im neunten Jahr gestorbenen Kinde oder Goethes Gretchen im Faust seiner ersten Jugendliebe oder wie Byrons *Maid of Athens* (s. S. 403). (Disraeli. *Curiosities of Literature*, London, Ausgabe von 1867, S. 491. Delepierre. *Historical Difficulties.* London 1868, S. 93.)

Nach Büchmann (12. Auflage S. 189) wollen wir anführen, daß Pasquino ein sehr witziger Schuster in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in Rom gewesen sein soll, der auch dem Platze, auf welchem er seine Werkstätte aufgeschlagen, den Namen gegeben. „Als später hier

das Marmorfragment der Gruppe des Ajax mit dem Leichnam des Achilles aufgestellt wurde, ging nicht nur der Name des Schusters auf diese Gruppe über, sondern gewissermaßen auch seine satirische Laune, da die Gruppe dazu benutzt wurde, Spottschriften anzuheften.“ In seiner Rezension der ersten Auflage dieses Werkes (Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes 1882 Nr. 9) bemerkt Büchmann jedoch: „Dieser Pasquino war erstens ein Schneider, zweitens ein Schuster, drittens ein Barbier, viertens ein Litterator, fünftens ein Schulmeister; er hat wirklich existiert?“ — kaum — da Büchmann schon selbst a. a. O. S. 190 bemerkt, daß im Werke des Poggio Florentini († 1459) „Facetiarum libellus unicus“ unter „Castigata vanitas“ ein redseliger, witziger Mann (vir dicax ac jocosus), Pasquinus aus Siena, erwähnt wird.

Fragt man nach der Entstehung des Aberglaubens, daß das Umwerfen des Salzes bei Tische Unglück bedeute, so hört man häufig, er rühre davon her, daß auf Leonardo da Vincis († 1519) „Abendmahl“ Judas das Salzfaß umstößt. Der Aberglaube ist aber viel älter und der geniale Maler hat ihn schon absichtlich benutzt.

Über Raphael Santis Leben (1483—1520) wissen wir eigentlich gar nichts; alles was Vasari (1568), Pungileoni und nach ihnen Passavant (1839) über ihn berichten, erweist sich bei sorgfältiger Prüfung als unstichhaltig. Daß der Vater ihn und die Mutter in Madonnenbildern dargestellt, daß er als Kind bei seinem Vater habe Majolikagefäße bemalen müssen, daß er in so vielen Bildern sein eigenes Portrait angebracht — alles dies sind Erfindungen. Sein erster Empfang beim Papste wird ganz dramatisch hergerichtet; Tischbein (Aus meinem Leben I., 186) erzählt:

„Als Bramante seinen Neffen dem Papste vorstellte, kniete Raphael nieder, die Haare hingen ihm um sein schönes Gesicht bis auf die Schultern. Der Papst hob ihn auf, indem er sagte: „„das ist ein reiner, unschuldiger Engel, ich will ihm einen Lehrer in dem Kardinal Bembo geben und er muß diese Wände mit

Geschichtsbildern malen.““ Neben seinem Oheim Bramante zu Tränen gerührt in tiefster Demut knieend, empfing Raphael den Segen des heiligen Vaters, und wie von einem höheren Gefühle beseelt, stand er auf, vor Freude und Zufriedenheit strahlend.“

Sehr ergreifend! nur war Raphael gar nicht Bramantes Neffe, Bembo war damals weder Kardinal noch in Rom, und Raphael stand, als er die *Camera della Signatura* vollendet hatte in seinem 29. Jahre.

„Diese Legenden mögen manchem armen Jungen das Leben ruiniert haben, der mit blonden Locken, viel Begeisterung, wenig Talent und geringer Arbeitskraft sich nach Rom auf den Weg machte.“ (H. Grimm, das Leben Raphaels, S. 105 f.)

Über das eine Gemälde in der Camera, die berühmte „Schule von Athen“ streitet man, was es eigentlich vorstellen solle; Vasari nennt es noch nicht so, sondern nur die Schule der Philosophen; nach andern stellt es Paulus oder sogar Paulus und Petrus (!) zu Athen dar.

„Wenn trotzdem heute die Namengebung Passavants in Biographieen Raphaels sowie in Reisehandbüchern und ähnlichen Schriften reproduziert wird, als sei niemals an ihr gezweifelt worden, so rührt dies daher, daß dem großen Publikum bestimmte Namen immer erwünscht sind und daß die wenigsten von denen, welche diese Arbeiten abzufassen hatten, im stande waren, sich über die Frage ein eigenes Urteil zu bilden.“ (Grimm, a. a. O. S. 203.)

Ein Kopf des Bildes soll wieder Raphaels Portrait sein; aber gerade an diesem Kopfe

„ist soviel herumgedoktert worden, bis etwas ganz neues daraus ward: niemand weiß, wie oft hier fremde Hände thätig waren: man scheint das Gesicht, wie Luthers Dintenklex, unaufhörlich aufgefrischt zu haben. . . . In der Farbe wirkt er so neu, daß er mit dem übrigen Gemälde verglichen gleichsam herausfällt.“ (Grimm, S. 273 f.)

Betreffs der berühmten Geliebten Raphaels, der „Fornarina“ ist sogar schon Passavant ganz skeptisch gesinnt.

„Gerne möchte ich imstande sein, einige nähere Auskunft über die Beglückte selbst geben zu können, welche in der Geschichte stets Raphaels Namen begleiten wird. Man hat ihr den Namen Fornarina gegeben, und dürften wir dem Masserini Glauben beimessen, so wäre sie die Tochter eines Sodabrenners gewesen, welcher über dem Tiberfluß bei St. Cecilia wohnte. Noch zeigt man ein Häuschen mit einer schönen altertümlichen Fenstereinfassung von gebrannter Erde in der Straße S. Dorotea Nr. 20 als ihr Geburtshaus. Dazu soll ehedem ein kleiner Garten gehört haben, in den man über eine niedere Mauer hineinsehen konnte, und in welchem das liebliche Mädchen oft verweilt habe. Ihre Schönheit sei daher bald ins Gerede gekommen und die jungen Leute besonders die Zöglinge der Kunst, stets leidenschaftliche Freunde des Schönen, hätten sich im Vorbeigehen an der Mauer auf die Zehen gestellt, das herrliche Mädchen zu sehen.

Auch Raphael, den begeisterten Verehrer des Schönen, habe ihr Ruf hingelockt,

und da er das Mädchen belauscht habe, wie sie an einem im Garten springenden Wasser die Füße gebadet, sei er von so heftiger Liebe ergriffen worden, daß er nicht eher Ruhe erlangt, bis er sie die Seine habe nennen dürfen. Nachdem er ihr nun sein Herz geschenkt, habe er sie weit liebenswürdiger und von edlerem Gemüt befunden, als ihrem Stande nach zu erwarten gewesen, so daß das Feuer seiner Liebe immer mächtiger geworden, und er nicht mehr ohne sie habe leben mögen. — So schön nun auch diese Erzählung lauten mag, die selbst durch ein Bildchen unterstützt wurde, welches dem Sebastiano del Piombo (1485—1547) zugeschrieben wird, und worin Raphael dargestellt ist, wie er mit seiner Geliebten am springenden Wasser im Garten sitzt, so haben doch neuere Forschungen dargethan, daß diese Sage als eine reine Erfindung anzusehen ist, daß selbst der Name Fornarina nicht weiter hinaufreicht als in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Wir müssen uns daher mit der Angabe des Vasari begnügen, welcher mit schlichten Worten berichtet, Raphael habe ein Mädchen geliebt, welches bei ihm gewohnt und dem er bis zum Ende seines Lebens zugethan war."

(Als Parallele zu diesem Bilde der Fornarina führen wir das bekannte Portrait an, welches die Gräfin Potocka vorstellen soll, während es in Wirklichkeit ein Mädchen ist, das Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen durch den Maler Tonci in Rom darstellen ließ; [Vossische Zeitung: Januar 1885]).

Auch über Antonio Allegri, genannt Correggio (1494—1534) wissen wir sehr wenig. „In kaum einer seiner Biographieen zeigt sich Vasari so oberflächlich unterrichtet, so ins Blaue urteilend und von Hörensagen erfüllt, als in der des Antonio Allegri." Es ist nicht nachweisbar, daß er 1517 oder 1518 vor einem Bilde Raphaels, der heiligen Cäcilie, damals in Bologna aufgestellt, tief ergriffen ausgerufen habe „*anch'io son pittore*"; allein er hätte mit Hinsicht auf die Eigenartigkeit seiner Kunst den Ausruf sich sehr wohl gestatten können. Ebenso ist seine Armut übertrieben worden, vielleicht in Berücksichtigung, daß er für das weltberühmte Bild „die Nacht", jetzt in der Dresdener Gallerie, nur etwa 420 Mark heutigen Geldes erhalten. Als Schlußeffekt soll er dann an sechszig Scudi, die er in Parma in Kupfermünzen ausgezahlt erhalten, sich auf dem Heimwege fast zu Tode geschleppt, zu kaltes Wasser getrunken haben und daran gestorben sein.

„Diese Geschichte, welche zu so vielen sentimentalen Seufzern Anlaß gegeben, hat nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit für sich; wir sehen, daß Antonio Allegri sich in seinen letzten Lebensjahren in mäßigem Wohlstand befand, und wenn er anders einen Sack mit Kupfermünzen empfing, wenigstens kaum nötig gehabt haben würde, denselben selbst zu schleppen." (Stern und Oppermann, Leben der Maler, Leipzig 1862.)

Die Berichte von der grausamen Behandlung des Tasso († 1595) sind unhistorisch.

„An jener Erzählung von einem Verhältnis des Dichters zu der Prinzessin Leonore von Ferrara, die zuerst ein gewisser Brusoni, ein anerkannt fabelhafter Autor in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Umlauf brachte, ist nun zuvörderst gar nicht zu glauben." (v. Ranke, Abhandlungen und Versuche, neue Sammlung; Leipzig 1888; S. 233.)

Tasso war wirklich wahnsinnig und wurde deshalb eingesperrt; aber mit allen möglichen Rücksichten und in schöne große Zimmer. Das Übrige, Rührende ist erfunden. Man zeigt in Ferrara jedoch noch einen Kohlenkeller im Hospital der heiligen Anna als sein Gefängnis, dessen Thür sogar die Inschrift trägt: *„prigione di Tasso"*, von wo er seine Eleonore in ihrem Turm soll haben sehen können; dazu hätte er freilich durch Mauern hindurch sehen müssen. Byron soll sich in das Gefängnis haben einschließen lassen und soll dann zwei Stunden darin mit großen Schritten auf- und abgegangen sein, was etwas unwahrscheinlich ist, da der Keller überhaupt nur etwa drei Schritte lang ist. Ferner ist ganz unmöglich, daß Tasso daselbst sieben Jahre eingesperrt gewesen ist, „da der Aufenthalt einen robusten Arbeiter in zwei Monaten töten würde"; auch hätte er daselbst nicht den Besuch von Fürsten und sonstigen ausgezeichneten Personen empfangen können, wie der Herzog es gestattete. Eine sehr gründliche Untersuchung darüber, was in der Götheschen Dichtung historisch ist und was nicht, finden wir bei Kuno Fischer: „Göthe's Tasso", Heidelberg 1890.

Ähnlich ist es mit Galilei († 1642). Er ist nicht gefoltert worden und hat nur eine kurze, sehr milde Gefangenschaft durchgemacht. Er hat auch nicht, nach der Abschwörung seiner „Irrlehren" mit dem Fuße stampfend gesagt: *„E pur' si muove"*. Zum erstenmal erscheint diese viel besungene

Phrase in dem „*Dictionnaire historique*“, Caen 1789, aber mit der Einleitung „*on prétend que etc.*“ Galileis Zeitgenossen wissen nichts davon. Auch verdient es erwähnt zu werden, daß die eigentlich ausschlaggebenden Beweise für die Wahrheit der coppernikanischen Theorie, wie sie Keppler lieferte, dem Galilei unbekannt geblieben waren. Vergl. das S. 249 über das ptolemäische Weltsystem Gesagte.

„Die neuestens, besonders seit Ausbruch des bismarckischen Kulturkampfes üppig ins Kraut geschossene Galilei-Litteratur kann in mehreren ihrer Erzeugnisse vom Vorwurfe einseitiger Voreingenommenheit entweder gegen oder für die Kurie schwerlich freigesprochen werden. Vergl. einerseits Ghérardi, *il processo Galileo riveduto* (Rivista Europ. 1870); E. Wohlwill, Der Inquisitionsprozeß des G. Galilei, Berlin 1870, sowie desselben Broschüre: „Ist Galilei gefoltert worden?“ Leipzig 1877. Mor. Cantor, Die Aktenfälschung im Prozeß gegen Galilei (Gegenwart 1877 Nr. 44 f.); Scartazzini in der *Rivista Europaea* (Dec. 1877) — sowie im Gegensatze dazu die katholischen Rechtfertigungsversuche von l'Epinois (1867), Pieratisi (1875), Bosen, Scheeben, Grisar rc. Vorsichtig vermittelnd und daher vorzugsweise zuverlässig schon H. Martin, *Galilée* rc., Par. 1868; sodann Dom. Berti, *Copernico e le vicende del Sistema Copernicano in Italia nella secunda metà del secolo XVI e nella prima del sec. XVII, Roma 1875*, sowie *Il processo originale di G. G., Roma 1876*; K. v. Gebler, Galilei und die römische Kurie, 2 Bände, Stuttgart 1876 f. (der erste, historisch darstellende Teil noch etwas kulturkämpferisch angeweht, der zweite: „Die Akten des Prozesses von der Vatik. Handschrift“ mehr vermittelnd). Vergl. auch die aus v. Geblers Nachlaß herausgegebenen „Nachklänge; Ausgewählte Schriften“, Breslau und Leipzig 1880, worin S. 147 ff. jene Folterungshypothese bestimmt widerlegt wird. — P. Schanz, Galilei und sein Prozeß 1878; F. H. Reusch, Der Prozeß Galileis und die Jesuiten, Bonn 1879. — Das letzte Werk in jeder Hinsicht die beste und lehrreichste Darstellung des Prozesses.“ (Zoeckler, Gottes Zeugen im Reich der Natur, Teil I. S. 361 [Note 22].)

In Possagno, Canovas Geburtsort erzählt man, er hätte als Kind eine Herde Schafe aus nassem Chausseestaub geformt und ein vorbeifahrender Engländer hätte ihm dafür eine Handvoll Goldmünzen zugeworfen. Die Geschichte ist erlogen, schon weil die Engländer niemals so mit Geld um sich werfen. Ob der Löwe von Butter, den Canova als Küchenjunge geformt und durch denselben die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, besser beglaubigt ist?

Wunderlich berührt es uns, wenn wir die Mythenbildung an einem Ereignis beobachten, das uns der Zeit nach noch so nahe steht, wie der Verlust der Fahne des 2. Bataillons des

8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 bei Dijon am 23. Januar 1871. Es hieß gleich damals, die Fahne wäre unter Leichenhügeln gefunden worden und der Sohn Garibaldis, Ricciotti, hätte sie deshalb, als nicht im Kampfe erobert, den deutschen Truppen zurückgeschickt; aber schon dieser letzte, ritterliche Zug war unhistorisch. Genaue Auskunft über den Hergang der Sache findet man bei Baudach, „das 8. Pommersche Infanterie-Regiment Nr. 61 seit seiner Errichtung bis Ende 1873 aus den Akten zusammengestellt. Berlin 1878.“ Der größte Teil der Fahne soll nach Algier gekommen sein; wiedergefunden wurde die Quaste der Banderolle, was auch in der Kabinetsordre Kaiser Wilhelms I. vom 9. Aug. 1871 betreffs Verleihung einer neuen Fahne an das Regiment erwähnt wird, unter Anerkennung der Thatsache, daß die verlorene Fahne „weder durch einen siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden.“ Trotzdem gestattete sich die frei erfindende, Gruppen liebende Phantasie des Illustrators der zu Rom und Mailand erscheinenden Zeitung: „*l'illustrazione italiana*“ in Nr. 24 derselben vom 11. Juni 1882 zu einem Nachruf an Garibaldi († 2. Juni 1882) unter den 9 Abbildungen dazu eine (Nr. 8) zu bringen mit der Unterschrift: „*La campagna di Francia* (1870)*; Ricciotti presenta al padre la bandiera tolta ai Prussiani* (*Disegno del signor Q. Cenni*)“. Das Bild ist gar nicht schlecht, nur daß das Dargestellte nie stattgefunden, ist der Fehler dabei; auch erwähnt der sehr maßvoll gehaltene, erläuternde Text ehrlicherweise nichts von dem unhistorischen Auftritt.

Gehen wir zu den Spaniern über, so treffen wir bei einem Wendepunkte ihrer Geschichte ein entehrtes Weib, gerade wie zweimal bei den Römern (S. 134 und 140). Ranke sagt darüber (W. G. 5,1 — 1. bis 3. Aufl., S. 209 f.):

„Nach der arabischen Tradition, welche in die allgemeine Geschichte aufgenommen ist, hat Musau in Tanger seinen Freigelassenen Tarik zurückgelassen und ihn mit der Handhabung der höchsten Gewalt beauftragt. Dieser aber soll dann mit einem

mißvergnügten, westgothischen Großen, dem Grafen Julian, der in Ceuta befehligte, in eine Verbindung getreten sein, die zur Invasion in Spanien führte.

Die Erzählung ist vielfach in Abrede gestellt und sogar die Existenz des Grafen in Zweifel gezogen worden. Dagegen aber hat man, ich denke nicht mit Unrecht, angeführt, daß in den arabischen Geschlechtsregistern Nachkommen Julians vorkommen: denn nicht er selbst, noch sein Sohn, aber sein Enkel ist zum Islam übergegangen. Auf der einen Seite in verschwindenden, aber auf der andern in starken Zügen tritt er hervor; und ich finde keinen hinreichenden Grund, sein historisches Dasein schlechthin zu leugnen.

In dem Berichte des Ibn Abd-el-Hakem, eines Autors, der zwar erst im neunten Jahrhundert gelebt hat, aber doch der älteste Araber ist, der Nachricht von diesem Ereignisse giebt, findet sich eine Erzählung, in der Graf Julian, den er Bilian nennt, eine große Rolle spielt. Dieser zufolge hat der arabische Freigelassene in Tanger eine Verbindung mit dem spanischen Grafen, der in Ceuta seinen Sitz hat, gesucht. In kurzem aber ändert sich das Verhältnis. Graf Julian bot den Arabern an, sie nach Spanien hinüberzuführen. Dazu soll er dadurch bewogen worden sein, daß König Roderich seine Tochter entehrt habe. Julian würde also nicht daran gedacht haben, den Arabern das Reich zu überliefern, sondern sich an dem König zu rächen. Auf ein so unsicheres Verhältnis wollten jedoch die Araber nicht eingehn. — Die Erzählung ist, Julian habe die beiden Töchter, die ihm noch lebten, den Arabern als Unterpfand seiner Treue überliefert“ u. s. w. (Folgt die Schlacht bei Xeres de la Frontera 711, infolge deren die Araber in Spanien festen Fuß faßten.)

Die Spanier haben aus ihrem Cid († 1099) eine Figur gemacht, wie die Engländer aus König Arthur und andere Nationen aus Roland. „Die spärlichen historischen Daten über ihn ergeben nichts, als daß er ein zwar tapferer Ritter und ausgezeichneter Heerführer gewesen ist, aber von sehr grausamem, treulosem, ja feilem Charakter, bald dieser, bald jener Partei und öfter den Saracenen als den Christen dienend, jedoch mit einer Chimene verheiratet“, ganz wie in der Sage. (Schopenhauer. Parerga II., S. 414; verweist auf *Recherches sur l'histoire de l'Espagne par Dozy* 1849. Bd. 1.) — Sehr oft wird auf die berühmte Huldigungsformel der aragonischen Stände angespielt, welche sie zum Könige sagen läßt: „*Nosotros, que cada uno por si somos tanto como os, y que juntos podemos mas que os, os hacemos nuestro Rey, contanto que guardareis nuestros fueros; si no, no.* (Wir, die wir jeder Einzelne eben so viel gelten als Ihr, und die wir zusammen mehr sind, als Ihr, machen Euch zu unserm Könige unter der Bedingung, daß Ihr unsere Freiheiten unverletzt erhaltet; wo nicht,

nicht)." Die Quelle davon ist Antonio Perez: (Obras y relaciones Ed. Colon. 1676, S. 143); doch ist die Zuverlässigkeit dieser Angabe mit guten Gründen bezweifelt worden. (Lindau. Darstellungen aus der Geschichte von Spanien.)

Wieder einmal einer ganzen Druse von Treppenwitzen der Weltgeschichte begegnen wir bei Columbus. Die bekannte Geschichte vom „Ei des Columbus", obwohl häufig in „historischen" Gemälden dargestellt, ist ganz unhistorisch, stammt vielmehr von einer volkstümlichen spanischen Redensart, welche zuerst auf den Architekten Brunelleschi († 1444) und von diesem durch Benzoni auf Columbus übertragen worden. Humboldt bemerkt darüber (Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt; übersetzt von Ideler, Berlin, 1836, Teil II, S. 394 Note):

„Es ist ungerecht, wenn man den Theodor de Bry anklagt, „diese Erzählung geschmiedet zu haben" (Navarrete, *Viages de los Españoles*. Tom. I. p. CXLI). Er hat nur das Verdienst, die Scene dramatischer gemacht zu haben, indem er sie an die Tafel des Kardinals Mendoza verlegte. Als Übersetzer des Benzoni fand er die Geschichte in der *Historia del Mondo Nuovo*, Venet. 1565 lib. I. cap. 5: *„Signor Christofano Colombo dando una battuta su la tavola fermò l'uovo, strisciando così un poco della punta"*. Unglücklicherweise ist an der ganzen Geschichte nichts Wahres: kein spanischer Schriftsteller gedenkt ihrer und man muß sie in gleicher Linie mit dem Pantoffel des Empedokles und dem Apfel des Newton stellen. Theodor de Bry gefiel sich ganz besonders darin, die Bilder, mit welchen er die von ihm herausgegebenen Werke staffierte, zu vermehren und auszuschmücken. Er selbst gesteht, einen Plan der Stadt Sevilla ex ingenio mitgeteilt zu haben, da dem Kupferstecher kein wirklicher Plan zur Hand gewesen sei. Sein Bankett bei dem großen Kardinal mit der Scene, in welcher das Ei eine Rolle spielt und sein „„wahrhaftiges Portrait des Christoph Columbus" " sind ebenso Erzeugnisse seiner Einbildungskraft, wie sein Plan von Sevilla"

Die Königin Isabella die Katholische, soll, um die Mittel zur Ausrüstung der ersten Expedition des Columbus flüssig machen zu können, ihre Juwelen verpfändet haben. Diese romantische Nachricht ist widerlegt worden durch Duro: *Las Joyas de Isabel la Católica, los Naves de Cortés y el Salto de Alvarado.* Madrid 1882.

Aus Oviedo, *Historia natural y general de las Indias,* lib. II. Kap. 5 rührt die novellenartige Erzählung her, be-

sonders bekannt geworden durch Robertsons Geschichte Amerikas, von des Columbus Streit mit seiner Mannschaft, die ihm schließlich am 8. Oktober 1492 noch drei Tage zur Erreichung des von ihm gesuchten Landes bewilligt haben soll. Luise Brachmann in ihrem bekannten Gedichte macht die Pointe noch spitzer:

„Doch bis nur ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl."

Wenn ein Schiffskapitän so zu seinen Matrosen spräche, würden sie ihn wohl kaum verstehen; die ganze Geschichte ist eine Erfindung. — Hören wir wieder Humboldt (a. a. O. I. S. 212):

„Untersucht man in dem Tagebuche des Columbus diejenigen Tage, an welchen nach Oviedo und Herrera starke Anzeigen von Meuterei unter dem Schiffsvolke hervortraten, so erstaunt man, fast keine Spur von diesen Ereignissen zu finden. Da die Geschichtsschreiber die dramatischen Effekte lieben, welche aus dem Gegensatz der Charaktere hervorgehn, so haben sie den genuesischen Seefahrer größer darstellen zu müssen geglaubt, indem sie die Schilderung der Gefahren übertreiben, denen er durch die Bosheit, Furcht und Unwissenheit seiner Matrosen ausgesetzt war. Man vergißt, daß die spanischen Matrosen, besonders die Katalonier, Basken und Andalusier von Palos, seit anderthalb Jahrhunderten die Küsten von Guinea und Schottland befuhren; daß der Anblick eines Ausbruchs des Pic von Teneriffa Männer nicht in Schrecken setzen konnte (*dar espanto*, wie Ferdinand Columbus sagt), welche gewohnt waren die Canarischen Inseln, Neapel und Messina zu befahren. . . . . Zwischen dem 22. und 25. September wollen die Gefährten des Columbus nach der Erzählung seines Sohnes und des Herrera (*Vida del Almirante,* c. 19, Herrera, Dec. I. lib. I. cap. 10) ihren Anführer in das Meer werfen, sobald er mit Beobachtung der Sterne beschäftigt sein würde (eigentlich *embevido de estrellas*, berauscht von den Sternen). Selbst Ferdinand Columbus, welcher von ebenso großem Hasse gegen Alonzo Pinzon erfüllt ist, als Las Casas gegen Ferdinand, berichtet die soeben angedeutete Thatsache nicht, und begnügt sich mit der Bemerkung: *que la gente estuvo para amonitarse, perseverando en las murmoraciones y conjuraciones* (Vida, Kap. 20). Ja noch mehr: in dem Tagebuche findet sich der 7. Oktober durch kein anderes Ereignis bezeichnet als eine Änderung in der Richtung des Schiffes. . . . . . . Kein Wort von Meuterei und Empörung. . . . . . . Der 8. Oktober, welcher nach Oviedo der wegen der Empörung so gefahrvolle Tag sein sollte, findet sich im Tagebuche des Columbus als besonders günstig für den Fortschritt des Schiffes verzeichnet: „Das Meer, sagt der Admiral, ist, Gott sei Dank, so schön wie der Strom zu Sevilla; die Luft ist so mild wie in Andalusien; es ist ein Vergnügen sie einzuatmen, denn sie ist mit balsamischen Wohlgerüchen angefüllt."*)

---

*) Doch berichtet Columbus unterm 14. Februar 1493, also auf dem Heimwege daß er schon auf der Hinreise viel von seinen Leuten zu leiden gehabt.

Humboldt bemerkt ferner, a. a. O. II, S. 115.

„Diese Fabel von drei Tagen scheint von Oviedo erfunden und auf die Erzählung eines Matrosen Pedro Mateos, aus der Stadt Higuey gebürtig, gegründet zu sein, welchen ich in dem Prozeß (*Probanzas del Almirante*, Preg. XCI; Navarrete, Tom. I. p. 584) als eine Person erwähnt finde, welcher Columbus „ein Buch mit Bemerkungen des Mateos, über die Lage der Berge und Flüsse der Küste von Veragua" weggenommen hatte. Selbst der Zeuge Pedro von Bilbao erwähnt „die zwei oder drei Tage" nur als eines Versprechens des Admirals, nicht als eine ihm von der Schiffsmannschaft auferlegte Bedingung und nach dem Tagebuche des Admirals gab dieser . . . der dringenden Aufforderung Pinzons nach, indem er versprach, die neue Richtung O.S.O. zwei Tage hindurch zu verfolgen. Schon Muñoz *Historia del nuevo mundo, lib.* III. §. 7 p. 79) leugnet die Erzählung von dem auf drei Tage erhaltenen Aufschub, ohne jedoch die Beweggründe seiner Zweifel anzuführen."

Es ist überhaupt ein volkstümlicher Irrtum, daß Columbus ausgezogen wäre mit der bewußten Absicht eine neue Welt zu entdecken, was Schiller soweit zuspitzt, daß er dichtet

„Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor".

Columbus wollte vielmehr die Ostküste von Asien erreichen, von welcher er fälschlicher Weise annahm, daß sie nur 104 Grad von der Westküste Europas entfernt sei, während der Zwischenraum in Wirklichkeit 228 Grad beträgt; aber selbst dieser Gedanke stammt nicht von ihm, sondern wie jetzt nachgewiesen ist, von dem florentinischen Astronomen Toscanelli († 1482), dessen bezügliche Briefe bis vor kurzem nur in einer zu größerer Verherrlichung des Columbus verstümmelten Weise bekannt geworden waren, und zwar in einer Biographie des Columbus (*Historie et vera relatione della vita e de' fatti dell Ammiraglio D. Chritofero Colombos*, die sog. schon öfter erwähnte *vida del almirante*, Venedig 1751) für deren Verfasser, den Angaben des Werkes selbst folgend, man lange — auch, wie wir gesehen haben, noch Humboldt — irrtümlicherweise seinen Sohn Ferdinand gehalten hat, obwohl „ihre Mitteilungen teils legendenhaft, teils geradezu unglaublich sind". (Näheres bei Harrisse, *D. Fernando Colon, Historiador de su padre*, Sevilla 1871.) Columbus soll danach auch die Universität Pavia besucht haben, was nicht sein kann,

da er schon von 14 Jahren zu See ging. Humboldt bemerkt (a. a. O. II 249):

„Der Sohn ist geheimnißvoll und behutsam, sobald es sich um Eltern, Geburt und Jugend seines Vaters handelt",

was sich sehr leicht daraus erklärt, daß der „Sohn" eben nichts davon wußte, wogegen Büdinger, Akten zu Columbus Geschichte von 1473—1492 die Autorschaft des Sohnes annimmt, dem Werke aber große Entstellung zum Zwecke der Wahrung der vermeintlichen Rechte der Familie zuschreibt; Humboldt und auch noch Peschel haben nur die entstellten Briefe gekannt.

Der richtige Wortlaut der betreffenden Stelle steht bei Sophus Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1861, S. 228. Lange vor Toscanelli haben übrigens von der Möglichkeit, Indien durch Schiffahrt nach Westen zu erreichen, Aristoteles und Strabon gesprochen, die Stellen sind gesammelt in Humboldts Kritischen Untersuchungen u. s. w., Teil I, S. 119. Das bewunderungswürdige bei Columbus ist nicht ein neuer Gedanke, sondern seine Willenskraft. Wie gewöhnlich wurde ihm mit Undank gelohnt, so daß er von seiner dritten Reise nach Amerika in Ketten zurückgebracht wurde; daß er jedoch in solchen in Granada vor Ferdinand und Isabella erschienen, ist eine „romantische Ausschmückung". Ebensowenig sind sie ihm ins Grab mitgegeben worden; seinen Gebeinen ist es übrigens wie denen eines Heiligen gegangen; sie ruhen sowohl in der Kathedrale von Havanna, als auch in der von San Domingo, wo sie 10. September 1877 beigesetzt worden sind.

„Jedes Schulkind weiß heute, daß Columbus Amerika entdeckt hat, aber er selbst hat es nie gewußt"; als er starb, glaubte er nach wie vor ein Stück von Asien erreicht zu haben; Haiti hat er für Japan gehalten; mit dem Glauben an die Kugelgestalt der Erde war er ausgezogen, — am Abende seines Lebens glaubte er, die Erde wäre birnförmig. An

der Bibel hatte er sich, wie heute viele Engländer und namentlich Engländerinnen, dumm gelesen; durch seine Entdeckungen, sagte er, sei nur in Erfüllung gegangen, was der Prophet Jesaias geweissagt (60, 9):

„Die Inseln harren auf mich und die Schiffe im Meer vorlängst her, daß sie deine Kinder von ferne herzubringen, samt ihrem Silber und Gold, dem Namen des Herrn, deines Gottes und dem Heiligen in Israel, der dich herrlich gemacht hat.“

Außerdem besaß Columbus, so unglaublich es klingt, einen sehr geringen Grad nautischer Kenntnisse.

„Im Tagebuche des Columbus findet sich während der ganzen Fahrt über den Ocean auch nicht eine einzige Breitenbestimmung, und die, welche er in Westindien angestellt haben will, sind so ungeheuerlich, daß sie schon seinerzeit Verdacht erregten; er giebt z. B. an der Küste von Cuba eine Breite von 42° statt 21°.“ A. Breusing, Zur Geschichte der Kartographie in K. J. Kettlers Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie II. 193.

Man weiß daher heute nicht, welches die Insel Guanahani ist, von ihm San Salvador genannt, sondern nur, daß es eine der Bahama-Inseln gewesen. Cuba hielt er für einen Teil Asiens und berechnete seine Entfernnng von Malaka auf 30 Grad, während sie 180 Grade beträgt. So bleibt ein Zug von Abenteuerlichkeit unvertilgbar an dem Entdecker der neuen Welt hängen — *you cannot institute without peril of charlatan.* — Es ist unrichtig, daß Amerigo Vespucci (1451—1512), welcher Mai 1498 mit Hojeda nach Amerika segelte, dem neu entdeckten Kontinent absichtlich durch schlaue Intriguen den Namen Amerika verschafft hätte. Vielmehr entstand diese Benennung auf Vorschlag des Kanonikus Jean Basia zu St. Dié in Lothringen, der im Verlage des deutschen Buchhändlers Waldtzemüller (Hylacomylus) (geb. 1480) 1507 die Reisen Vespuccis unter dem Titel Cosmographiae introductio etc. aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt herausgab. Die betreffende Stelle ist in Facsimile nachgedruckt bei Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, S. 339.

Dies wurde jedoch die schnelle Verbreitung des Namens auch in Spanien und Portugal, wo man es doch besser wußte, nicht erklären. Columbus hatte jedoch auf seiner dritten

Reise das heutige Nicaragua berührt, wo ein goldführendes Gebirge noch heute, wie Thomas Belt 1872 feststellte, Sierra de Amerriques oder de Amerrisques heißt; ebenso nennen sich die dort wohnenden Indianer noch heute Ameriques oder Amerrisques. Columbus ließ sich von der Mosquitoküste durch zwei Indianer zu ihnen führen; sie gingen nackt, trugen aber goldene Spiegel um den Hals. Die europäischen Begleiter des Columbus dürften dann den Namen „Amerrika" nach Europa gebracht haben. (Vergl. einen Aufsatz über die Untersuchungen Marcaus in der Kölnischen Zeitung vom 24. Mai 1891.)

Ein sehr boshafter Treppenwitz der Weltgeschichte behauptet, daß Las Casas, empört über die schändliche Behandlung der Ureinwohner Amerikas durch die Spanier, zu den Minenarbeiten die Neger, als von Natur stärker und kräftiger empfohlen hätte und daß er so den ersten Anstoß zu dem abscheulichen Negersklavenhandel gegeben hätte. Es liegt aber bei dieser Angabe eine Übertreibung vor. Las Casas landete erst 1513 in Amerika und scheint sich erst mehrere Jahre später mit der Frage überhaupt beschäftigt zu haben; die Portugiesen hatten aber schon Negersklaven ganz im Anfange des Jahrhunderts benutzt. Erst 1517 hat dann Las Casas auch die Neger für fähiger zu den Minenarbeiten erklärt als die Indianer, jedoch in der edelsten Absicht. Jedenfalls ist er nicht der Urheber des Negerhandels gewesen. (Vergl. hierüber Humboldt, Kritische Untersuchungen ꝛc.; deutsch, II, S. 115, Note.)

Der Eroberer von Mexiko, Ferdinand Cortez soll am 26. Juli 1519 in Mexiko, bei der Entdeckung einer Verschwörung unter seinen Begleitern die Häupter derselben haben ermorden und, um jede Verbindung nach außen abzuschneiden, die Schiffe heimlich verbrennen lassen. Diese Erzählung wird widerlegt durch Duro: *Las Joyas de Isabel* ꝛc. (s. S. 420), auch bei Ruge a. a. O. S. 369. Cortez hatte

in Wirklichkeit die Schiffe mit Zustimmung der ganzen Mannschaft auf den Strand laufen lassen, damit auch die Seeleute am Feldzuge teilnehmen könnten. Eine ähnliche Erzählung, d. h. von verbrannten Schiffen, steht schon bei Plutarch „Über die Tugenden der Frauen“ unter „Trojanerinnen“. — Nach Spanien zurückgekehrt soll Cortez lange keine Audienz beim Kaiser haben erwirken können und sich deshalb einmal voll Ungeduld durch die Menge an den kaiserlichen Wagen herangedrängt haben. Als der Kaiser hierauf gefragt: „wer ist der Mann?“ soll ihm Cortez zugerufen haben: „einer der Euch mehr Königreiche verschafft, als Ihr früher Städte hattet“. So erzählt Voltaire, *Essai sur les Moeurs*, Kap. 147. Prescott bemerkt jedoch, daß er für diese höchst unwahrscheinliche Geschichte irgend eine andere Belegstelle nicht gefunden habe (*Conquest of Mexiko*, VII. 5, Note). Richtig ist, daß Cortez vom Hofe sehr kühl empfangen wurde, so daß jener Gedanke wohl in ihm aufgestiegen sein könnte; daß er ihn ausgesprochen und in oben angegebener, etwas brutaler Weise, gehört dann zur *mise-en-scène* des Treppenwitzes.

Es wird oft erzählt, besonders in populären Zeitschriften, daß ein Spanier Namens Blaseo de Garay von Kaiser Karl V. im Hafen von Barcelona am 17. Juni 1543 ein durch Dampf bewegtes mit Korn beladenes Schiff von 200 Tons (= 4000 Centner) genannt Trinidad, gezeigt habe. Der Kaiser soll die Sache günstig aufgenommen und den Erfinder belohnt haben, jedoch durch wichtige Staatsangelegenheiten davon abgezogen worden sein. Die Angabe stammt jedoch erst aus einem Briefe von Thomas Gonzales, Direktor der Königlichen Archive von Simanca bei Valladolid in Spanien an de Navaretde dd. 27. August 1825, der in Zachs Astronomischer Korrespondenz 1826 veröffentlicht wurde und sie ist höchst unwahrscheinlich. Woodcroft und Bergenroth haben später beide die Archive in Simanca untersucht und verschiedene auf de Garay bezügliche oder von ihm her-

rührende Dokumente gefunden; aber in keinem davon ist von Dampfkraft die Rede. Einem dritten Nachforscher (Mac Gregor) waren am 23. September 1857 zwei Briefe gezeigt worden, welche Schiffe erwähnten mit Schaufelrädern, die von Menschen bewegt wurden .... (Ausführliches bei Lindsay: *History of Merchant Shipping;* London 1876. Vol. IV. S. 10 ff.)

Als die unüberwindliche Armada geschlagen worden war (1588), soll der Herzog von Medina-Sidonia, Admiral derselben, bei seiner Rückkehr nach Madrid dem Könige Philipp II. einen Ring knieend überreicht haben mit den Worten: „Majestät, das ist alles, was ich Ihnen bringe". Ist wohl unhistorisch; etwa 60 Schiffe der Armada waren nach Spanien zurückgekommen. Daß er diese nicht bei sich haben konnte, ist selbstverständlich, aber ihr Vorhandensein macht die erwähnte Phrase zum Unsinn. Auch die bekannte Antwort des Königs: „Stehen Sie auf, ich habe Sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt", scheint verdächtig.

Um die Macht des teuflischen Inquisitionsgerichts in Spanien zu illustrieren, erzählt man, dasselbe hätte den König Philipp III. (regierte 1597—1621), weil er bei einem Auto-da-fe Mitleid zu Gunsten eines der Opfer gezeigt, zu einer Buße verurteilt, nämlich sich zur Ader zu lassen und das Blut ins Feuer zu gießen. Diese Erzählung ist unwahr; Philipp III. hat nie Mitleid bei einem Auto-da-fe gezeigt; war er doch von Kindheit an an diesen Molochsdienst gewöhnt; die Inquisition hätte das Stückchen sonst wohl fertig bekommen, denn sie hat mehrmals Kerkermeister zur Geißel und zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurteilen lassen, weil sie Anwandlungen von Mitleid für die Gefangenen gezeigt hatten. (Llorente, Geschichte der Inquisition.)

Über Gustav Adolf von Schweden s. S. 259.

Betreffs des Königs Karl XII. von Schweden hat Kapitän Christian Sarauw in seinem Werke „die Feldzüge

Karl XII., ein quellenmäßiger Beitrag zur Kriegsgeschichte und Kabinetspolitik Europas im 18. Jahrhundert"; Leipzig 1881, mehrere hübsche Pointen in das Reich der Fabel verwiesen. Bei der Landung der Schweden in Humlebäk in der Nähe von Kopenhagen (4. August 1700) soll Karl, wie auch Voltaire erzählt, zuerst aus dem Boote ins Wasser gesprungen und dann samt seiner ihm folgenden Begleitung einschließlich des französischen Gesandten ans Land gegangen sein; das sonst bei solchen Gelegenheiten übliche Stolpern nebst dem Ausruf „ich halte dich fest"*) fehlt diesmal.

In dem sehr ausführlichen Bericht des bei der Landung anwesenden schwedischen Generalquartiermeisters Stuart steht aber nur, daß der König die Leute anfeuerte und jeder Unordnung, die er sah, abzuhelfen wußte, daß er „stets unter den ersten sein wollte". Aus diesem Ausdruck mag wohl die Sage entstanden sein. In Wirklichkeit befand sich der König bei demjenigen Truppenteile, der zuletzt landen sollte und auch wirklich zuletzt gelandet ist (Sarauw S. 45); — Voltaire in seinem *Charles douze* hat die romantische Lesart, verschönert durch eine vorhergehende, ganz bühnengerechte Unterhaltnng zwischen Karl und dem erwähnten Gesandten. Häußer in seiner Geschichte der französischen Revolution, Berlin 1867 S. 34 bemerkt über Voltaire: „so lesen sich die Schlachten Karls XII. ausgezeichnet; aber es ist kein Wort wahr daran". Denn es ist z. B. nur eine gewissermaßen „decimale" Sage, daß Karl bei Narwa mit 8000 Schweden 80,000 Russen schlug. Voltaire legt sogar dem Könige beide Zahlen vor der Schlacht in den Mund.

---

*) Caesar, als er bei Adrimentum in Afrika landete (Sueton; Caesar, Kap. 59), Africa, te teneo; Wilhelm der Eroberer, als er am 28. Sept. 1066 bei Pevensey in England ans Ufer stieß; seine Hand hatte sich dabei mit Erde gefüllt; einer seiner Ritter bemerkte daher zu ihm: Nun Herr Herzog, Du hast den Boden Englands fest in Deiner Hand und wirst aus einem Herzog bald König werden, worüber der Herzog in lustiger Weise lachte; s. Holinsheds *Chronicles of England, Scotland and Ireland*, Neudruck, London 1807, Teil I. 760; — auch von Eduard III. von England wird ähnliches erzählt.

In Wahrheit waren es nur etwa 29,000 Russen und diese waren ungeübt und schlecht verpflegt, während ihr Feldherr, der niederländische Herzog von Croy, der erst am Tage vorher den Oberbefehl übernommen hatte; „russischerseits war von einem regelmäßigen Kampf keine Rede und von Führung keine Spur vorhanden", auch blieb den Schweden in ihrer Stellung keine Wahl, als zu siegen oder unterzugehn. (Sarauw S. 50 u. 59.) — Schließlich wird über des Königs Tod (11. Dezember 1718) bei der Belagerung von Frederiksteen in Norwegen eine ähnliche Geschichte gemunkelt, wie über Gustav Adolfs Tod bei Lützen (s. S. 260): sein französischer General-Adjutant Namens Siquier, der allerdings zur Zeit ganz in seiner Nähe gewesen war, soll der Mörder gewesen sein; in der Hitze des Fiebers hatte er sich einige Tage nach dem Ereignis als solcher angegeben, aber niemand Notiz davon genommen; in dem Theatrum Europaeum (oder wahrhaftige Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten; 21 Folianten, umfaßt 1617—1718) Band XXI (1716—1718) wird das Gerücht nicht erwähnt, obwohl der Tod des Königs mit Beifügung einer Illustration erzählt wird; auch eine 1859 vorgenommene Untersuchung der Leiche hat die Grundlosigkeit der Verleumdung bestätigt. Sie ist aber lange geglaubt, auch noch von Lundblad in seiner 1835 erschienenen Biographie des Königs verteidigt worden (Sarauw S. 380 f.). Voltaire erzählt auch, daß Siquier ihm gegenüber seine Schuld geleugnet habe und ganz arm in Frankreich gestorben sei; er berichtet ferner, daß der Ingenieur-Oberst Maigret beim Anblick der Leiche des Königs ausgerufen habe: *„voilà la pièce finie, allons souper"*. Das klingt sehr unwahrscheinlich, auch wenn Maigret ein „wunderlicher und gleichgiltiger" Mensch gewesen ist. Aber der Tod eines Mannes, der soviel Aufsehen erregt hatte, wie Karl XII. müßte eben etwas theatralisch herausgeputzt werden.

— Soviel was das Anekdotenhafte betrifft; aber auch im

allgemeinen wird der junge König schief beleuchtet. Abgesehen von seinen letzten Plänen auf Norwegen hat er nicht erobern, sondern stets nur sein Reich verteidigen wollen. Man machte ihn fälschlicherweise zum Weiberfeind, weil er es unter seiner Würde hielt mit der ausrangierten Geliebten seines Gegners August II. von Polen, der Gräfin Aurora von Königsmark, über Staatsgeschäfte zu verhandeln — und zwar seltsamer Weise über den ersten Vorschlag zu einer Teilung Polens, der also von einem polnischen Könige ausgegangen ist — Schweden sollte Kurland und polnisch Litthauen erhalten. Daß Karl den König August zur Tronentsagung, Polen betreffend, zwang, war ganz richtig, wenn er freie Hand gegen den Zaren haben wollte, wozu ihm die Einsetzung eines ihm verpflichteten, polnischen Königs am günstigsten scheinen mußte. Es war nicht niedrige persönliche Gehässigkeit, die ihn so unerbittlich gegen August II. machte. Um Schweden in seiner Großmachtstellung zu erhalten mußte der König die Nachbarmächte, die sich 1699 gegen ihn verschworen hatten, gründlich zu schwächen suchen; es gelang ihm bei Dänemark und bei Polen; — an Rußland biß er sich die Zähne aus, aber es war eine Reihe von Unglücksfällen, die daran die Hauptschuld hatte. Daß sein Eigensinn zuletzt krankhaft wurde, ist eine andere Frage.

Der berühmte Mazeppa, dessen Unzuverlässigkeit ein Hauptgrund zu Karls XII. Mißerfolg bei dessen Vorgehen gegen Rußland war, soll von einem eifersüchtigen Gatten nackend auf ein Pferd gebunden und das Pferd dann in den Wald getrieben worden sein, — wie die Ermordung Rizzios (s. S. 382) ein unvermeidliches Kunstausstellungsbild. In Wirklichkeit ist das Pferd nur einige hundert Schritt von dem Hause des beleidigten Gatten bis zu Mazeppas eigenem mit ihm gelaufen. (Fournier, S. 308 Note.)

Viktor Hugo singt jedoch darüber:

Enfin, après trois jours d'une course insensée

Après avoir franchis fleuves à l'eau glacée
Steppes, forêts, déserts
Le cheval tombe aux cris de mille oiseaux de proie
Et son ongle de fer sur la pierre qu'il broie
Eteint ses quatre éclairs.

In Beckers Weltgeschichte ist zu lesen, daß, als der preußische Gesandte (Herr von Prinzen) dem Czaren Peter dem Großen seine Beglaubigung überreichen wollte, dieser ihn zu sich auf ein Schiff klettern ließ und daselbst das Dokument in sehr unceremoniöser Weise in Empfang nahm. Auch wurde der Gesandte zu einem Schmause in die Hauptstadt eingeladen, bei welchem der Czar zwanzig Strelitzen mit allerhöchst eigener Hand geköpft haben soll, zwischenein immer einen Schnaps trinkend. Als Autorität wird König Friedrich II angeführt; doch scheint die Angabe in dessen Werken nicht auffindbar zu sein. —

Über den berühmten Brief Peters von Pruth heißt es bei Brückner, der Zarewitsch Alexei, Heidelberg 1880, S. 117:

„Unzähligemale ist die Geschichte erzählt worden, wie Peter am Pruth, von einer weitaus überlegenen Streitmacht belagert, sich verloren gegeben und an den Senat geschrieben habe: die Senatoren sollten, wenn sie von seinem Tode hören würden, unter ihnen selbst den Würdigsten zum Nachfolger wählen. — Hätte Peter in der That so geschrieben, so würde daraus zu schließen sein, daß er schon damals Alexei als der Tronfolge durchaus unwürdig angesehen habe. Schwieg er in seinem, an die oberste Regierungsbehörde gerichteten Abschiedsworte von seinem Sohne, stellte er sich, als gebe es im Jahre 1711 gar keinen legitimen Nachfolger, so ist damit Peters Stellung zu Alexei schon damals, also noch vor des Zarewitsch Verheiratung ausreichend charakterisiert, so kann Alexei schon 1711 als formell enttront bezeichnet werden. — Indessen ist die Geschichte von diesem angeblich heroischen Schreiben Peters an den Senat in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Die Ergebnisse der neuesten Forschung haben dargethan, daß diese Anekdote, wie manche andere später erfundene, einer thatsächlichen Grundlage entbehrt. Gerade in derselben Zeit, als Peter den Feldzug an den Pruth unternahm, während dessen jene einer Ausschließung Alexeis vom Trone gleichkommende Äußerung gethan worden sein sollte, zeigte die eifrig durch Peter betriebene Verhandlung in betreff der Verheiratung Alexeis mit einer deutschen Prinzessin, daß er nicht an eine formelle Ausschließung Alexeis vom Trone dachte. — Der erste, welcher die Wahrheit dieser Erzählung in Zweifel zog, war Ustrjalow. S. die Abhandlung über diesen Gegenstand in dem von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Kalender auf das Jahr 1859. Neuerdings hat Witberg im III. Bande der Zeitschrift „Das alte und neue Rußland", 1875, alle Argumente gegen die Thatsächlichkeit dieser Erzählung mit kritischer Schärfe zusammengestellt, und u. a. darauf hingewiesen, daß Alexei weder

in Wien während seiner Flucht, noch bei dem Prozeß im Jahre 1718 auch nur mit einem Worte eines solchen sein Tronrecht beseitigenden Schreibens Peters aus dem Jahre 1711 erwähnt hat, sowie darauf, daß Peter doch unmöglich durch bloßes Stillschweigen in betreff Alexeis ohne formelle Entsagung des letzteren seinen Sohn zu beseitigen hoffen konnte."

Die Anekdote hat sich vielleicht aus den Schlußworten des Ultimatums entwickelt, welches Peter am Begräbnistage seiner Schwiegertochter seinem Sohn überreichte (Brückner S. 132): „Besser ein fremder Tüchtiger als ein eigener Unbrauchbarer".

Über die am 29. August 1694 geborene Gemahlin des eben erwähnten Sohnes Peters des Großen, des Czarewitsch Alexei (geb. 18. Febr. 1690) wird eine romanhafte Geschichte erzählt. Nach ihrer zu Torgau in Gegenwart Peters erfolgten Vermählung, reiste sie mit ihrem Gatten nach Rußland, der sie aber zu Gunsten einer finnischen Magd, Namens Affrosinja, gänzlich vernachlässigte und sich sogar arge Rohheiten gegen sie zu Schulden kommen ließ. Doch sind es Übertreibungen, wenn erzählt wird, der Czarewitsch habe seine Gemahlin vergiften wollen und sie sich nur durch Gegengift gerettet, sowie, daß er ihr einmal im letzten Monate ihrer Schwangerschaft einen so wütenden Fußtritt gegeben, daß sie ohnmächtig und im Blute schwimmend zu Boden gesunken sei. Der Czar sei verreist gewesen und der Czarewitsch unmittelbar darauf abgereist. In Gegenwart der bekannten Gräfin Aurora von Königsmark (— es ist sehr unwahrscheinlich, daß dieselbe damals in Rußland gewesen —) sei die Prinzessin von einem toten Kinde entbunden worden. Die Gräfin habe dann die Prinzessin beredet, sich allen weiteren Leiden und Gefahren durch das abenteuerliche Mittel eines Scheintodes zu entziehen und dem Czarewitsch geschrieben, sowohl Frau als Kind seien tot. Der Czarewitsch habe angeordnet, sie sofort und ohne Feierlichkeit zu beerdigen. Nachdem die Prinzessin sich erholt, hätte die Königsmark ihr Gold und einige Edelsteine verschafft und sie sei mit einem alten Bedienten, der für ihren Vater galt, nach Paris und von da

weiter nach Louisiana gereist. Hier bemerkte sie ein Offizier, Namens d'Aubant, der in Rußland gewesen war und näherte sich ihr, wohnte auch zuletzt mit dem angeblichen Vater zusammen. Als die Nachricht von Alexei's Tode († 7. Juli 1718) zu ihnen gelangte, war d'Aubant bereit, sie nach Rußland zurück zu geleiten; aber sie lehnte ab und nach dem Tode des alten Bedienten heirateten sie sich und hatten eine Tochter, welche die Mutter selbst stillte und später Französisch und Deutsch lehrte. Zehn Jahre später begaben sie sich nach Paris, wo d'Aubant mit Erfolg einen Arzt befragte; hier hätte der Marschall von Sachsen, der Sohn der Aurora von Königsmark, die Prinzessin mit ihrer Tochter auf einer Bank in den Tuilerien-Gärten sitzend getroffen und deutsch sprechen hören und die Prinzessin erkannt, — was nicht gut möglich ist. Das weitere wird man uns erlassen. Bei Bülau: „Geheime Geschichte und rätselhafte Menschen"; Leipzig 1887, dem wir obige Angaben entnommen haben, heißt es weiter S. 161 ff.:

„In dieser Geschichte sind nun sehr wichtige Umstände, welche die Flucht der Großfürstin erklären und möglich machen sollen, notorisch falsch. Die Entbindung, infolge deren die Prinzessin, wirklich oder scheinbar, gestorben, fand am 23. Oktober 1715 (n. St.) statt. Weder der Czar noch der Czarewitsch waren abwesend. Die Großfürstin wurde nicht von einem toten Kinde, sondern von dem nachherigen Kaiser Peter II. Alexiewitsch entbunden, welcher erst am 30. Januar 1730 starb, nachdem er am 17. Mai 1727 seiner Stiefgroßmutter, der Kaiserin Katharina I. auf dem Trone gefolgt war; . . . . Die Großfürstin, die schon vorher, 23. Juli 1714, eine Tochter, Natalie († 1728), geboren hatte, starb nicht sogleich nach der Entbindung, sondern neun Tage später, am 1. Nov. 1715. Sie wurde nicht heimlich und ohne alle Feierlichkeiten, sondern mit großem Gepränge begraben (7. Nov.) und an dem Leichenbegängnis nahmen der Czar und der Czarewitsch persönlich teil." . . .

Bei Brückner, der Zarewitsch Alexei, Heidelberg 1880 ist hierüber bemerkt (S. 9):

„Die früheste Spur dieser abenteuerlichen Erzählung findet sich in dem zu Amsterdam 1777 erschienenen Werke „*Nouveaux voyages dans l'Amérique septentrionale etc.*; *par Bossu*. — Der Stoff war zu romantisch, als daß die Belletristik sich desselben nicht hätte bemächtigen sollen. — Im Jahre 1804 erschien Zschokkes Novelle „Die Prinzessin von Wolfenbüttel", in welcher diese Sage sehr geschickt ausgesponnen wird. In unzähligen Auflagen und in einer großen Anzahl von Übersetzungen (französisch, dänisch, spanisch, holländisch u. s. w.) wurde dieser Stoff dem Publikum immer wieder dargeboten. Auch dramatisch ist derselbe verwertet worden; in dem „*théâtre des Variétés*" zu Paris wurde am 16. August 1836 zum erstenmale

ein Stück gegeben: „*Madame Péterhoff, vaudeville anecdote en un acte*“, welches die Fabel von der rätselhaften Flucht der Prinzessin ins Ausland zum Gegenstande hat. — Daß Quasi-Geschichtswerke, wie etwa Vehse's „Geschichte der deutschen Höfe“ sich ebenfalls mit einer gewissen Vorliebe dieses Stoffes bemächtigen, ist begreiflich.“

Die erste zuverlässige und „in gewissem Sinne abschließende“ Schrift über die Prinzessin Charlotte war von W. Guerrier, der sich jedoch nicht nannte: „Die Kronprinzessin Charlotte, nach ihren ungedruckten Berichten 1707—15“, Bonn 1875.

Auch das sogenannte Testament Peters des Großen ist eine Erfindung, jedoch nicht, — was häufig und allerdings nicht ohne Anschein der Möglichkeit angegeben wird, — Napoleons I.; denn es wird schon in Louis Dutens Memoiren, also zu Voltaires Zeit angeführt und als Fälschung im Auftrage Katharinas II. hingestellt; es wird ferner erwähnt, jedoch nicht als Testament, sondern als „Projekt“, in einem Werke: *Des progrès de la puissance russe, depuis son origine jusqu'au commencement du XIX. siècle. Paris* 1812 *par M. L.* . . . ., Seite 176—179. Unter dem Buchstaben L. verbirgt sich der Name eines Herrn Lesur, wie er es selbst in dem Vorwort zu einem andern Werke, seiner „*Histoire des Cosaques,*“ *Paris* 1814, einräumt. Das Buch von 1812 giebt jedoch nicht den Originaltext des Testaments, auch behauptet Lesur nicht, es gesehen zu haben, sondern nur „*on assure qu'il existe etc.*“, und giebt ein „*Résumé*“ in 14 Artikeln. Von diesen sind die zwölf ersten eine allerdings sehr gelungene Skizzierung der von Rußland bis 1812 befolgten Politik, also bloße „vaticinia post eventum“; Artikel 13 und 14 fordern dann die Eroberung ganz Europas, jedoch in Ausdrücken, wie sie Peter der Große schwerlich gebraucht haben würde; so z. B. wird von „asiatischen Horden“ gesprochen, wo das russische Heer gemeint ist. — Zum zweiten Male, und ausdrücklich als solches bezeichnet, erscheint das Testament in „*Mémoires du chevalier d'Eon, publiés pour la première fois sur les papiers fournis par sa famille et d'après les matériaux authentiques, déposés aux archives des affaires*

étrangères par Frédéric Gaillardet; 1836". Der Ritter d'Eon war eine Persönlichkeit, die sich am Schluß ihrer diplomatischen und militärischen Carrière als ein Frauenzimmer entpuppt haben sollte; doch findet man in Rickmann, *the life of Thomas Paine*, London 1819, S. 103 die Angabe, daß er (Rickmann) die Leiche 1810 bald nach dem Tode untersucht habe und daß d'Eon ein Mann gewesen. Er war faktisch französischer Gesandtschaftssekretär in Petersburg zur Zeit der Kaiserin Elisabeth. Nach Gaillardet soll es ihm gelungen sein, eine genaue Abschrift des Testaments zu erhalten, welche er 1757 dem König Ludwig XV. überreichte. Der Ritter will „Vorleserin" bei Elisabeth gewesen sein, was nicht glaublich ist, da diese auf Lektüre wenig Wert legte und nie Vorleser resp. Vorleserinnen gehabt hat. Das Testament hat bei Gaillardet eine offizielle Form, eine Einleitung und dann dieselben 14 Artikel wie Lesur, „nur mit ein bischen andern Worten"; Artikel 13 und 14 sind jedoch fast unverändert. — Sodann fand das Testament in das Werk des Polen Leonard Chodzka Aufnahme, welches von 1839 ab in französischer Sprache erschien unter dem Titel: „*La Pologne historique, littéraire, monumentale et illustrée*". — Von da entnahm es J. Corréard in die Randbemerkungen zu seiner 1854 veröffentlichten: „*Carte des aggrandissements de la Russie depuis Pierre I. jusqu'à nos jours*". (Weitere Einzelheiten und der Wortlaut der verschiedenen Lesarten in „Berkholz, das Testament Peters des Großen, eine Erfindung Napoleons I.", Petersburg 1877 bei Karl Röttger.) In einer Audienz, die der englische Gesandte am 2. November 1876 in Yalta bei Kaiser Alexander II. hatte, erklärte dieser „das Testament Peters des Großen und die weitausschauenden Pläne der Kaiserin Katharina II. wären „Illusionen und Phantome". Auf einer Reise der Kaiserin Katharina II. durch die Krim (Jan. — Juli 1787) sollen nämlich an allen Stationen ihres Weges die Worte eingeschrieben gewesen sein: „Hier führt

der Weg nach Byzanz", was noch jetzt oft als Motto des russischen Ehrgeizes erwähnt wird. Die Anekdote beruht aber auf einem Mißverständnis des englischen Gesandten Fitzherbert. (Fournier S. 394 Note.)

„Über die sprüchwörtlich gewordenen „Potemkinschen Dörfer" auf dieser Reise hat Prof. P. Goldschmidt im April 1894 einen Vortrag in der „Berliner historischen Gesellschaft" gehalten (Vossische Zeitung vom 2. Mai 1894). Unter den Gästen der Kaiserin, welche über die Reise berichtet haben, befanden sich u. A. der französische Gesandte Graf Ségur, Fürst Ligne und Prinz Karl von Nassau-Siegen; hinzutreten die seitdem durch A. Brückner veröffentlichten eigenen Briefe der Kaiserin.

„In allen diesen Briefen ist von gemalten Dörfern und sonstigen großartigen Täuschungen nicht die Rede, wol aber erfuhr man schon während der Reise, daß solche Gerüchte in Petersburg erzählt wurden, von Leuten, die, wie Ligne meint, sich darüber ärgerten, daß sie nicht mitgenommen waren. In die wissenschaftliche Welt ist dieser Klatsch eingeführt worden durch die mehrfach gedruckte, von dem sächsischen Residenten Essen in Petersburg verfaßte Lebensbeschreibung Potemkins. Dieses Werk und die ebenso haltlosen Gesandtschaftsberichte Essens sind von vielen Schriftstellern, namentlich von Schlosser und Ernst Herrmann als zuverlässige Quellen angesehen und benutzt worden."

Kosciusko soll in der Schlacht bei Maciejowicze am 10. Oktober 1794 verwundet vom Pferde sinkend die Worte ausgerufen haben: „Finis Poloniae!" Auch dies ist eine, allerdings sehr gute Erfindung; Kosciusko selbst hat dagegen in einem Briefe an Ségur, welchen Büchmann mitteilt, protestiert. — Ein Seitenstück dazu sind die letzten Worte des sich bei Leipzig in die Elster stürzenden Poniatowski: „*Dieu m'a confié l'honneur des Polonais: je ne le remettrai qu'à Dieu*". Der Gedanke ist etwas verworren und der Gewährsmann derselbe Soldat, welcher den nie gethanen Ausspruch des Generals Cambronne (S. 361) zweimal gehört haben will.

Bei Beginn des Krimkrieges (1853—56) wurde eine Anekdote breitgetreten, nach welcher der russische Gesandte Fürst Menczikoff dem Großvezier einen Besuch im Paletot gemacht hatte, gleichsam um ihn damit zu beleidigen. Nach

M. J. Bogdanowitsch in Wjestnik Jewropii 1873 Band I. ist die Wahrhrit wie folgt: Menczikoff war am 28. Februar 1853 zur See in Konstantinopel eingetroffen. Mit Umgehung des Rußland feindlich gesinnten Ministers des Auswärtigen bat er um eine private Zusammenkunft mit dem Großvezier. Wahrscheinlich lag ein Mißverständnis vor, als der Großvezier ihn dennoch offiziell empfing. Menczikoff hatte dies nicht vorausgesehen und begab sich im Frack und Paletot zu der Zusammenkunft. Den letzteren nahm er in einem langen ungeheizten Korridor nicht ab, indem er zunächst in ein Vorzimmer zu kommen dachte, wo er den Überzieher hätte ablegen können. Aber als sich am Ende des Korridors ein Vorhang von schwarzem Tuch öffnete, stand plötzlich der Vezier im Galaanzug vor ihm. Jetzt erst konnte Menczikoff den Paletot abnehmen, warf ihn über den linken Arm, näherte sich dem Vezier und nahm auf dem angebotenen Sopha Platz, indem er den Paletot neben sich legte. Die ganze Zusammenkunft dauerte nur eine Viertelstunde.

Auch die auf König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen anspielenden „letzten Worte" des Kaisers Nicolaus I. von Rußland († 2. März 1855) an seine Umgebung sind wahrscheinlich erfunden: „*Dites à Fritz, de rester toujours le même pour la Russie et de ne pas oublier les paroles de Papa*". (Crusenstolpe; Der russische Hof. Bd. 9, S. 303.) Sie paßten aber sehr in die Situation und das ist bei allen solchen „letzten Worten" immer die Hauptsache.

Auf der Weltausstellung zu Paris 1867 erregte ein Gemälde des polnischen Meisters Jan Matejko (30. Juli 1838—1. Nov. 1893) durch seine dramatische Gruppierung wie durch die glänzende Ausführung gerechtes Aufsehen. Es stellte die bewegte Scene dar, wie denjenigen Landboten des polnischen Reichstages von 1773, welche den Teilungstraktat der drei Mächte von 1772 zu ratifizieren bereit waren, der Landbote Rejtan auf der Schwelle des Sitzungssaales sich ent-

gegenwirft, um sie am Verlassen des Saales zu verhindern. Einer ihrer Führer — Graf Potocki — ist auf dem Gemälde mit der Hand in der Tasche zu sehen, aus welcher eben Goldstücke gefallen sind, eine Hinweis auf seine Käuflichkeit. Als nun das Bild in fremde Hände übergehen sollte, — es bildet heute eine der Zierden der modernen Abteilung der Kais. Gemäldegallerie in Wien —, wurde sofort die Anekdote kolportiert, ein Sprosse jener Familie, welcher der erwähnte Führer angehörte, hätte dem Maler Mangel an patriotischem Gefühle vorgeworfen, daß er nämlich eine derartige Darstellung ins Ausland wandern ließe, worauf der Maler geantwortet hätte: hat das Ausland seiner Zeit das Original erkaufen können, so ist es nur recht und billig, daß es heute auch dessen Kopie behalte; — auch diese Anekdote ist erfunden, allerdings sehr gut erfunden.

Allbekannt und häufig Gegenstand der Anspielung ist die Erzählung, daß Muhammed, um sich als Prophet zu zeigen, einem Berge befahl sich ihm zu nähern und da dieser nicht Miene machte ihm zu gehorchen, sich zu dem Berge begab mit den Worten: „Wenn der Berg nicht zum Propheten will, muß der Prophet zum Berge gehn". Francis Bacon erzählt es z. B. in seinem *Essay „of boldnesse"*. Nach dem Herausgeber der 1863er Ausgabe, W. Aldis Wright, giebt es ein spanisches Sprichwort: *„Se no va el otero a Mahoma vaya Mahoma al otero"*; in einem Briefe von Antonio Perez an den Grafen Grafen Essex fände sich auch die umgekehrte Lesart: „weil der Prophet nicht zum Berge konnte, kam der Berg zum Propheten". Sprenger in seinem Leben Mohammeds, I S. 545, meint die Erzählung beruhe auf einer nicht erfüllten Prophezeiung im Koran 52. 10.

„Weil die Berge auf ihrer Stelle blieben, obwohl seine Gegner in ihrem Unglauben verharrten, so machten sie sich über ihn lustig und die genannte christliche Tradition mag auf diese unerfüllte Prophezeihung hindeuten. Es kommt eine Stelle im Koran (20, 105—127) vor, aus welcher hervorgeht, daß er in einer verloren gegangenen Offenbarung diese Drohung so deutlich ausgesprochen hat, daß alle Ver-

suche, sie anders zu deuten, scheiterten; er nahm sie daher zurück und gab sie als einen Irrtum aus, wie er dies ja auch in andern Fällen gethan hat."

Den Anstoß zu der Erzählung hat wohl die Bibelstelle 1. Korinther 13 2 gegeben: „Der Glaube versetzt Berge" (ähnlich Matthäus 17,20; 21,21 und Markus 11,23).

Über die „Geschichte und Litteratur des Schachspiels" giebt es ein mit fast beängstigender Gründlichkeit und Gelehrsamkeit verfaßtes Werk von Antonius von der Linde, in 2 Bänden, Berlin 1874 bei Julius Springer. Trotzdem bemerkt der Verfasser gleich im Vorwort Seite VIII:

„Naiven Erwartungen gegenüber muß ich . . . . von vornherein bestätigen, daß ich das Erfindungs-Protokoll des Schachspiels noch immer nicht entdeckt habe."

Teil II Seite 462 f. findet sich eine Zusammenstellung derjenigen sichern oder durch Schlüsse erlangten Daten, welche betreffs des Schachspiels nachweisbar sind. Darnach ist die Erfindung desselben in das 8. Jahrhundert n. Chr. und nach Indien zu setzen. Bloße Fabeln sind die in Schulbüchern häufige Erzählung, der Großvezier eines persischen Schahs habe das Spiel erdacht, um diesem zu zeigen, daß er trotz seiner persönlichen Wichtigkeit doch nichts ohne seine Räte und seine Truppen ausrichten könne; ferner die andere, daß der indische Erfinder Sissa Ibn Dahir von dem Könige Shihrâm, der von dem Spiele entzückt war, auf dessen Aufforderung sich eine Gnade auszubitten, um soviel Weizenkörner gebeten habe, daß auf das erste Feld des Schachbrettes eins, auf das zweite zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht u. s. w. auf jedes folgende doppelt soviel als auf das vorhergehende gerechnet wurde. Der Schah, heißt es dann weiter, hätte ohne sich viel zu bedenken, die Bitte bewilligt. Als man aber die Summe der Körner nachgerechnet, hätte sich herausgestellt, daß die ganze Erde soviel Weizen nicht tragen könne. In der That beträgt diese Zahl $2^{64}-1$; das ist ausgerechnet 18 446 744 073 709 551 615.

Schluß.

So haben wir denn gesehen, daß die hübschesten und bekanntesten Anekdoten der Geschichte meistens entweder erfunden sind, oder doch, näher betrachtet, oft gerade die Pointe, denjenigen Zug verlieren, um deren willen wir sie gern hatten, um deren willen wir sie mit Vorliebe uns einprägten.

Der Löwe Heinrichs des Löwen (S. 207) und der des Richard Löwenherz (S. 375), das Ei des Columbus (S. 420) und das Ei des Schweppermaun (S. 227), der Apfel des Tell (S. 223) und der des Newton (S. 394), die Fensterscheibe, in die König Franz I. sein *souvent femme varie* (S. 331) und die, in welche die Königin Louise die Goetheschen Verse geritzt (S. 305), das Glas Wasser der Königin Anna (S. 398) und das Glas Blut des Fräulein von Sombreuil (S. 349), die Vorhersagung einer Sonnenfinsternis durch Thales (S. 101) und diejenige der Entdeckung der Phasen der Venus durch Coppernikus (S. 249), das Martyrium des Regulus (S. 149) und das des Galilei (S. 416), die Keuschheit der Lucretia (S. 134), sowie die Ludwigs XIII. (S. 337), das Gastmahl der sieben Weisen (S. 101) und das der Girondisten (S. 349), der König Eduard I. von England mit seinem Knaben auf dem Arm vor den wallisischen Großen (S. 379) und Maria Theresia mit ihrem Sohne Joseph auf dem Arm vor den Magnaten in Preßburg (S. 280), die erste Begegnung Petrarcas mit Laura in der Kirche (S. 411) und die Miltons mit der schönen Italienerin (S. 392), der Ring des Grafen

Essex (S. 382) und der des Herzogs von Medina-Sidonia (S. 427), der Sänger Blondel des Königs Richard Löwenherz (S. 375) und der Page Leubelfing des Königs Gustav Adolf (S. 262) verschwinden vor der Kritik oder erblassen doch so stark, wie eine *dissolving view*, deren Glasbild man aus dem Brennpunkt rückt.

Selbst bei dem, was uns auf Reisen noch gezeigt wird, dem Schloßhof, wo Emma den Eginhard über den Schnee getragen, dem Grabe beider in Seligenstadt sowie bei des Tellen Platte, dem Stuhl aus dem Holz des Baumes, von welchem Newton den Apfel fallen sah, und dem Stuhl in Belle-Alliance, auf welchem Wellington gesessen haben soll, der Inschrift auf dem Lutherdenkmal in Worms und derjenigen auf dem Denkmal des Generals Cambronne in Nantes, müssen wir den Kopf schütteln, ganz zu schweigen von dem See auf dem Gipfel des Pilatusberges, in welchem Pilatus sich ertränkt hat. Aber Orte, wo etwas geschehn sein soll, gefallen immer mehr als andere, sonstiges gleich gesetzt, weil wir ihnen in einer gesammelteren Stimmung gegenübertreten und das Erzählte die Einbildungskraft anregt.

Die Treppenwitze der Weltgeschichte haben einen ganz bestimmten Charakter, „*they o'erstep the modesty of nature*“, sie möchten immer alle Begebenheiten in die aristotelischen Einheiten hineinzwängen, sie haschen, wie die Worte, nach dem Charakteristischen oder nach dem, was ihnen so scheint. Die Schnelligkeit, mit der sie die Ereignisse im Gegensatz zur Wahrheit geschehen lassen, strebt nach dem Bühnenmäßigen und schließlich nach dem Zauberschlage des Märchens hin, während in der Wirklichkeit Voltaires Wort gilt *toutes les affaires sont longues*. Alles organische Werden, alles embryonenhafte ist ihnen langweilig und verhaßt, ja unverständlich wie einem Kinde, das selbst noch keine Entwickelung mit Bewußtsein durchgemacht hat und darum den Begriff der Entwickelung nicht fassen kann, so wenig wie ein gewöhnlicher

Kopf den der Differentialrechnung. Daher des Kindes Vorliebe für Märchen und deren Knalleffekte, sowie für unsere Treppenwitze der Weltgeschichte.

„Das Wunderbare ist das Natürliche des unbelehrten Verstandes." Weber, Demokrit VII. S. 271.

Ferner:

„Diejenigen Erscheinungen, welche am leichtesten das Gefühl der Ehrfurcht erregen, werden immer die bühnenmäßigen sein, — also solche, welche sich an die Sinne wenden, — welche beanspruchen Verkörperungen der größten, menschheitlichen Gedanken zu sein, welche in einigen Fällen wagen dürfen selbst eines höheren als menschlichen Ursprungs sich zu rühmen. Dasjenige, was in seinen Ansprüchen geheimnisvoll, in der Art seiner Thätigkeit undurchsichtig ist, — glänzend bei seiner Erscheinung, strahlend sichtbar für einen Augenblick und dann sich verhüllend, — dasjenige, was verborgen und doch sich offenbarend, oberflächlich und doch wieder tief, anscheinend greifbar und doch gerne mehr als greifbar in seinen Folgen, — dieses, wie sehr seine Formen sich auch ändern oder wie immer wir es bestimmen oder beschreiben mögen, ist es und ist es allein, was der Masse der Menschen heim kommt." (Bagehot; *the English constitution*; London 1872, S. 8.)

Was nun diese „dekorativen Elemente" der Geschichte, die Anekdoten betrifft, so können wir aus unserer Erfahrung mehrere Kategorien derselben zusammenstellen, welche zur genauen Prüfung auffordern. Danach sind mehr oder weniger verdächtig alle Erzählungen und Berichte, in denen die Zahl sieben eine Rolle spielt, alle Scenen, die gemalt, in Gedichten, besonders in Legenden und Volksliedern besungen oder welche auf die Bühne gebracht worden sind; die Anekdoten über die erste Bethätigung junger Genies und die Worte Sterbender, — diese, wie schon gesagt immer, außer wenn sie ganz besonders trivial sind; ferner sind verdächtig alle in Schlachten gemachten Ausrufe, alle erfüllten Prophezeiungen, alle Erzählungen, in denen der Name des Helden oder des Schauplatzes irgendwie auffallend zur That, oder zu den Ereignissen paßt, alle sehr treffenden Antworten, alle Aussprüche, in denen ein Gefühl oder ein Eindruck auffallend charakteristisch wiedergegeben wird; denn das wahre Gefühl ist plump, wie ein junger Hund; dagegen haben Leute mit überraschender Treue Scenerien d. i. den Eindruck derselben geschildert, die sie doch nie gesehen, wie Jean Paul im „Titan" die borro-

mäischen Inseln (nur soll ihm die Herzogin Amalie von Weimar dabei hülfreich an die Hand gegangen sein); wie Schiller die Schweiz in seinem „Wilhelm Tell“, Sizilien in der „Braut von Messina“, der „Bürgschaft“ und im „Taucher“; — ferner alle Berichte, welche die Entstehung der Wappen und Namen von Städten, Ländern und Familien erklären wollen und alles, was irgendwie typisch und allegorisch geworden ist, alles „Epochemachende“, schließlich alles besonders Rührende, Hinreißende, sehr Edle, es ist ganz gleich, von wem es erzählt wird, „vom Vornehmsten bis herab zum Künstler“ — ebenso, aber leider nicht mit derselben Wahrscheinlichkeit, alles besonders Scheußliche und Entsetzliche.

Wie wenig auf Stammbäume zu geben ist, geht daraus hervor, daß, als 1387 die Burg Lusignan erobert worden war und darauf Jean d'Arras, sowie später ein gewisser Stephan eine Geschichte der Melusine, der mythischen Stammmutter der Lusignan, erscheinen ließen, welche sie überschwänglich verherrlichte —, daß da die Familien Luxemburg, Rohan und Sassenage ihre Stammbäume fälschen ließen, nur um ihre Geschlechter auf das übernatürliche Wesen zurückführen zu können; der Helmschmuck der Lusignans war aber eine badende Frau. (Vergl. auch S. 216 die Familie Bentivoglio.) —

Die Ausrufe, welche in Schlachten geschehen sein sollen, sind grade so erst das Erzeugnis einer späteren Zeit, wie das Denkmal, das zur Erinnerung an Ort und Stelle errichtet wird; ja es herrscht sogar eine gewisse Ähnlichkeit zwischen beiden und das Wort ist mitunter aere perennius, — haltbarer als das Erz.

Eine speziell verdächtige Kategorie ist auch die der klugen Mütter bedeutender Männer. Ein Freund meines Buches schrieb mir: „in den biographischen Artikeln des Lexikographen Suidas sind die kontrolierbaren Mütter alle erlogen“; ebenso ist verdächtig das hohe Alter, welches

viele Dichter und Schriftsteller erreicht haben sollen; „dies beruht auf der naiven Anschauung, Männer, die vor langer Zeit gelebt, sich als Greise vorzustellen“.

Eine besondere Klasse unhistorischer Erzählungen sind ferner die sogenannten Wander-Anekdoten, denen wir im Texte häufig begegnet sind.

„Gewissermaßen das gemeinsame Eigentum der Menschheit scheinen sie einherzugehen mit Lücken für Name, Datum und Ort, um solche bei jeder sich bietenden Gelegenheit sich ausfüllen zu lassen ..... Hierher gehören jene Geschichten von verschmähten Weibern, welche dann die betreffenden Männer fälschlich anklagen, von Königstöchtern, welche ihr Vaterland aus Liebe zu einem der feindlichen Krieger verraten und schließlich von diesem für ihren Verrat bestraft werden.“ (Freeman, *historical essays*; London 1875, Seite 5.)

Wir wollen noch hinzufügen die Berichte über Schlachten, in welchen ganze Heere umkommen, mit Ausnahme eines einzigen Kämpfers, der dann die Schreckenskunde in die Heimat trägt und selbst dieser wird manchmal umgebracht. Es paßt somit auf diese Wanderanekdoten das bekannte Wort:

„Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort“

oder in Prosa gesagt von Volk zu Volk, von Zeitalter zu Zeitalter, sich den veränderten Umständen anbequemend und bleiben an ausgezeichneten Persönlichkeiten hangen, wie Wolken an hervorragenden Bergspitzen. Daß sich die erzählten Vorgänge je wirklich ereignet hätten, ist selbst in sonst und an sich wahrscheinlichen Fällen unwahrscheinlich.

„Wer das Unglück hat, berühmt zu sein, muß sich gefallen lassen, daß Anekdoten von ihm zirkulieren, wie schlechte Münzen.“ (Weber; Demokrit VII S. 64.)

Es gehören z. B. hierher auch die rührenden Berichte, welche von vielen berühmten Musikern erzählt werden, wie sie einen wenig begabten und deshalb heruntergekommenen Kollegen auf der Straße in bitterer Not finden, ihm seine Geige, oder was er grade spielt, wegnehmen, dem Instrument nun mit ihrer Virtuosität Töne entlocken, welche die ganze Umgebung bezaubern und schließlich bei den in solcher Weise fest Gebannten eine Kollekte halten. Zuerst erzählt wird die Geschichte (nach einem Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom

10. Januar 1886 von Ernst Pasqué) von dem Tenorsänger Jean Ellevian (1765—1842), dem sie 1802 in Paris in den *Champs-elysées* passiert sein soll. Die Scene wurde in Kupfer gestochen und noch im selben Jahre auf die Bühne gebracht; sie ist daher vielleicht schon viel älter.

Gleichfalls verdächtig sind alle Künstleranekdoten. Aus dem Werke „Apelles Leben und Werke" von Gustav Wustmann, Leipzig 1870 citieren wir folgende Stelle, um zu zeigen, wie sie jeder Zeit so wucherten gerade wie heut (S. 79).

„Überall begegnen uns dieselben märchenhaften Nachrichten über die erbärmlich niedrige Herkunft der größten Künstler, über die wunderbare Naturwahrheit ihrer Werke, wodurch sich Tiere und Menschen täuschen lassen, über erstaunliche Leistungen in der Geschwindmalerei, über gräßliche Experimente mit lebenden Modellen, überall dieselben epigrammatisch zugespitzten Kunsturteile, dieselben Bonmots, dieselben Künstlernarrheiten wie in der antiken Kunst."

Mozart soll, wie die meisten seiner Biographen angeben, die Ouverture zum „Don Juan" in der Nacht vor der ersten Aufführung geschrieben haben, vom Punschtrinken müde und schläfrig; das ist einfach ein Unsinn; denn wenn auch das Prager Orchester die Noten „naß auf die Pulte bekam", so mußten sie doch eben für die verschiedenen Mitwirkenden dazu abgeschrieben worden sein und das abschreiben erfordert doch auch Zeit.

Von Paul Konewka, dem berühmten Schattenrißzeichner (geb. 5. April 1840, † Mai 1871), behauptete der Kunstkritiker einer großen Zeitung, er hätte sein Meisterwerk „Die Illustrationen zu Shakespeares Johannisnachtstraum" in „zauberhafter Geschwindigkeit mit der Scheere geschnitten". Konewkas Schwager jedoch, der Dichter Johannes Trojan, erzählt uns in seiner Lebensbeschreibung des Künstlers:

„Wer sie wirklich ansieht wird das nicht glauben und in der That ist dem nicht so. Sie sind von dem Künstler gezeichnet und von ihm selbst auf Holz übertragen..... Sie sind dann vorzüglich geschnitten von einem Meister der Holzschneidekunst, A. Vogel; Ehe sie aber schnittreif waren, hat der Künstler Jahre des Strebens, des Lernens und des Versuchens an sie gewandt. Von seinen unzähligen Entwürfen zu den Figuren des „Johannisnachtstraums" hat Konewka etwa drei-

hundert aufgehoben, die jetzt vor mir liegen. Diese dreihundert Versuche bieten einen Beweis dafür, daß solche Sachen, die so leicht hingeworfen zu sein scheinen, doch nicht auf die Art entstehen wie mancher, der mit seiner Arbeit bald fertig und zufrieden ist, es sich vorstellt.“ (Trojan, „Kleine Bilder“, Minden 1886, S. 149.)

Auch das Kunstwerk wird mit Entzücken empfangen, aber mit Schmerzen zur Welt gebracht und verdächtig sind alle Erzählungen über die plötzliche Entstehung oder Veranlassung berühmt oder bekannt gewordener Gedichte, Melodieen, Bilder, Statuen und sonstiger Kunstwerke — kurz über alle Konzeptionen; — noch keine Konzeption ist jemals belauscht worden und zwischen Konzeption und Geburt liegen viele Neumonde und Vollmonde.

Michel Angelo soll einen Menschen gekreuzigt haben, um danach eine Kreuzigung Christi zu malen. In einer Seitennische der Marienkirche in Danzig hängt ein von Holz geschnitzter Christus am Kreuz. Der unbekannte Hersteller soll seinen Schwiegersohn gekreuzigt haben, um danach das Gesicht darzustellen (!). Es giebt auch ein greuliches Gedicht von Chamisso über ein entsprechendes Thema „Das Kruzifix; eine Künstlerlegende“. — Ein Seitenstück dazu sind die häufig vorkommenden Uhrmacher, denen nach Herstellung eines wunderbaren Kunstwerkes ihres Fachs die Augen ausgestochen werden. Es wird dies auch von dem Nürnberger Hans Düringer erzählt, der 1464—70 die astronomische Uhr in der Oberpfarrkirche in Danzig anfertigte und dafür sehr reichlich bezahlt wurde. Die Schandthat ist eine Erfindung. (Löschin, Geschichte Danzigs; Danzig 1828, S. 159.)

Die Treppenwitze der Weltgeschichte sind in der That wie dem Text derselben hinzugefügte bunte Illustrationen, — illustrieren ja doch die meisten Bilder der zur Lektüre für jüngere Personen bestimmten Bücher fast einzig die Treppenwitze der Geschichte, — aber eben deshalb sieht man nach ihnen gewöhnlich zuerst; eben deshalb prägen sie sich der Erinnerung leichter und fester ein als der Text selbst. Man kann aber fast von jedem solchen „historischen“ Gruppen-Bilde be-

haupten: „so ist es jedenfalls nicht gewesen“. Denn die Bewegung und das Werden kann man nicht darstellen, weder in zwei noch in drei Dimensionen, sondern nur die Tendenz dazu; es würde es auch niemand aushalten zuzusehen, wie eine Blume wächst, selbst wenn er die Zeit dazu hätte. In neuerer Zeit bringen die illustrierten Geschichtsbücher, gleichsam in Anerkennung dieser Erwägungen, mit Vorliebe Abbildungen von alten Münzen, Dokumenten und Gebäuden, meistens unkoloriert. Denn die Farbe eines Dinges ist zwar das, was uns an ihm zuerst in die Augen fällt und doch ist sie das unwesentlichste daran. Das Kind aber, welches immer nach den Bildern guckt, lernt nicht lesen. Es merkt sich gleichsam nur die Symbole und spielt mit ihnen ohne zu wissen, was sie bedeuten. So ist es auch ein Hauptmangel des Parlamentarismus, daß alle Parlamente besser aufpassen bei persönlichen Zänkereien, bei sogenannten Zwischenfällen, als bei der langweiligen, aber wichtigen Besprechung der Zahlen des Anschlags. Hiermit hängt zusammen, daß Reden, die sich gut anhören, sich meistens schlecht lesen und umgekehrt, daß solche, die sich gut lesen, sich schlecht anhörten (vergl. Plutarch; Demosthenes 11); jene vertragen also nicht einen genauen Einblick; diese waren nicht koloriert genug, um den Hörer zu fesseln. Die eigentliche Ursache aber, warum gerade diese Treppenwitze der Weltgeschichte sich vorzugsweise dem Gedächtnisse einprägen, ist eben dies, daß in ihnen gewöhnlich irgend eine Tendenz des Einzelnen, oder der Partei, der Sekte, der Nation, des Zeitalters u. s. w. sich ganz rein ausspricht. Deswegen gefallen sie immer wieder und weil sie immer wieder gefallen, leben sie immer wieder auf und werden mit Ehrfurcht behandelt.

„Was sich nie nnd nirgend hat begeben —
Das allein veraltet nie.“

Schiller: An die Freunde; Schluß.

Kindliche Gemüter, die noch wenig schmerzliche Bekanntschaft mit den vielen harten Ecken der Außenwelt gemacht haben, erfinden solche Erzählungen und erfreuen sich ihrer,

während in der Wirklichkeit der Tendenz ein solcher freier Spielraum nie gewährt, sie vielmehr fortwährend zu Kompromissen gezwungen wird. Das wesentliche, das verführerische, ja das schlechte bei allem theatralischen ist dieses Siegen ohne Kampf; eben darum muß man bei allem was sich dem Gedächtnisse — man möchte sagen — aufdrängt, befürchten, es habe einen Haken — das ist eben der zugespitzte Tendenzhaken, mit dem es haften will, — denn, wie ein mächtiger Strom ein Delta, bildet sich eine mächtige Tendenz ihre Tendenz-Anekdote. Die Freude und das Entzücken, welches wir manchmal bei Mitteilung derselben empfinden, ist zu vergleichen mit dem Eindruck, den ein künstlich angelegtes physikalisches oder chemisches Experiment auf uns macht, indem es uns das Wirken irgend einer Naturkraft in kleinem Maßstabe und leicht übersehbar vor Augen rückt, getrennt von störenden Einflüssen, wie es in der Natur selbst nie vorkommt. Dieses Entzücken ist ferner identisch mit dem, welches die Menschen beim Anhören schöner und tiefsinniger Mythen und Legenden empfinden, wie immer wunderbar und daher unmöglich der Inhalt sein mag; denn auch was sich solchergestalt nicht als Gleichnis giebt, ist doch meistenteils nur Gleichnis. Die Geschichte will in diesen Tendenz-Anekdoten dasjenige aus sich herauskristallisieren, was die Natur den Naturwissenschaften durch Vorgänge bietet, welche die Engländer *glaring instances* nennen, (die instantiae ostensivae des Baco von Verulam; Novum Organon, Buch II. Art. 14, wo er jedoch vor ihnen warnt, weil sie dem Verständnis zu sehr entgegenkämen); sie erinnern so an den bei einem Gastmahl auf der Bühne ein Trinklied vortragenden Sänger, welcher nicht zu seinen Tischgenossen singt, sondern sein leeres Glas erhebt, an die Lampen tritt und sich mit einer leicht nachzusummenden Melodie direkt an das Publikum wendet; so treten auch die Treppenwitze der Weltgeschichte aus dem Rahmen derselben heraus und wenden sich

demonstrativer Weise an die Nachwelt; sie sind auch wie für uns zurecht gemacht und schmeicheln deshalb der menschlichen Eitelkeit; sie funkeln so stark, weil sie schon teilweise geschliffen sind; sie sind wesentlich durchsichtig, während das wirklich sich ereignende wesentlich undurchsichtig ist; wir glauben, wir verstehen die Wirklichkeit, während es nur ein ersonnenes Märchen ist, das wir begreifen; aber gerade das gemachte, ersonnene unterscheidet die „Poesie" (im weitesten Sinne) von der Geschichte; das wirklich geschehende, welches man erfragen, erforschen kann (ἱστορεῖν = besehen, erkunden, erfahren, erzählen) ist nicht poetisch. Das gedichtete ist auch meistenteils erdichtet. Daher bemerkt Schopenhauer mit Recht: „ein Dichter ist man nicht ohne einen gewissen Hang zur Verstellung und Falschheit (Nachlaß S. 295), und Goethe sagte zu Eckermann (15. Oktober 1825) mit Beziehung auf die Bestreitung der Erzählungen von der Lucretia und dem Mucius Scaevola: „. . . wenn die Römer groß genug waren so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben" — ja, wenn es die Größe der Römer gewesen wäre, die diese Anekdote hervorgerufen, aber es war die liebe Eitelkeit und nichts weiter; aber eben darum machen die Treppenwitze der Weltgeschichte, wenn sie gut sind, auf uns den Eindruck eines Kunstwerks, sie befriedigen; selbst wenn sie die Karikatur schon zu berühren scheinen, muten sie uns an, so wie eine Photographie mit einem gewissen Ausdruck der Selbstironisierung immer besser gefällt als eine ganz ernste. Dagegen kann die wirkliche, ernste Geschichte, die eine Wissenschaft, aber keine Kunst sein soll, nie befriedigen, weil das die Natur ihres Themas, des Menschen, nicht zuläßt und es der Wissenschaft überhaupt nicht möglich ist. Eben deshalb aber, weil diese Treppenwitze immer schon eine Leidenschaft, eine Tendenz, eine Neigung so abgelöst hinstellen und gewissermaßen destilliert vorzeigen, wie es in der Wirklichkeit nie vorkommt, üben sie

auf den Künstler, sei er nun Maler, Bildhauer, Dichter, Rhetor oder Romanschreiber, eine so eigentümliche Anziehung aus, dessen Aufgabe eben diese ist, uns die Vorgänge des Lebens verständlich und leicht übersehbar, — und nicht auf dem mühsamen Wege der Wissenschaft — sondern gleichsam mit einem Male zur Anschauung zu bringen; die Hälfte der Arbeit ist ihm eben abgenommen; ja selbst die Historiker haben sich oft und gerne von diesen „Tendenzanekdoten" berücken lassen; ja sie haben dieselben vorzugsweise aufgesucht und gesammelt wie Plutarch dies von sich selbst bemerkt*) und wie es unter den neueren manche gethan haben, ohne es anzuerkennen. Den Kindern und dem Volke gefällt immer das sichtbarwerden und sich geltend machen einer einzelnen Persönlichkeit, eines einzelnen Strebens; daher die unbegrenzte Volkstümlichkeit aller Freischarenführer, mögen ihre Pläne und Unternehmungen noch so albern und aussichtslos sein; daher auch die vielen Erinnerungen in Rom an Nero und in Mosco an Jvan den Strengen; es waren Scheusale, aber folgerichtige Scheusale. Selbst der Roman gefällt den meisten Menschen besser als die Wirklichkeit, weil die Personen im Roman leichter durchschaubar sind; am auffallendsten ist dies bei Charles Dickens.

Die folgende hübsche, hierauf bezügliche Stelle findet sich, wo man sie kaum gesucht hätte:

„Nur in einer idealen Geschichte kann ein einzelner Gegenstand an und für sich betrachtet werden, in abgeschlossener plastischer Gestaltung und in antiker Ruhe, wie der Bildhauer eine Götter- oder Heroengestalt frei und losgemeißelt hinstellt in den freien Raum. Die Gegenstände des Mittelalters zeigen uns dagegen überall das bewegtere Leben des Hautreliefs, in welcher sich die Gestalten mit dem Hintergrunde des Marmors verflössen und nur teilweise aus ihm herausarbeiten, ganz dem Charakter des wirklichen Lebens gemäß, wo der Mensch nur selten einige Glieder frei aus den ihn beengenden Fesseln der Verhältnisse heraus streckt." (Klöden; über die Entstehung, das Alter und die früheste Geschichte der Städte Berlin und Kölln, Berlin 1839, Vorwort S. VII.)

*) In der Widmung seiner Sammlung der Aussprüche von Königen und Feldherren an Kaiser Trajan, welche freilich für unecht gehalten wird; ähnlich im Leben des Alexander (Kap. 1).

Der Treppenwitz der Weltgeschichte hat auch einen sozialistischen Zug (vergl. S. 287): er gefällt sich in der Demütigung des Hohen und berichtet gern die niedrige Abstammung später höchst einflußreicher Personen, und wie ihre Geburt und Erhaltung einst an einem Haare gehangen, womit er dann zarter Weise andeutet, daß es schließlich wohl auch ohne sie gegangen wäre. Desgleichen faselt er gern, daß wichtige Entdeckungen und Erfindungen nicht dem Nachdenken der sich mit dem Gegenstand Beschäftigenden, sondern dem Zufall zu verdanken seien.

Über die Erfindung des Glases z. B. bemerkt Antonius von der Linde (Gutenberg, Geschichte und Erdichtung, Stuttgart 1878):

„Es ist eine Lieblingsidee der Sage, den Zufall zum bloßen Impuls hochwichtiger Neuerungen zu machen, wie wir dies z. B. an den Histörchen gewahr werden, welche die Erfindung des Glases, des Schießpulvers, der Ölmalerei aus zufällig sich darstellenden Mischungen erklären wollen. In Syrien, sagen die alten Quellen, am Fuße des Carmel, wo der Fluß Belus in das Meer fällt, strandete ein Fahrzeug, an dessen Bord Salpeterhändler sich befanden. Um die Mahlzeit zu bereiten legten sie unter ihre Töpfe Stücke Salpeters, da keine Steine zur Hand waren. Und als jene nun zu glühen anfingen und sich mit dem reinen Flußsande vermengten, da sei eine durchsichtige Masse weggeflossen, das Glas. Diese Geschichte, schon durch den angeblichen Mangel an Steinen in der unmittelbaren Nähe eines Gebirges sehr merkwürdig, berichtet der berühmte römische Encyklopädist Plinius (H. N. 36, 26). Den gewichtigsten Einwand gegen die Richtigkeit der Erzählung macht der Techniker; — denn es ist nicht möglich, daß ein so geringer Hitzegrad, als ihn das Kochfeuer entwickelt, dazu ausreichen sollte, um jene beiden Stoffe, aus denen allerdings eine glasige Masse entstehen könnte, zu schmelzen und in flüssigen Zustand zu versetzen."

Gleichfalls sozialistisch ist der häufig vorkommende Fall, daß eine Anekdote erfunden wird zum Zwecke, eine bestehende Einrichtung verächtlich und verhaßt zu machen.

„Die Sagenbildung war gleichsam die Preßfreiheit des unterdrückten Volkes." (Schleiden; die Rose, S. 105.)

Vier andere Neigungen des Treppenwitzes der Weltgeschichte sind die zum Attributismus, zum Pendantismus, zum Kontrastismus und zum Programmismus. Was diesen zuletzt genannten betrifft, so wird sehr oft das Leben berühmter Persönlichkeiten, besonders von Königen, deren Stellung allerdings einer solchen Darlegung am meisten

entgegenkommt, so geschildert, als ob sie von Anfang an ein festes Programm für ihr Wirken gehabt, dieses sogleich klar erkannt, alles Ablenkende vermieden und nichts ihm Günstiges übersehen, alle Hindernisse sogleich überwunden und es schließlich in allen seinen Teilen durchgeführt hätten. — Dies ist wohl immer falsch. Eine sehr wirksame Illustration zum Programmismus ist der Schwur des Knaben Hannibal; s. S. 153 f.

Ein großartiges und allgemeines Beispiel zum Pendantismus liefert die Apostelgeschichte.

„In der Erzählung findet sich vorerst die auffallendste Übereinstimmung zwischen den Thaten und Schicksalen des Petrus und der älteren Apostel auf der einen, des Paulus auf der andern Seite. Beide Teile werden sich nicht bloß im allgemeinen durch die Schilderung ihrer Wunderthätigkeit gleichgestellt, sondern es giebt auch im Besondern keine Art petrinischer Wunderwirkung im ersten Teil, welche nicht durch den zweiten dem Paulus gleichfalls zugesprochen würde.“ (Zeller; Apostelgeschichte; Stuttgart 1854, S. 320.) —

Wir citieren wieder einmal:

„Und wo überhaupt ein epochemachender Mann auftritt, der eine alte morsch gewordene Welt aus ihren Angeln hebt, der ist keine Trivialität, die man ihrem ganzen Wesen nach längst als Programm im Pulte hätte fertig gehabt.“ (Seinecke, Geschichte des Volkes Israel II. S. 72.)

Gerade die gewaltigen Menschen lernt man nie aus; die Formel, welche sie auflöst, ist, wie die der verwickelten Gleichungen höheren Grades, noch nicht gefunden worden; ähnlich verhält es sich mit der Natur eines ganzen Volkes.

„Kein Volk ist etwas abstrakt Definierbares; vielmehr sind alle Völker Wesen mit den verschiedensten Eigenschaften und den mannigfaltigsten Seiten; kein historisches Ereignis beleuchtet irgend ein Prinzip ausschließlich, jede Ursache ist durchflochten und umgeben mit hundert andern. Die beste Geschichte ist doch nur wie die Kunst des Rembrandt; sie wirft ein lebhaftes Licht auf gewisse ausgewählte Ursachen, auf solche, welche die besten und größten waren; — alles übrige läßt sie im Schatten und unerschaut. (Bagehot; *Physics and politics; 2nd edition;* S. 61 f.)

Diese ihre Manier aber wird die Geschichte aufgeben; sie wird sich vielmehr — und sie thut es schon — mehr und mehr zur Statistik neigen; ja es fragt sich, ob diese beiden Wissenschaften nach weiterem jahrhunderte langem Fortschritt nicht in einanderfließen werden und ob nicht aus der Aufzählung der hübschen Pointen, die sich das Menschengeschlecht

nachträglich zu seiner Geschichte ersonnen, eine selbständige Wissenschaft sich bilden wird; mit der eigentlichen Geschichte haben diese nichts zu thun; es machen daher manche unserer heutigen Geschichtswerke, in denen der Verfasser fast auf jeder Seite genötigt ist in einer Anmerkung gegen irgend eine dieser Fabeln zu protestieren, den Eindruck von jemand, der schreibt und sich dabei fortwährend die Fliegen abwehren muß. Wir nennen das Ungewöhnliche merkwürdig, während doch eigentlich dem Gewöhnlichen diese Bezeichnung zukommt. Aus der Statistik und der Geschichte würden, wenn wir dies festhielten, die einfachen Gesetze, welche das Schicksal der Nationen und des Menschengeschlechts regieren, durch weiter und weiter fortschreitende Verallgemeinerungen hervorgehen, wie die Kepplerschen Gesetze aus den fleißigen Beobachtungen Tychos und wie die Gesetze der Vererbung und Anpassung bei den Organismen aus den mühsamen Forschungen der modernen Naturforscher. Auf die charakteristischen Pointen aber, die immer in der Tangente abfliegen, legt man jetzt weniger Wert, ja ist ihnen feindlich gesinnt, weil man durchschaut zu haben scheint, daß alles Charakteristische zur Karikatur neigt (caricare beladen, überladen); ja — diese Treppenwitze der Geschichte sind Karikaturen, die man nur nicht gleich als solche erkennt.

So wird die Geschichte jetzt unter unseren Augen eine Wissenschaft, indem ihr die Statistik das Material zu liefern anfängt und sie wird aufhören, ein fast auf das Leihbibliothekenpublikum berechnetes, chronologisch geordnetes, novellenartiges, biographisches Lexikon oder eine ausschließliche, trostlose Aufzeichnung von Kriegen zu sein; so daß der Vorwurf Schopenhauers nicht mehr zutreffen wird: „Der Inhalt der Geschichte wären die europäischen Katzbalgereien". (Frauenstädt, „Arthur Schopenhauer; von ihm, über ihn"; S. 301.) Es ist ein Lieblingsgleichnis des Baco, daß die Zeit, wie ein Strom, das Leichte und Hohle uns zuführe, das Schwere und Feste aber untersinken lasse. Es ist dies im ganzen gewiß nicht richtig,

allein gerade hier bei unserm Thema hat der Ausspruch sehr viel für sich; jedoch wie man Kindern die „Moral" nur am Ende von Fabeln, ganzen Völkern nur im Gefäße von Mythen, Religionen genannt, beibringen kann, so wird wohl auch noch lange Zeit bei den „Gebildeten" die Geschichte hauptsächlich durch ihre Treppenwitze Eingang finden,

um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
den goldnen Duft der Morgenröte webend,

weil ihnen zu einem gründlicheren Studium etwas sehr Wesentliches fehlt — nämlich die Zeit.

Gesuchtes.

(Gefällige Mitteilungen zu senden an:

W. L. Hertslet, Friedenau-Berlin; Wielandstraße 19.)

Es war die Absicht, bei jedem erwähnten Treppenwitz der Weltgeschichte anzugeben:

1) wie es sich in Wirklichkeit mit der Sache verhalte,

2) wie die falsche Lesart entstanden ist und sich entwickelt hat und

3) wie die Unrichtigkeit aufgedeckt worden ist.

Wo von diesen drei Angaben einige im Texte selbst noch fehlen, wird eine Belehrung sehr erwünscht sein durch Hinweisungen auf die betreffenden Werke, Broschüren, Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w. — Auch die Zusendung von Illustrationen zu Treppenwitzen, die in Kalendern und illustrierten Zeitungen sehr häufig sind, wäre angenehm. Sodann erlaubt sich der Verfasser noch folgende Fragen:

1) Ist der Ritterschlag historisch?

2) Waren Torquemada und Peter Arbuez getaufte Juden?

3) Wie steht es mit der Erzählung von *John o' Groat's house?* Groat oder Groot soll von Holland nach Schottland eingewandert sein und sich auf dessen nördlichster Spitze niedergelassen haben (*Duncan's Bay Head*); das von ihm erbaute Haus soll achteckig (nach andrer Lesart neuneckig) gewesen sein mit ebensovielen Fenstern und Thüren, damit alle Rangstreitigkeiten zwischen seinen zahlreichen Söhnen vermieden würden (?) An der Stelle ist jetzt nur ein grasbewachsener Hügel.

4) Hat Isabella die Katholische gelobt, kein reines Hemd anzuziehen bis Granade genommen wäre und dann drei Jahre warten müssen, daß das Hemd isabellenfarben wurde; oder hat dies Isabella, die Tochter Philipps II., bei der Belagerung von Ostende gethan?

5) Hat Kardinal Wolsey gesagt: ego et rex meus?

6) Sind bei Gustav Wasas Flucht die romantischen Einzelheiten historisch?

7) Hat der Herzog von Alba in den Niederlanden 18000 oder nach Hugo Grotius über 100000 Menschen hinrichten lassen?

8) Hat ein Kurfürst von Brandenburg, ärgerlich über die Opposition der preußischen Stände, bei Tafel einen Apfel ergriffen mit dem Schwur, so wahr den Trotz der Stände zu brechen, als er den Apfel durchs offene Fenster werfen werde, worauf der Apfel vom Fensterkreuz zurückprallt? (Gedicht von Freiligrath.)

9) „Trachtet vor allem nach Land und Leuten." Was ist an diesem Ausspruch historisch?

10) Hat Cromwell (beim Durchschreiten eines Stromes?) zu seinen Truppen gesagt: *Put your trust in God, but keep your powder dry?*

11) Ist er gleich nach der Hinrichtung Karls I. mit seiner tintigen Feder einem neben ihm Stehenden übers Gesicht gefahren? — Welche Worte hat er dabei gesprochen?

12) Hat er den Sarg des Königs öffnen lassen?

13) Hat Maria Theresia einem Bettelkinde auf der Straße die Brust gegeben? (Bild von Liezenmaier.)

14) Hat die Mutter Napoleons I. von ihm gesagt, „er hätte statt des Herzens eine Kanonenkugel" und diejenige Napoleons III. von diesem: „er lügt sogar, wenn er schweigt"? (Napoleon I. sagte zu seinem Leibarzt O'Meara auf St. Helena, 17. Okt. 1816 *„Credo che il mio cuore non batte mai; non l'ho*

sentito mai battere". Der Arzt untersuchte ihn hierauf und fand in der That keinen Herzschlag.)

15) Hat die Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen sich absichtlich das Gesicht entstellt, um nicht einen ihr unangenehmen Prinzen heiraten zu müssen? (Louise Mühlbach erzählt es.)

16) Hat Friedrich d. Große dem König Friedrich Wilhelm III. als kleinen Prinzen den Ball weggenommen ꝛc.?

17) Ist Marie Antoinette (oder nach andern die Gräfin Dubarry) im Sommer auf Salz Schlitten gefahren?

18) Ist zur Zeit der Schreckensherrschaft in Paris aus dem Blute, welches von der Guillotine floß, eisernes Geld geprägt worden?

19) Wann und wo hat Blücher gesagt, daß die Federn der Diplomaten nicht verderben mögen, was das Schwert gut gemacht?

20) Hat Laplace dem Kaiser Napoleon I. auf dessen Frage, warum er in der *Mécanique céleste* niemals Gott erwähnt habe, geantwortet: „*Sire, je n'avais pas bésoin de cette hypothèse*"?

21) Hat der einarmige Lord Raglan in der Schlacht an der Alma gesagt: Bei Waterloo haben die Franzosen mir einen Arm genommen, heute geben sie ihn mir wieder?

22) Hat 1870 ein bairischer Soldat zum damaligen Kronprinzen von Preußen gesagt: „Ja, wenn Königl. Hoheit uns 1866 geführt hätten, hätten wir den Malefiz-Preußen auch geschlagen"?

23) Was ist das historische an der Erzählung von „Landgraf werde hart!"? (Grimm; deutsche Sagen, II, 2. Aufl. S. 291.)

24) Desgl. am Schmidt von Kochel?

25) Desgl. an der Wappensage von der halb gefüllten Flasche?

Register.

1. Besprochenes.

* bedeutet in der vierten Auflage neu hinzugekommen oder wesentlich anders behandelt.
— u. bedeutet ganz unten auf der Seite.

2. Maler u. s. w., deren Bilder erwähnt werden.

3. Register zu den sogenannten „historischen" Worten und zu Liederanfängen u. s. w.

Lateinisch.

Deutsch.

Druckfehler.

S. 49 Z. 8 v. o. statt von l. war.
„ 62 „ 7 v. o. „ Schnurrpfeiferei l. Schnurrpfeifereien.
„ 101 „ 7 v. u. „ Pausänias l. Pausanias.
„ 124 „ 4 v. u. „ Nazanz l. Nazianz.
„ 141 „ 6 v. u. „ Schwengler l. Schwegler.

Urteile der Presse

über die

bisherigen Auflagen des „Treppenwitz der Weltgeschichte“.

Nationalzeitung. Ein überaus und auf jeder Seite anziehendes Buch. Die Leistung ist eine ganz neue Betrachtung und Zusammenstellung historischer Irrtümer und Erfindungen, unterstützt von den besten und zuverlässigsten Belegen. Das Buch muss und wird gelesen werden!

Berliner Börsenzeitung. Das Buch fesselt von vorn bis zur letzten Seite und zwingt den Leser zur vollen Erschöpfung seines Inhalts, ohne Langeweile, ohne Ermüdung.

Berliner Börsen-Courier. Das in hohem Grade fesselnde Werk Hertslets bildet eine Ergänzung zu den Geflügelten Worten Büchmanns und wir zweifeln nicht an dem Erfolg dieses ersten Versuchs einer Znsammenstellung allgemein verbreiteter historischer Fabeln.

Braunschweiger Tageblatt. Durchweg lebendig und amüsant, stellenweise geistreich geschrieben wird das Buch in immer weiterer Vervollkommnung eine brauchbare Ergänzung zu Büchmann werden, mit dem es sich vielfach berührt.

Frankfurter Journal. Ein treffliches und köstliches Buch.

Frankfurter Zeitung. Die Schrift ist nicht nur unterhaltend, sondern auch sehr lehrreich und eine wertvolle Zusammenstellung.

Gegenwart. Die fleissige Schrift bildet ein willkommenes Supplement zu Büchmanns: Geflügelten Worten.

Hamburger Nachrichten. Das unterhaltende mit Bienenfleiss zusammengetragene originelle Buch . . . . .

Lothringer Zeitung. Ein frischer Griff in ein niemals im Zusammenhange und in voller Tagesbeleuchtung behandeltes Thema und ein reicher Stoff der Belehrung und gleichzeitigen Unterhaltung für jeden Gebildeten.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Ein reizendes und originelles Buch, das auf einer Fülle von Belesenheit und ernsten Studien beruht. Der Stil ist leicht, liebenswürdig, fesselnd, scheinbar mehr eine Plauderei als eine Abhandlung, so dass das Lesen wahrhaft Vergnügen bereitet, und voraussichtlich recht vielen bereiten wird.

Ostseezeitung. Die Sammlung hat einen nicht gering zu schätzenden Wert und verdient in ihrer knappen, übersichtlichen Darstellung weite Verbreitung.

Die Post. Der Verfasser, der sich bereits auf anderem Gebiete einen ruhmreichen Namen erworben hat, hat sich in dem oben genannten Werke die recht dankenswerte Aufgabe gestellt, alle Sagen, Anekdoten, Aussprüche oder Sentenzen, mit denen das Leben der Helden der Geschichte aller Zeiten umkleidet worden ist, einer gründlichen Prüfung zu unterziehen und an der Hand historischer Autoritäten aufzudecken, wie weit der Treppenwitz der Weltgeschichte sein Unwesen dabei getrieben hat. Die Arbeit ist sehr gewissenhaft betrieben und mit vielem Witz und Geist geschrieben.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

SAPERE AUDE.
10. MAI 1614.

Hertslet, William Lewis,

Treppenwitz der Weltgeschichte

Berlin 1895